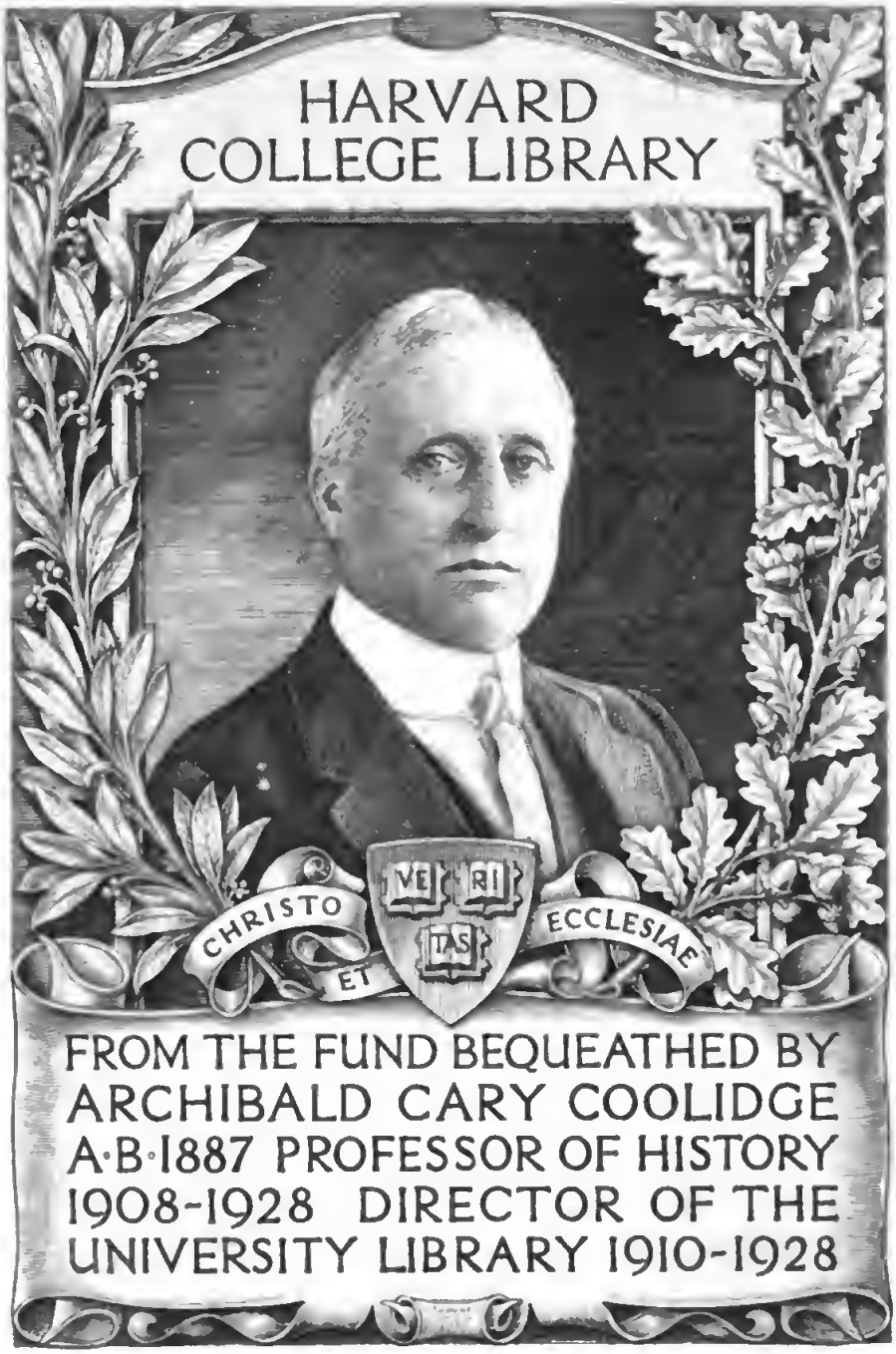
50514
39.340

WIDENER

HN WRLV M



HARVARD
COLLEGE LIBRARY

CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A·B·1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928

[illegible] Von [illegible]

33. **Christianens Deu[illegible]** [illegible]ronik aus dem ersten Dritteil un[illegible] M. 2.—.

34. **Aus dem Leben de[illegible]** [illegible] J. Hesse.

Lesebuch der Weltgeschichte oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit, erzählt von **W. Redenbacher. Dritte illustrierte Auflage.** [illegible] Solid geb. M. 10.—, brosch. M. 8.—.

Lesebuch der Erdkunde. Illustrierter Hausschatz der Länder- und Völkerkunde. [illegible] von **Eduard Schwarz.** Neu bearbeitet von Prof. Dr. Seidl u. Prof. Dr. Fr. Ratzel. [illegible] Oberflächenfarben in Farbendruck u. 250 Illustrat. In [illegible] solid gebunden M. 10.—, broschiert M. 8.—.

Reiche der Alten Welt. Band I: **Geschichte von Alt-Ägypten.** Von **Dr. A. Niedermann.** Mit 40 Illustr. Geb. M. 4.50, brosch. M. 3. Band II: **Geschichte Babyloniens und Assyriens.** Von Murdter-Delitzsch. 2. Aufl. Mit Karte, [illegible] 20 Abb. [illegible] M. 3.75, brosch. M. 3.—.

Erzählungen für Jung und Alt. I. Auf offener See. II. Durch Nacht zum Licht. III. Am eigenen Herd. IV. Lebensgeister. V. Vatilien e. Gefangen. VI. Lehrstahlen. VII. Verpflanzt. VIII. [illegible] und doch getrennt. IX. Aus fernen Zonen. X. Widerstand. XI. Ertappt. XII. Perlen aus aller Welt. Jedes Bändchen mit 6—8 Erzählungen hübsch kart. 40 Pf.

Biblische Bilder und Erzählungen für kleine Kinder aus [illegible] Illustr. Von A. Oldenburger. M. 2.—.

Kleine Bilderbibel. 30 kolorierte Bilder mit Text. M. 4.

Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten. Von † Dr. G. Gundert. Fünfte vermehrte Auflage. Kurzgefaßte Übersicht über das gesamte Missionsgebiet nach dem neuesten Stande. Broschiert gebunden M. 3.—.

Die Mission auf der Kanzel. Texte, Themata, Dispositionen und Quellennachweise für Missionsvorträge. Von [illegible] 328 S. broschiert M. 2.—, in Leinwand M. 2.75.

Kleiner Missions-Atlas zur Darstellung des evangelischen Missionswerkes. Von Dr. R. Grundemann. [illegible] in Farben. 2. verbess. Auflage. M. 2.—.

Die Naturkunde. Von Dr. G. Werner, † Prof. I. Bd.: **Physik und Chemie.** [illegible] mit [illegible] u. Spektraltafel. II. Bd.: **Naturgeschichte (Mineralogie, Botanik, Zoologie).** 476 S. mit 345 Abbildg. Jeder Band [illegible] M. 2.75, brosch. M. 2.

Gordon, der Held von Khartum. Ein Lebensbild. [illegible] Neue Volksausgabe. IV u. 304 S. [illegible] M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Adolf Wuttke. Lebenserinnerungen und Briefe. Von [illegible] Aufl. [illegible] Preisw. M. 6, elegant geb. M. 6.50.

Calwer Familienbibliothek.
32. Band.

Die Familie Lavenstein.

Ein Bild

aus der Zeit der Gegenreformation

von

Ulrich Löricher.

Calw & Stuttgart.
Verlag der Vereinsbuchhandlung.
1894.

50514.39.340

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
OCT 7 1960

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei.

Vorwort.

„Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen und alte Geſchichten ausſprechen, die wir gehört haben und wiſſen und unſere Väter uns erzählt haben, daß wir's nicht verhalten ſollten ihren Kindern, die hernach kommen, daß ſie ſetzten auf Gott ihre Hoffnung und nicht vergäßen der Thaten Gottes und ſeine Gebote hielten" (Pſ. 78). In dieſer Geſinnung hat M. Johann Maximilian Lavenſtein, Diakonus zu Leonberg in Württemberg, am 15. Dezember 1716 ſein Haus- und Familienbuch zu ſchreiben begonnen. Seine Kinder dem Herrn Jeſu zu bewahren und immer mehr zuzuführen, das war ſein ſehnlichſter Wunſch. In ſeiner Jugend hatte er die Erfahrung gemacht, daß nichts tiefer im Gemüte hafte, als das Vorbild frommer Glaubensmänner. Beſonders viel erzählte ihm ſein Vater von den wunderbaren Erlebniſſen ſeiner Vorfahren. Dieſe Geſchichten ſollten auch ſeinen Nachkommen bewahrt bleiben, darum hat er ſein Familienbuch angefangen und fortgeführt. Dasſelbe iſt bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben und mir von ſeinen Nachkommen in gütigſter Weiſe zur Verfügung geſtellt worden, wofür ich ihnen auch an dieſer Stelle meinen Dank ausſpreche.

Neben dieſer Familienchronik benützte ich vor allem die einſchlägigen Werke, die über die Gegenreformation um 1600, über Land und Leute in Kärnten und über die Wirkſamkeit des Jeſuitenordens in jener Zeit näheren Aufſchluß geben. Dieſelben ſind: Hurter, Kaiſer Ferdinand II; Raupach, Erläutertes evangeliſches Öſterreich; Hermann, Handbuch der Geſchichte des Herzogtums Kärnten; die Öſterreich-Ungariſche Monarchie in Wort und Bild; auf Anregung von Erzherzog Rudolf, (Kärnten und Krain); Anecdota Historico-Ecclesiastica (Winkler); Scheichel, Bilder aus der Zeit der Gegenreformation; Eiſele, Jeſuitismus und Katholizismus; Huber, der Jeſuitenorden; Ranke, die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat, u. a. Es war mir darum zu thun, die geographiſchen und hiſtoriſchen Verhältniſſe möglichſt wahrheitsgetreu darzuſtellen. Dabei wird es wohl jedermann von Intereſſe ſein, das Thun und Treiben der Jeſuiten in ihrer Entſtehungs- und Entwicklungsperiode näher kennen zu lernen. Die Citate, die ich denſelben in den Mund lege, ſind alle wohlverbürgten Quellen entnommen.

Möge dieſes Buch dem Leſer nicht nur einige angenehme Stunden bereiten, ſondern ihm auch Gottes Wort und unſer evangeliſches Bekenntnis aufs neue lieb und wert machen.

A. L.

I. Abſchnitt.

Chriſtoph Wenzeslaus Lavenſtein von Lavantthal.

1. Die traurigen Zuſtände im Lavantthal vor der Reformation.

„Die Welt iſt außen ſchöne, iſt weiß und grün und rot;
Doch innen ſchwarze Farbe, finſter wie der Tod."

Walther von der Vogelweide.

Wer die wildromantiſchen Alpenthäler Kärntens mit ihren ſteilen Kalkfelſenmauern, mit ihren ſcharfkantigen Kämmen, Hörnern und phantaſtiſch geformten Zacken durchwandert, wer all die prächtigen Gebirgslandſchaften geſehen und bewundert hat: den wird wohl unter jenen tiefeingeriſſenen Thalſchluchten und Berggehängen das Lavantthal durch ſeine Schönheit und Mannigfaltigkeit am meiſten beſtrickt haben. An der Oſtgrenze des Kärntner Landes ergießt ſich die ſchnellbahinrauſchende Lavant in die Donau. Das klare Gebirgsbächlein entſpringt auf ſteiermärkiſcher Erde; es iſt der Abfluß des von gewaltigen Kalkbergen umrahmten Lavantſees. In ſeinem Oberlauf durcheilt es eine enge Gebirgsſchlucht, die von bleichen, kahlen Kalkfelſen umfangen iſt. In ſeinem Unterlaufe

bildet es aber eine große, beckenförmige Weitung, welche sich von dem reizend gelegenen Städtchen Wolfsberg bis zum rebenumrankten Türner Schloßhügel und zur altehrwürdigen Abtei von St. Paul ununterbrochen in einer Länge von 15 Kilometer und wechselnder Breite bis zu 5 Kilometer ausdehnt und fast überall einen herrlichen Ausblick zu den Alpenhöhen gestattet: Aus dem Hintergrunde schauen die majestätischen Kalkberge mit ihren ehrwürdigen, grauen Häuptern hervor. Schon näher gerückt ist uns der Sau- und Koralpenzug, dessen hohe, langgestreckte Bergrücken mit Nadelholzwaldungen bewachsen sind. Aus diesem waldigen Dunkel reckt sich manch kühne Burg mit stolzen Türmen und Zinnen gen Himmel empor; oder ist es nur eine verfallene Ruine, die unser Auge fesselt und an verschwundene Pracht erinnert. Die unteren Gehänge des Thals sind mit prächtigen Obstanlagen bepflanzt, die hier wie sonst nirgends in Kärnten vortrefflichen Ertrag gewähren, und im Thalgrunde erblicken wir saftgrüne Wiesen und hochwogende Kornfelder. Dieses liebliche, milde Thal ist das Paradies des sonst nur an rauhe Lüfte und kargen Boden gewöhnten Kärntners.

Es war am Abend vor dem Osterfeste im Jahr 1520, als ein Zug schwergewappneter Ritter das Lavantthal hinaufzog. Sie waren vom fernen Ungarlande zurückgekehrt, wo sie gegen den Türken gekämpft hatten. Die alles an sich raffende Ländergier der Geistlichen und die Unzufriedenheit der Bauern machte die Edelleute um die Besitzungen in der fernen Heimat besorgt. Fehde und

Aufruhr war dort an der Tagesordnung, und so fanden sie es für nötig, ihre Rückkehr möglichst zu beschleunigen. Die Dunkelheit war schon stark hereingebrochen. Obwohl der Heerhaufen nur aus reitenden Kriegern bestand, ging es doch sehr langsam voran. Die Pferde waren durch den langen, beschwerlichen Ritt auf den steilen Gebirgswegen ermüdet. Das sangesfrohe Kärntnervolk sieht man selten stumm seine Wege gehen. Um die Müdigkeit und den Schlaf zu bewältigen, stimmten die Reiter eines ihrer schönen Ungarlieder an, nachdem es zuerst einer und dann mehrere im Marschtempo vor sich hingepfiffen. Es hieß in seiner deutschen Uebersetzung also:

„Geh' ich Jüngling in den Krieg,
Geh' ich ja nicht ganz allein,
Auch Maria geht mit mir,
Jesus wird mein Führer sein.

Geh' ich Jüngling in den Krieg,
Geh' ich doch nicht bloß für mich,
Sondern für Verwandte nur
Und für Brüder gehe ich.

Geh' ich Jüngling in den Krieg,
Flehet ihr zu Gott für mich,
Komm' ich dann ins Himmelreich,
Fleh' für euch ich sicherlich.

Schnell das weiße Röcklein her,
Und ein Schwert mir in die Hand;
Dann marschier' ich frohen Muts
In das ferne Ungarland."

Sie hatten das Lied kaum ganz beendet, da öffnete eine Biegung des Wegs auf einmal einen Ausblick auf

das reizend gelegene Städtchen Wolfsberg. Alles machte wie auf Kommando halt. Das Singen und Pfeifen verstummte plötzlich. Ein erhabenes Schauspiel bot sich den Rittern dar: Das ganze Thal war magisch beleuchtet und glänzte und blinkte in allen Farben. Der breite, spitzzulaufende Rücken der Koralpe lag so hell und licht vor ihnen da, wie wenn plötzlich die Sonne nocheinmal, nachdem sie schon vor Stunden untergegangen, mit ihren goldnen Strahlen die nächtliche Landschaft taghell erleuchten wollte. Es waren die im Lavantthale jetzt noch gebräuchlichen Osterfeuer, die all diese Herrlichkeit verursachten. In der Osternacht werden auf allen Bergen und Hügeln die „Osterhaufen" (riesige Holzstöße) angezündet. In Zeiten, wo das Volk noch frömmer gesinnt war, wurden hiebei allerlei geistliche Lieder gesungen. Im Jahr 1520 wußten wenige von dieser frommen Sitte: wildes Johlen und Lärmen, Schreien und verworrenes Getöse drang von dem Städtchen zu den Ohren der heimkehrenden Ritter. Die drei Führer des Haufens sonderten sich etwas von ihren Leuten ab, um sich darüber zu beraten, ob sie in das Städtchen einziehen sollten, ohne sich zuvor nach der Ursache des Lärms erkundigt zu haben. Es waren drei prächtige Männer, wie sie so in ihren goldglänzenden Rüstungen und wehenden Helmbüschen auf einer Brücke der Lavant standen. Ihre gigantischen Gestalten spiegelten sich in den klaren Wellen des Gebirgsbachs, wenn sie der oft plötzlich zunehmende Feuerschein beleuchtete. Der in der Mitte war unter den Dreien offenbar der bedeutendste.

Es war ein großer, breitschultriger Mann in den Jahren seiner besten Kraft. Das schwarzgelockte Haupt, das ein hoher, mit Straußenfedern und Edelsteinen verzierter Helm bedeckte, die mächtige Stirne, die blitzenden Augen, der herabwallende, schwarze Bart und insbesondere die schimmernde, mit Kleinodien besetzte Rüstung: das alles gab ihm das Ansehen eines gewaltigen Kriegers. Dieser stattliche Held war einer von dem Geschlechte derer von Lavantthal: Herr Christoph Wenzeslaus Lavenstein von Lavantthal, Feld- und Kriegsrat Maximilians I. Der Ritter, der zur Rechten Lavensteins stand, ließ diesem an edler Gestalt und Schönheit der Rüstung nichts nach; nur war der jugendliche Hans von Ungnad damals noch nicht so gewaltig und streitbar. Sein blondes Lockenhaar, das ihm über die Schultern hinabwallte, und seine tiefblauen Augen verrieten die echt germanische Abkunft des kaum zwanzigjährigen Ritters. Der Dritte der Anführer war trotz Rüstung und Wehrgehänge kein Ritter. Seine ängstliche Haltung und sein ganzes Gebahren hätte sich auch nicht für einen Krieger geziemt. Der Kaufmann Matthäus Freidel hatte sich in Geschäften nach Triest begeben und war auf der Rückreise mit den Rittern zusammengetroffen. Er galt für den reichsten Mann im ganzen Lavantthale. Seine Burg war das oberhalb Wolfsberg gelegene Payerhofen. Er fürchtete bei dem großen Tumult in dem Städtchen, seine Frachtwagen würden von dem aufgeregten Pöbel geplündert werden. Mit der Familie Lavenstein, die ihre Besitzungen im oberen Lavantthale hatte, war sein Haus seit langer

Zeit befreundet. Die Ritter hatten die reichen Kaufleute in mancher Gefahr beschirmt; dafür wanderte manch schmuckes Möbel aus Nürnberg, manch kostbares Gewand von Venedig in die Stammburg derer von Lavenstein. Auch diesmal sollte dem besorgten Kaufmann die Hilfe seines Freundes nicht fehlen. Die Drei waren übereingekommen, daß Lavenstein zuerst allein in das Städtchen gehen sollte, um die Ursache des Tumults zu erfahren. Der Ritter übergab sein Pferd einem seiner Knappen und eilte in die Stadt. Je näher er der Kirche kam, desto wilder und toller wurde der Lärm. Es handelte sich nicht um einen Straßenkrawall; ein großer Narrenaufzug erregte die Menge. Lavenstein hatte die Stadtkirche erreicht. Er stellte sich ihr gerade gegenüber an den Eckpfeiler eines Hauses, so daß er ungehindert das wüste Treiben im Innern des Gotteshauses beobachten konnte. Das Heiligste und Erhabenste wurde hier in empörender Weise verspottet. In wildem Durcheinander tanzten maskierte Menschen in Tiergestalten in der Kirche umher. Die Orgel spielte dazu einen ausgelassenen Jodler. Der Narrenbischof trat in den Hochaltar und celebrierte eine Seelenmesse. Neben ihm standen zwei in Bocksfelle gehüllte Chorknaben, die abscheuliche Grimassen schnitten. Der Bischof hielt hierauf die Narrenpredigt. Nach jedem gotteslästerlichen Wort, das er ausstieß, brüllte die ausgelassene Menge donnernden Beifall. Vor der Kirche war fast das ganze Städtchen versammelt. Die Unanständigkeit und Frechheit wurde unerträglich. Der wackere Ritter war über dieses Gebahren

seiner Landsleute aufs tiefste entrüstet. Er wollte eiligst zu seinen Kriegern zurückkehren, um an ihrer Spitze dem schändlichen Unfug ein Ende zu machen. Da sah er auf einmal einige ihm bekannte Gesichter. Es waren ihrer Kleidung nach Bergknappen, die in seinen Gruben arbeiteten. Sie suchten dem Mutwillen des Volkes Einhalt zu thun; doch alles Drohen und Schelten der wackeren Männer war vergebens. „Ei, seht doch!“ rief da plötzlich einer von ihnen, „dort steht ja unser gnädiger Herr.“ „Hoch lebe unser Gebieter, Herr Christoph Lavenstein!“ riefen nun alle Bergknappen zusammen, indem sie sich zu dem Ritter herandrängten. Der Name des bei derartigen Gelegenheiten sehr gefürchteten Helden verfehlte seine Wirkung nicht. Der Lärm der Menge verstummte plötzlich; alles sah sich nach dem Gefürchteten um. Der aber benützte diesen Augenblick, zog sein Schwert, stellte sich unter das Portal der Kirche und rief mit Donnerstimme: „Ja, seht mich nur an, ich bin es selbst, Christoph Wenzeslaus Lavenstein und frage euch: Wer wagt es, das Heiligtum Gottes mit solch abscheulichem Unfug zu schänden? Ich gebiete euch im Namen unseres Landesherrn, der mich hieher gesandt hat: Verlasset eilends diese Stätte; sonst werden euch meine vor dem Thore stehenden Krieger zeigen, wie solch gotteslästerlicher Unfug bestraft wird. Wie, wollt ihr noch zaudern? Ein einziger Hauch in dieses Horn, und ihr sollt inne werden, auf welch säuberliche Art wir im Ungarland mit den Türken verfahren sind.“ Nun merkten die Wolfsberger Bürger wohl, daß der Ritter

von Lavantthal keinen Spaß verstand. Die Weiber und Kinder liefen nach Hause, und auch die Alten schickten sich zum Gehen an. Da trat der oben beschriebene Narrenbischof vor das Volk, die Monstranz in den Händen haltend. „Fallet nieder vor dem heiligen Gott!“ rief der Unverschämte; doch kaum hatte er dies Wort gesprochen, so sank er, von der nervigen Faust eines Bergarbeiters getroffen, bewußtlos zu Boden. „In den Turm mit diesem Gotteslästerer,“ rief zornig Herr Christoph. Einige Knappen kamen diesem Befehle sofort nach.

Wenige Augenblicke nach diesem Auftritte stand der Ritter mit seinen Knappen allein in der Kirche, und feierliche Stille erfüllte das Gotteshaus. „Gott grüße dich, mein lieber Grubenmeister! Es freut mich, Thomas Kienberger, daß du dich heute so wacker gehalten hast.“ Mit diesen Worten reichte Lavenstein dem Bergmann die Hand, der dem Narrenbischof einen so energischen Schlag versetzt hatte. Thomas Kienberger war ein außerordentlich muskulöser, breitknochiger Mann von riesiger Körperkraft, einer der wohlhabendsten und tüchtigsten Bergleute im Lavantthale. „Ich erstaune, daß Leonhard von Peyol, der Bischof von Lavant, dem schändlichen Treiben seiner Priester keinen Einhalt gethan hat,“ meinte der Ritter. „Ja,“ erwiderte der Bergmann, „wenn der hochwürdige Herr nur einmal die Gnade hätte, seine Diözese mit einem Besuche zu erfreuen; doch seit sechs Jahren weilt er in Italien, und nur wenn ihm seine reichen Pfründeinnahmen gebracht werden, erinnert er sich der Lavantthaler.“ „Wo sind aber

die Geistlichen der einzelnen Gemeinden? es waren doch vor zehn Jahren noch manche energische Männer da!“ „Ei, die eifern jetzt alle dem Vorbilde ihres Erzhirten nach. Hat einer eine nur einigermaßen ansehnliche Pfründe, so überläßt er seine Schafe einem Mietling, während er sich in der Ferne gütlich thut. Diese Vikare sind oft Leute, die kaum drei Gebete aufsagen können.“ Man hörte in der Ferne Pferdegetrappel. Herr Matthäus Freidel war durch die plötzlich eingetretene Stille beruhigt worden und hatte nichts dagegen einzuwenden, als Hans von Ungnad mit dem Fähnlein in die Stadt einrückte. „Wie kommt es aber, sage mir das noch, ehe meine Krieger hier eintreffen, wie kommt es, daß unser ritterlicher Stadtvogt heute seine Pflicht ganz vergißt?“ „Über deinen Stadtvogt ist längst das Gras gewachsen.“ „Was, Jakob Siebenbürger ist tot?“ fuhr der Ritter erschreckt auf. „Leider ist es so, gnädiger Herr,“ bestätigte der Grubenmeister. „Wie man sich allerorten erzählt, wurde er von den geistlichen Herren zu St. Paul, denen er schon lang ein Dorn im Auge war, bei einem Gastmahl vergiftet.“ „Vergiftet?“ wiederholte Lavenstein in dumpfem Ingrimm. „O der verfluchten Giftmischerei, vor der in unserem Lande bald kein wackerer Mann mehr sicher ist! Wer es wagt, dem Laster mit kühner Stirn entgegenzutreten, der wird zum Dank dafür von heimtückischen Priestern meuchlings ermordet.“

Die Krieger waren indessen auf dem Kirchplatz eingetroffen. Der Ritter teilte ihnen das Vorgefallene in

kurzen Worten mit: „Dieſes Heiligtum iſt in ſchändlicher Weiſe entweiht worden. Der allmächtige Gott wird die boshaften Frevler ſtrafen. Wir aber wollen ihrer Sünde nicht teilhaftig werden. Darum, bevor ein jeder in ſeine Heimat zurückkehrt, wollen wir in das Gotteshaus treten und der heiligen Oſternacht gedenken.“ Die Ritter traten mit entblößten Häuptern in die Kirche und ſangen in tiefer Andacht, daß es feierlich in die Nacht hinaushallte, das lateiniſche Oſterlied:

Mortis portis fractis, fortis
Fortior vim sustulit;
Et per crucem regem trucem
Infernorum perculit.

Lumen clarum tenebrarum
Sedibus resplenduit;
Dum salvare, recreare
Quod creavit voluit.

Hinc creator, ne peccator
Moreretur, moritur;
Cujus morte, nova sorte,
Vita nobis oritur.

In deutſcher Übertragung:

Zerbrochen iſt des Todes Pforte,
Und der Starke unterliegt,
Getroffen von dem Lebensworte,
Durch das Kreuz wird er beſiegt:
Ja, des Höllenkönigs Macht
Chriſtus hat zu Fall gebracht.

Das hellſte Licht erſchien den Armen
In der tiefſten Finſternis,
Weil er, zu retten aus Erbarmen,

Sein Geschöpf, herab sich ließ;
Und in heil'ger Liebesthat
Ward erfüllt sein Gnadenrat.

Damit der Sünder nicht verderbe,
Litt der Schöpfer selbst den Tod;
Damit er Leben ihm erwerbe,
Ihn erlöst aus Sünd' und Not,
Stieg er in des Grabes Nacht:
Die Erlösung ist vollbracht.

Nicht so wild und tumultartig ging es in der Osternacht 1520 auf der alten Stammburg Lavenstein zu. Wohl brannten auch im oberen Lavantthale die prächtigen Osterfeuer und erleuchteten die riesigen Kalkfelsen, von denen der wilde Gebirgsbach hier umfangen ist. Doch kein wildes Johlen und Schreien war zu vernehmen, wenn man in dieser Nacht am Lavenstein vorüberging. Frau Julia, die jugendschöne Gemahlin Christophs von Lavantthal, hielt unter ihrem Gesinde streng auf Ordnung und gute Sitte. Sie hatte ihre Dienerschaft, soweit dieselbe sich nicht beim Abbrennen der Holzstöße beschäftigte, in die Burgkapelle zusammenrufen lassen. Nach Anhörung der Ostermesse verließ sie mit einer alten Dienerin die Burg. Sie stieg ins tiefe Thal hinunter und eilte der heiligen Lamprechtskapelle zu, um in derselben für ihren in der Ferne weilenden Gemahl zu beten.

Die Kapelle des heiligen Lamprecht war von den Wallfahrern in der letzten Zeit besonders häufig besucht worden. Hier hatte sich schon zu mehreren Malen ein großes Wunder ereignet. Betraten nämlich fromme, gott-

selige Menschen, die in der Gunst des Heiligen besonders hoch standen, diese Kapelle, so läuteten die beiden Glöckchen ganz von selbst zusammen, ohne daß irgend ein menschliches Wesen ihren Strang berührte. Diese hohe Gunst war der Gattin des Ritters von Lavenstein auch zu teil geworden, als sie mit ihrer Freundin, Frau Armgard Freidel von Payerhofen, einstmals in die Kapelle trat. Die beiden Frauen hatten an selbigem Tage ein großes Gelübde gethan, das ihnen, wenn sie an ihre in der Ferne weilenden Männer dachten, oft das Herz recht schwer machte.

Frau Julia war mit ihrer Dienerin vor der Kapelle angekommen. Sie kniete vor dem Kreuz nieder, das neben dem Gotteshause stand, und rief inbrünstig zu dem Heiligen, daß er ihren Gemahl im Feindesland behüten möge. Schon drei Jahre waren vergangen, seit sie ihn nicht mehr gesehen, und oft war es dem verlassenen Weibe in ihrer bergigen Einsamkeit recht schwer geworden. Wohl hatte Herr Christoph seiner Gemahlin einen tüchtigen Burgvogt zur Seite gestellt; doch in dieser unruhigen Zeit kam es trotz aller Energie des Vogts unter den Bergleuten öfters zu Unbotmäßigkeit und Meuterei, wie überhaupt in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts im Kärntnerlande mehr als ein Bauernaufstand niedergeschlagen werden mußte. So war es eine Freudenbotschaft für das schwergeprüfte Weib, als sie endlich von der baldigen Heimkehr ihres Gatten Nachricht erhielt. Und doch wurde es ihr manchmal recht bange, wenn sie ans Wiedersehen dachte. Sie mußte ja ein Geständnis ablegen von ihrer Beichte

in der Lamprechtskapelle. „Wie wird wohl mein gestrenger Eheherr das heilige Gelöbnis aufnehmen?“ Diese Frage machte ihr nicht ohne Grund manch schwere Stunde.

Frau Julia kniete schon lange unter dem Kruzifix. Ihr Gebet war so eindringlich und ernst, daß sie nicht sah, was um sie her vorging. Da wurde sie auf einmal aus ihrer Andacht jählings emporgeschreckt. Eine schwere Hand legte sich auf ihre Schulter. Sie fuhr zurück und sah sich um. Es war ihr eigener Gemahl, der vor ihr stand. Die beiden Eheleute fielen sich schweigend um den Hals und weinten wonnevolle Thränen des Wiedersehens. Herr Christoph setzte hierauf seine Gattin auf sein Schlachtroß, und das glückselige Paar zog unter dem lauten Jubel der herbeigeeilten Edelknechte der väterlichen Stammburg zu. Frau Julia war von der plötzlichen Ankunft ihres Gemahls so überrascht, daß sie auf dem ganzen Wege kaum ein Wort mit ihm sprechen konnte. Ach! er war so gut und schaute sie so freundlich an. Wie hatte sie sich nur vor ihm fürchten mögen? Gewiß wird er mein frommes Gelübde gutheißen und seine Erfüllung bewerkstelligen. So dachte das glückliche Weib, als sie auf dem Pferde ihres Gatten durch das Burgthor von Lavenstein ritt. Freudestrahlend führte sie ihren Mann in den geräumigen Rittersaal, den sie schon lange mit Immergrün und Tannenreis auf seine Rückkehr festlich geschmückt hatte. Die sorgliche Hausfrau bemühte sich nun, ihrem Eheherrn ein schmackhaftes Mahl zu bereiten, und bald dampfte ein prächtiger Hirsebrei, das Lieblingsgericht der Kärntner,

und ein gewaltiger Rehbraten auf dem buntbemalten Eichentisch im Rittersaal. Das heimatliche Gericht mundete dem hungrigen Ritter trefflich. Frau Julia störte ihn auch nicht durch allerlei fürwitzige Fragen, wie so viele neugierige Hausfrauen, die dem heimkehrenden Gemahl durch eine derartige Unterhaltung die Würze des Mahles verderben. Ab und zu füllte sie das leer gewordene Kelchglas ihres Gatten mit goldgelbem Lavantthaler Apfelmost, und Herr Christoph versicherte, daß er weder am kaiserlichen Hofe noch im fernen Ungarland einen solchen Trunk gethan. Nachdem sich der Ritter am heimatlichen Herde gestärkt hatte, setzte er sich in den gemütlichen Großvaterstuhl hinter dem Kamine. Frau Julia rückte ihm näher, und er forderte sie auf, über die Vergangenheit zu berichten. Viel Erbauliches war es nicht, was der wackere Degen da zu hören bekam. Unter anderem erzählte sie, daß seit nicht langer Zeit sächsische Bergknappen in den Lavensteinschen Silbergruben arbeiteten. „Es reut mich aber sehr, sie gedingt zu haben," meinte die Burgfrau. „Diese gefährlichen Menschen sollen an geheimer Stelle ein ketzerisches Buch verbergen. Beim Lampenlicht im Bergwerk oder in einer einsamen Waldschlucht lesen sie dieses Teufelswerk. Das Schlimmste aber ist, daß sie einige unserer tüchtigsten Knappen verführten. Unter denen, welche den gottlosen Worten der Ketzer Gehör schenken, soll sich sogar unser Grubenmeister, Thomas Kienberger von Kienhofen, befinden." Diese Nachricht machte großen Eindruck auf den Burgherrn. „Auch das

noch!“ rief er zornentbrannt. „Ich werde jenes Buch von Thomas Kienberger fordern und mich überzeugen, ob es eine der vermaledeiten Ketzerſchriften von dem Mönche aus Wittenberg iſt.“

Frau Julia hatte geendet. Es war ganz ſtill geworden in dem hohen Gemach, und nur das Praſſeln des Kaminfeuers unterbrach dieſe feierliche Ruhe. „Haſt du mir nun auch alles erzählt, was dein Herz mit Sorge belaſtet, mein liebes Weib?“ fragte der Ritter in dem weichſten Tone, den er ſeiner rauhen Stimme zu geben vermochte. Ein tiefer Seufzer der Burgfrau verneinte ſeine Frage. „Ich bitte dich, mir deinen Kummer anzuvertrauen; wenn es in meiner Macht ſteht, ſo will ich all deine Wünſche befriedigen.“ „Willſt du das, mein liebwerter Gemahl?“ fragte ſie mit ſanfter, kaum vernehmbarer Stimme. „Ich will es,“ antwortete der Ritter mit großer Entſchiedenheit, und ſchüchtern und leiſe begann ſie mit ihrer Erzählung: „Aus dem fernen Ungarlande hatte ich von einem zurückkehrenden Krieger traurige Kunde über dich, mein teurer Gemahl, vernehmen müſſen. ‚Wenn nicht ein Wunder Gottes geſchieht, ſo iſt der hochberühmte Herr von Lavantthal ſchon in den Händen des grauſamen Feindes. Soliman II., der ſchlachtenkühne Sohn des Selim, rückte mit großer Heeresmacht bis gen Mohacs vor, und wer nicht in der Schlacht umkam, fiel in ſeine Hand.‘ Als ich dieſe Trauerbotſchaft hörte, eilte ich in meiner Bedrängnis zu meiner Freundin Armgard nach Payerhofen. Doch dieſe war ebenſo betrübt wie ich;

denn ein Bote hatte ihr angezeigt, ihr Gemahl sei bei Ofen von einem Türkengeschwader überfallen, ausgeplündert und gefangen genommen worden. Nach langem Ratschlagen kamen wir endlich überein, dem heiligen Lamprecht unsere Not zu klagen. Wunderbare Dinge haben sich in der letzten Zeit in seiner Kapelle ereignet, und er ist ohne Zweifel der mächtigste unter allen Heiligen im Lavantthale. Auch uns armen, schwergeängstigten Frauen hat er an diesem Tage überschwengliche Gnade erzeiget; denn als wir die Stufen der Kapelle betraten, da läuteten die beiden Glöcklein zusammen, ohne daß eine menschliche Hand ihren Strang berührt hätte. Hocherfreut über diese sichtbare Huld des hohen Patrons, schütteten wir dem heiligen Manne Alkuinus, der jetzt Priester in dieser Kapelle ist, unser gramgebeugtes Herz aus. Zuerst nahte sich Frau Armgard dem Beichtstuhle, endlich kam auch ich. ‚Der Bote hat die Wahrheit gesprochen,' sagte der Priester. ‚Auch mir hat der heilige Lamprecht heute nacht diese Trauerkunde im Traume verkündet. Aber um deines gottseligen Wandels willen wird dein Ehegespons errettet werden aus der Hand der wutschnaubenden Heiden, wenn du in der Kapelle des heiligen Lamprecht ein Gelöbnis thun wirst. Frau Armgard hat mir eben gelobt, dem Heiligen in der Nähe von Wolfsberg eine Kirche zu erbauen. Nun weißt du aber wohl, daß auch den Priestern, die in dieser Kirche den Heiligen dienen, notdürftige Zehrung werden muß. Darum gelobe mir nun, Julia Lavenstein von Lavantthal, daß du die Obstgüter unterhalb

Wolfsberg, die dir dein Vater als Mitgift gegeben, dem heiligen Lamprecht für ewige Zeiten als Schenkung anvertraueſt.'"

Bis hieher hatte der Ritter von Lavantthal ſeinem Weibe ruhig zugehört. Als er aber von den Obſtländern unterhalb Wolfsberg vernahm, da konnte er ſich nicht länger halten. Er fuhr wild auf und ſeine Augen ſprühten ſo feurig und ſchlachtenkühn, wie wenn Soliman II. mit ſeinem ganzen Kriegsheer den Lavenſtein belagert hätte. „Nie und nimmer ſollen die Pfaffen meine ſchönſten Obſtgüter beſitzen. Alles wollt ihr uns rauben, ihr gierigen Raben! Zwei Drittel von Kärnten habt ihr durch eure liſtigen Ränke und gottvergeſſenen Kniffe an euch gebracht; aber das übrige ſoll euch nicht zur Beute werden, ſo lange noch eine Ritterfauſt im Kärntnerland das Schwert zu führen weiß. Ja, das glaube ich euch, mein edles Getränke wäre euch zu euren Feſtgelagen angenehm. Bisher hat es den Durſt des Arbeiters gekühlt und den Ritter im Schwertkampf geſtärkt. Nie hat man auf dem Lavenſtein das Johlen Betrunkener gehört, nie haben wir die Gottesgabe im Übermaß genoſſen. Sie ſoll uns auch in Zukunft nach ſchwerer Arbeit erquicken, und wenn gleich tauſend Prieſter darnach Verlangen tragen. — Und nun gute Nacht, Julia, und hüte dich in Zukunft mehr vor dieſer Schlangenbrut, als du es bisher gethan haſt." Mit dieſen Worten verließ der Ritter den Saal. Die Burgfrau blieb noch lange in dem düſtern Gemach. Sie ſtellte ſich ans Eckfenſter und ſah die letzte Glut der Oſterfeuer

allmählich verglimmen. Sie sah das ewige Licht von St. Lamprecht zu sich heraufschimmern; dann setzte sie sich wieder an den Eichentisch; sie legte ihr Haupt in ihre zarten, weißen Hände und weinte bitterlich.

Ein wunderschöner Ostermorgen war für die Bewohner des Lavantthals angebrochen. Schon hatte die heitere Frühlingssonne die erstorbene Natur aus ihrem Schlummer geweckt, und die ersten Frühlingsboten waren in der lieblichen Landschaft eingetroffen. Auf den knospenden Obstbäumen nisteten muntere Vögelein, die sangen in der herrlichen Morgenfrühe gottgefällige Lieder. Auch die Bewohner der Burg Lavenstein hatte die Morgensonne aus ihrem Schlafe geweckt; doch niemand dachte ans Danken und Loben, am allerwenigsten die tiefgekränkte Burgfrau. Sie wollte heute ihrem Gatten zum Trotz in die Lamprechtskapelle zur Osterbeichte gehen und war deshalb aufs eifrigste mit ihrem Putze beschäftigt. Endlich war die schwere Arbeit beendet. Die kleine, zarte Gestalt zierte ein weißseidenes mit Goldborten verbrämtes Kleid. An dem Saume desselben sah man viele kleine Silberglöckchen, wie es in damaliger Zeit in Kärnten gebräuchlich war. Um ihren weißen Hals hingen eine Menge schwergoldener Ketten, und um die schwarzen Locken schlang sich ein mit Edelsteinen reichbesetztes Seidenband. — So betrachtete sich Frau Julia wohlgefällig im Spiegel. Wohl galt sie in der ganzen Umgegend für das frömmste Weib. Ein Priester hatte ihr sogar prophezeit, man werde sie einst als Heilige verehren. Durch das alles wuchs aber nur die Eitelkeit

der armen Frau. Denn, daß Christi Blut und Gerechtigkeit das schönste Ehrenkleid ist, davon hatte ihr nie ein Priester etwas gesagt. Wie sie sich heute in ihrem Schlafgemache im Spiegel beschaute, so stand sie auch am Beichtstuhl im Gewande prunkender Werkheiligkeit, und die Priester haben es am Spiegel gewiß nie fehlen lassen. Ja, die haben es zu allen Zeiten wohlverstanden, diese Schwäche des weiblichen Geschlechts für ihre Zwecke auszunützen. Frau Julia hatte also ihre Toilette beendet und trat in den Rittersaal. Wie erstaunte sie aber, als ihr Gemahl ihr freundlich entgegeneilte. „Ach, wie schön du schon geschmückt bist in dieser frühen Morgenstunde! Es ist mir leid, daß ich dich gestern mit harten Worten kränken mußte. Doch sieh, wie herrlich und schön es draußen werden will! Wie die dunkeln Schatten der Nacht vor der goldnen Ostersonne weichen mußten, so sei auch aus unserm Herzen alle Bitterkeit verbannt, damit wir die Freude des Wiedersehens ungetrübt genießen können. Wohin willst du heute zur Osterbeichte gehen?" „Ich besuche die Kapelle des heiligen Lamprecht," war ihre bestimmte Antwort. Eine dunkle Wolke des Unwillens beschattete das Antlitz des Ritters; bald aber lächelte es wieder so freundlich wie zuvor. „Ich werde meine Julia begleiten," erwiderte er, indem er sein Schwert umgürtete und ihr den Arm bot.

Dem Herrn von Lavantthal war es nicht so sehr um die Osterbeichte zu thun, als er mit seiner Gemahlin und stattlicher Begleitung zur Lamprechtskapelle hinabschritt.

Er hatte sich in vergangener Nacht vorgenommen, das Glockenwunder so bald als möglich auf seine Echtheit zu prüfen, und nur deshalb war der Wille seiner Gemahlin so schnell zu seinem eigenen geworden. — Pater Alkuinus saß an diesem Ostermorgen gemütlich in seiner Klause, die neben der Lamprechtskapelle stand. Er hatte eben gefrühstückt und sein kleiner Neffe, Joseph, trug die Überreste eines gebratenen Huhns in die Küche. Der Priester setzte sich unterdessen ans Fenster, um nach Wallfahrern auszulugen. Wie verklärte sich aber sein feistes Gesicht, als er den Herrn von Lavantthal mit Gemahlin seiner Kapelle zuschreiten sah. „Ei, sieh doch, Joseph, da kommt wahrlich der Lavenstein mit seinem Weib schon in dieser Frühe zu uns herunter! Der wird wohl die Schenkungsurkunde in betreff der Obstgüter mitbringen. Da müssen wir die Glocken heut einmal wieder von selbst läuten lassen, Joseph. Geh schnell in dein Versteck, Junge. Ich werde die Herrschaft erst nach dem Wunder begrüßen.“ Der Knabe begab sich eilends in die Kapelle. „'s ist doch ein dummer Geselle, dieser hochberühmte Herr von Lavantthal,“ setzte der Priester sein Selbstgespräch fort. „Ein Feld- und Kriegsrat Maximilians läßt sich in der ersten Nacht, in der er zu Hause ist, von seinem Weiblein beschwatzen, die schönsten Obstgüter seiner Herrschaft für nichts und wieder nichts zu verschenken. Nun, die List mit den Glocken ist uns gelungen. Wahrlich, in unserer Zeit, wo Dummheit und Einfalt die Köpfe aller Laien verdüstert, da trägt auch der kleinste Kniff reichliche Zinsen. Aber so sind sie

uns gerade recht, diese hartknochigen Bursche in ihren blitzenden Stahlgewändern. Wohl fahren sie hoch einher und wähnen, sie seien die Herren im Lande. In Wahrheit hat euch doch der Priester zu allen Zeiten unter dem Daumen gehalten."

Der Zug von Lavenstein war unterdessen an der Kapelle angekommen. Kaum hatte der Ritter mit seiner Gemahlin die Schwelle des Gotteshauses berührt, als auch schon die Glöcklein zu läuten begannen. Die Burgfrau warf sich mit ihrem ganzen Gefolge auf die Kniee und seufzte inbrünstig zu dem Heiligen. Ihr Gemahl war in die Kapelle getreten. Sie aber achtete nicht darauf. Da hörte man plötzlich großes Geräusch im Innern des Türmchens. Das Geläute hörte auf, und jämmerliches Weinen und Schreien, untermischt mit höhnischem Lachen, störte die Andacht der Betenden. Dann vernahm man die starke Baßstimme des Ritters, der unter Drohworten nach dem Pater Alkuinus rief. Herr Christoph trat zum Erstaunen aller aus der Kapelle, einen weinenden Jungen nach sich ziehend. „Seht ihr es jetzt, ihr thörichten Weiber, wer das Glöcklein des heiligen Lamprecht geläutet hat? Dieser kleine Knabe hat es gethan. Ich habe ihn aus einem hölzernen Kasten unterhalb des Glockenstuhls gezogen. Durch dünne, kaum sichtbare Messingdrähte, die durch das Gebälk verdeckt waren, brachte er die Schwingel der Glocken in Bewegung." Das Gefolge des Ritters bemühte sich, den Pater Alkuinus herbeizuschaffen, der sich nach den Aussagen des Knaben in seiner Klause befand. Doch

alles Suchen war vergeblich. Der Prieſter hatte den Erfolg ſeiner Liſt bemerkt und lag im ſicheren Verſtecke verborgen. Frau Julia lehnte ſich totenblaß an die ſteinerne Pforte des Bethauſes. Sollte denn alles, was ſie im heiligen Eifer geglaubt, was ihrer Eitelkeit ſo unendlich wohlgethan, auf Lug und Trug beruhen? Und ihr Gemahl ſchalt ſie ein thörichtes Weib! Das war zu viel für ihre ſchwache, leicht erregbare Natur. Tief erbittert und enttäuſcht kehrte ſie mit dem grollenden Gatten, ohne Gebet und Oſterbeichte, in die Burg zurück.

Wenige Tage waren ſeit dieſem wunderſchönen und doch ſo tief traurigen Oſterfeſte verſtrichen, als der Turmwächter von Lavenſtein den Burginſaſſen durch gewaltige Hornrufe verkündete, daß fremde Gäſte Einlaß begehrten. Der Burgherr eilte herbei und freute ſich nicht wenig, als er ſeinen Freund, Matthäus Freidel von Payerhofen, mit ſtattlichem Gefolge vor dem Burggraben ſtehen ſah. „Ei, warum ſiehſt du denn ſo traurig und bekümmert aus, mein wackerer Freund," rief Lavenſtein, indem er dem Kaufmann vom Pferde half. „Haben wir nicht alle deine Frachtwagen unverſehrt gen Payerhofen gebracht?" „Alle Urſache habe ich zu trauern," erwiderte Freidel. „Wo iſt denn die tugendreiche Burgherrin? Warum führt Frau Julia ihren Gaſt nicht in den Ritterſaal?" „O, die ſchaut ebenſo betrübt drein wie du." „Wie, warum hat die glückliche Gattin Urſache traurig zu ſein, ſo ihr doch ihr Ehegemahl wieder geworden iſt?" Herr Chriſtoph erzählte nun ſeinem Freunde die Wundergeſchichte von dem Glöck-

lein des heiligen Lamprecht und dem schlauen Bruder Alkuinus. „Alkuinus," rief der Kaufmann zornig auffahrend, als er diesen Namen hörte. „Dieser Schurke hat mir vor wenigen Tagen all meine kostbaren Kirchengeräte aus meiner Burgkapelle gestohlen." „Und warum hast du den wertvollen Schmuck, der dich über tausend Gulden gekostet, nicht besser verwahrt?" fragte der erstaunte Ritter. „Seit dem heiligen Osterfeste," begann Herr Freidel, „liegt mein jüngster Sohn schwer krank darnieder. Mein Weib eilte flugs in die Lamprechtskapelle zum Pater Alkuinus, dem sie in blindem Zutrauen ergeben war. ‚Soll ich,' so sagte der listige Priester, ‚für Euren Sohn um Genesung beten, so kann der heilige Lamprecht nur in der Burgkapelle in Payerhofen meine Bitte erhören.' Zu meiner großen Unlust kam der dicke Wanst in meine Kapelle und lag am folgenden Tage bis zum späten Abend auf den Knieen. Am anderen Morgen ging ich in die Burgkapelle; denn mir war das sonderbare Benehmen des Mönches von Anfang an verdächtig. Aber siehe, Pater Alkuinus war verschwunden. Ich trat an den Hochaltar. Alle Schmuckgeräte auf demselben waren entfernt; auch die goldenen und silbernen Kelche fehlten, die hinter dem Altare in einer Truhe lagen. Ich rief nach meiner Frau und fragte nach dem Pater. ‚Vater Alkuinus hat mich vor einer Stunde rufen lassen,' antwortete Armgard mit zitternder Stimme. ‚Er that mir kund, daß unser Matthias nur dann gesund werden könne, wenn er all unsere heiligen Geräte im Kloster St. Paul aufs neue Gott und

allen Heiligen weihe. Sie sind von einer fluchwürdigen Hand verunreinigt und so ein Bann für dich und dein ganzes Haus.' Natürlich ließ ich dem frechen Diebe sofort nachsetzen. Meine Reisigen holten ihn auch bald ein, nahmen ihm seinen Raub ab und knüpften den feisten Gauner an die nächste beste Eiche auf." „Recht so, das war eine That, die Gott und allen Heiligen gefallen hat," rief da der Herr von Lavantthal und schlug grimmig auf den Tisch. „Sie würde mir gewiß keine Gewissensbisse machen," erwiderte der Freund, „wenn der Halunke nur hängen geblieben wäre. Kaum waren meine Reisigen davon gerannt, da kam ein Bäuerlein desselben Wegs, das sah den Mönch am Baume zappeln und half ihm herunter. Alkuinus war noch lebendig, und nun wiegelten die Väter von St. Paul die ganze Umgebung, vor allem Wolfsberg, gegen mich auf: Ich habe den unschuldigen Pater auf heimtückische Weise ermorden wollen, weil mein Weib in seiner Kapelle das Gelöbnis gethan, dem heiligen Lamprecht eine Kirche zu bauen. Diese Lüge haben sie überall ausgesprengt. Gestern wollte der rohe Haufe meine Burg erstürmen und plündern; du weißt, meine reichen Warenlager machen diese Mordbrenner kühn. Heut früh kam ein Abgesandter von St. Paul und sagte mir im Namen des Abts und aller Patres, ich müsse alle heiligen Geräte wieder ins Kloster schicken, sonst werde ich mit meiner ganzen Familie in den Bann gethan. Nach langem Widerstreben gab ich dem Drängen meiner Gattin nach und lieferte den Mönchen einen Teil des Kirchenschmucks aus;

sie werden wohl kaum damit zufrieden sein." „Wir wollen sie zufrieden machen," rief Herr Christoph in wildem Zorn. „Sofort lasse ich meine Reisigen aufsitzen; wir bringen Wolfsberg zur Ruhe, hängen die Rädelsführer auf und ziehen vor das Kloster St. Paul. Wenn sie den Schatz nicht gutwillig herausgeben, zünden wir das Nest an allen vier Ecken an und machen es dem Erdboden gleich." Herr Freidel erschrak nicht wenig über diesen Kriegsplan seines Freundes. „Nur gemach, mein starker Degen; wir sind nicht mehr im Ungarlande. Dort wäre ein solches Verfahren ritterlich; aber bedenke wohl, wenn wir diesen Gewaltstreich ausführen, haben wir die ganze Priesterschaft des heiligen römischen Reiches gegen uns und müssen unfehlbar zu Grunde gehen. Das beste ist wohl, wir geben den Pfaffen nach. Wenn du aber die Aufrührer in Wolfsberg zur Ruhe bringst, so werde ich dir dankbar sein."

„Ja, du hast recht, mein lieber Freund. Als ich noch im Ungarlande stand und wider den Erbfeind kämpfte, da zog ich getrost und wohlgemut in die Feldschlacht, und wie oft habe ich dem Tode kühn ins Antlitz geschaut. Ich kam in meine Heimat zurück und hoffte im Vertrauen auf Gott und mein gutes Schwert binnen kurzem alle Unruhe und Zwistigkeit zu schlichten. Aber nun sehe ich es wohl: den Feinden, die im Lavantthal gegen mich kämpfen, bin ich nicht gewachsen." Der Ritter ging schweigend im Saale auf und ab; er blieb an dem hohen Bogenfenster in der Mitte des Gemaches stehen und sah ins Thal hinunter. Soweit sein Blick reichte, dehnte sich eine in jugendfrischem

Maiengrün prangende Landschaft aus. „Ach wie schön ist doch unsere Heimat!“ rief da der Ritter. „Wie liebe ich euch, ihr stolzen Kalkberge! Wie freundlich schaut ihr waldgrünen Hügel zu uns herüber. Und siehst du hinunter ins Thal, so ist jeder Baum und Strauch mit weißem Blütenregen übersät. Und doch, wie ist uns trotz all dieser Herrlichkeit so traurig zu Mute. Warum? Finsterer Aberglaube und krasse Habsucht wohnen in diesem Lande. Da will es mich immer und immer wieder der Worte unseres alten Minnesängers, Walther von der Vogelweide, gemahnen, die ich im kaiserlichen Heerlager so oft singen hörte:

„Die Welt ist außen schöne,
ist weiß und grün und rot.
Doch innen schwarze Farbe —
finster wie der Tod.“

2. Die Reformation im Lavantthal.

Wach auf, es nahend gen den Tag!
Ich hör' singen im grünen Hag
Ein' wunnigliche Nachtigall,
Ihr Stimm' durchklinget Berg und Thal,
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rotbrünstige Morgenröt
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn' thut blicken,
Des Mondes Schein thut sie verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster.

Hans Sachs.

Das Lavantthal ist nicht allein durch seinen mannigfaltigen Reichtum an Naturschönheiten berühmt geworden,

im 15. Jahrhundert wurde es vor allem wegen seiner ergiebigen Gold- und Silberbergwerke von Kaufleuten und von sächsischen und schlesischen Bergknappen aufgesucht. Ganz besonders ergiebig waren die Bergwerke des Goldbergs in der Nähe von St. Bernhard. Nach einem heißen Julitage war über diese Stadt eine wunderschöne, warme Sommernacht hereingebrochen. Die Knappen hatten sich längst aus ihren Schächten und Gruben nach Hause begeben; in den niedrigen meist einstockigen Häuschen, die mit leichten Tannenbrettchen bedeckt waren, sah man nur noch selten Licht. Die schwere Grubenarbeit ermüdete die Leute so sehr, daß sie der Ruhe bedurften.

Nur in einem einzigen Hause schien man trotz aller Anstrengung nicht müde geworden zu sein. Die Fenster des Thomas Kienberger waren noch hell erleuchtet. Wer dem stattlichen Gehöfte des Grubenmeisters näher kam, der hörte eine gedämpfte Männerstimme langsam aber mit großem Nachdruck vorlesen. Betrat man das Haus Kienbergers, so kam man von der geräumigen Vorlaube, die sich zur ebenen Erde durch die Mitte des Gebäudes zog, in das große mit Holz ausgetäfelte Wohnzimmer. In demselben hingen eine Menge Heiligenbilder, die in grellen Farben auf Glas gemalt waren. An dem großen steinernen Kachelofen sah man ähnliche Darstellungen aus der Heiligengeschichte. In der Mitte des Gemaches stand ein viereckiger Tisch von hartem Holze. An ihm saß eine Anzahl Männer, die dem Vorlesenden aufmerksam zuhörten. Das Zimmer wurde durch einen Kienspan spärlich erleuch-

tet. Der fremde Dialekt des Vorlesers verriet den Ausländer, nur zu oft wurde er deshalb von den Zuhörern unterbrochen.

„Welschland und Deutschland haben viele reiche Klöster, Stift, Lehn und Pfarr; die hat man nicht gewußt baß gen Rom zu bringen, denn daß man Kardinäle macht und denselbigen die Bistümer, Klöster und Prälaturen zu eigen gebe und Gottesdienst also zu Boden stieße. Kein Türke hätte mögen Welschland also verderben. Nun Welschland ausgesogen ist, kommen sie nach Deutschland, heben fein säuberlich an; aber sehen wir zu: Deutschland soll bald den Welschen gleich werden."

„Er hat ganz recht, der wackere Doktor zu Wittenberg," meinte da der Hausherr, „man könnte wahrlich glauben, dieser kecke Mönch habe all seine Schärfe für die Pfaffen im Lavantthal gemünzt: alle Einfälle der Türken brachten über unsere Gegend nicht soviel Elend, wie diese traurige Pfaffenwirtschaft." „Der Türk' nimmt's fort mit Sack und Sack; der Pfaff aber hält's fest und bleibt drauf liegen," bestätigte ein anderer. „Darum nicht gegen den Türken, sondern vor allem gegen die gierigen Priester sollte unser gnädiger Herr Christoph von Lavantthal zu Felde ziehen."

„Was sagst du von Christoph von Lavantthal, vermaledeiter Ketzer?" dröhnte es in diesem Augenblick wie ein dumpfschallendes Donnerwetter durch das Gemach, und im Nu war es von einer Schar geharnischter Ritter angefüllt, an deren Spitze Herr Christoph stand. Er trat

auf Kienberger zu. „Nicht hätte ich es von dir geglaubt," begann er in ſtrengem Tone, „daß du, mein getreuer und allzeit wohlgelittener Grubenmeiſter, dieſer ſchändlichen Ketzerei anheimgefallen wäreſt, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen ſehen müßte. Du weißt, daß dieſer entſetzliche Greuel von unſerem Landesherrn, dem hochwürdigen Herrn Biſchof Georg von Bamberg, mit ſchweren Strafen an Hab und Gut, Leib und Leben bedroht worden iſt. Darum komme ich, um dich mit dieſen böſen Ketzern in mein Schloß zu führen, wo wir eure Schuld oder Unſchuld des weiteren erwägen wollen. Vor allem aber gieb die ketzeriſchen Bücher heraus, die du in deinem Hauſe verborgen haſt." „Sie ſind nicht verborgen, hier auf dieſem Tiſche liegen dieſe wahrhaftigen Zeugen der Wahrheit," erwiderte der Grubenmeiſter. „Gern laſſe ich mich mit meinen Gefährten in Feſſeln und Banden auf den Lavenſtein führen, wenn mir nur mein gnädiger Herr verſprechen wollte, ſich von dem Inhalt dieſer Bücher ſelbſt zu überzeugen. Denn wiſſet, eines von denſelben iſt vor allem an Euch und den ganzen deutſchen Adel gerichtet, und wenn Ihr es leſen wolltet, dann würde wohl aus Euch ein ſolch vermaledeiter Ketzer, wie Ihr mich und dieſe Männer genannt habt."

„Daß ich ein Ketzer werde, das mögen Gott und alle Heiligen verhüten; aber leſen will ich dein Buch, und ſo Wahrheit darin enthalten, ſeid ihr alle bis morgen eurer Bande ledig." Die Bergleute wurden unterdeſſen gefeſſelt, auch dem Grubenmeiſter legten die Krieger Handſchellen

an. Hierauf ſetzte man die Gefangenen auf Pferde, je zwei Reiter nahmen einen von ihnen zwiſchen ſich, und ſo ging's im ſauſenden Galoppe dem Lavenſtein zu.

Herr Chriſtoph von Lavantthal ſaß allein in ſeinem Schlafgemach. Seine Ritter und Knechte waren zur Ruhe gegangen, nachdem ſie die Gefangenen im ſicheren Burgverließ verwahrt hatten. Das Schlafzimmer war äußerſt luxuriös ausgeſtattet nach dem Muſter Nürnberger Patrizierhäuſer. Auf dem mit Schnitzwerk reich verzierten Tiſche, den ihm Herr Freidel unlängſt aus dieſer altehrwürdigen Reichsſtadt mitgebracht, ſtand eine goldene Lampe. In dem ſechsblättrigen Fuße dieſes Kunſtwerks ſah man feingravierte Heiligenfiguren. Neben dem Leuchter lag das ketzeriſche Buch, welches Lavenſtein dem Grubenmeiſter abgenommen hatte. Der Ritter brannte vor Begierde, nun endlich ein Buch dieſes Erzketzers Luther, von dem er ſchon ſo viel gehört hatte, ſelbſt leſen zu können. Er ſchlug es auf. „An kaiſerliche Majeſtät und den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung" las er halblaut vor ſich hin. Bald hatte ihn die kernige, treffende und klare Darſtellung Luthers ſo ergriffen, daß er nicht mehr daran dachte, daß dies das Buch eines Ketzers ſei. Wenn er im Ungarlande eine Feſtung mit Wall und Mauern erobern half, welch freudiges Bewußtſein ergriff ihn da, wenn endlich die feindlichen Mauern der Burg unter ihm lagen, und er auf der höchſten Zinne ſeine Fahne aufpflanzen konnte! Ebenſo wuchs ſeine Begeiſterung mit jedem neuen Anprall, den Luther gegen die

drei Mauern unternahm, „so die Romaniſten mit großer Behendigkeit um ſich gezogen.“

„Nun helfe uns Gott und gebe uns der Poſaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir dieſe ſtroherne und papierene Mauer umblaſen und die chriſtlichen Ruten, Sünde zu ſtrafen, losmachen, des Teufels Liſt und Trug an Tag zu bringen und ſeine Huld wieder erlangen. Wollen die erſte Mauer am erſten angreifen.“

So hat Luther den ſchlachtenkühnen Rittern ſeiner Zeit den Kampf gegen die Mißbräuche der römiſchen Kirche vor Augen gemalt. Dieſe ritterliche Art des Wittenberger Mönchs hat in den Herzen aller wahrhaft adlig geſinnten Männer Deutſchlands einen Sturm der Begeiſterung hervorgerufen. Tief ergriffen und froh bewegt legte der Ritter von Lavantthal endlich ſein Buch beiſeite. Die erſte Morgenröte verkündete ſchon den Anbruch des jungen Tags, als er eilends zum Burgverließ hinabſtieg, um die Gefangenen aus ihrer Haft zu befreien. Dieſe verwunderten ſich nicht wenig, als ſie auf einmal den Ritter vor ſich ſtehen ſahen. „Gott möge es mir verzeihen,“ redete ſie Herr Chriſtoph an, „daß ich euch ſo großes Unrecht zufügte. Ja, es iſt wahr geworden, was du mir prophezeiteſt, Thomas Kienberger, auch ich bin in dieſer Nacht ein Ketzer geworden. Doch ich danke Gott, ſo lange ich lebe, daß er mir blindem Narren durch das Buch Luthers die Augen öffnen ließ. Im ganzen Lavantthale will ich jedem Ritter dieſes Buch vorleſen und nicht ruhen, bis wir Seit' an Seite ſtehen, um die hölzernen und papiernen Mauern der falſchen Prieſter zu erſtürmen.“

Lavenstein löste hierauf den Gefangenen ihre Fesseln und führte sie hinauf in den Rittersaal. Er ließ den hungrigen Bergleuten Speise und Trank vorsetzen und bewirtete sie aufs beste. Nie hatte er ehedem mit gemeinen Leuten einen Trunk gethan, aber seit er das Buch Luthers gelesen, fühlte er sich so innig vereinigt mit diesen Männern, daß er mit ihnen verkehrte, wie wenn sie seinesgleichen gewesen wären.

„Es war eine wunderbare Fügung Gottes," redete er die hocherfreuten Sachsen an, „daß ihr gerade in unser Land kommen mußtet. Nie hätte ich sonst eine wahrhaftige Nachricht von dem gottseligen Mönch in Wittenberg vernommen." „Ja seht, gnädiger Herr," erwiderte da einer der Angeredeten, „der Vater dieses frommen Mannes war Hans Luther, ein armer Bergmann, wie wir alle. Ich selbst habe ihn in Möra gesehen; mein Vater hat mit ihm im gleichen Schacht gearbeitet. Schon weil er eines Bergmanns Sohn, müssen wir Bergknappen vor allem zu ihm halten." „Das dürft ihr fortan auch," versetzte der Ritter. „Ihr sollt euch in Zukunft nicht mehr verbergen, wenn ihr seine Bücher leset. In meine Burgkapelle will ich alle meine Untergebenen versammeln, und das Wort Gottes soll frei und öffentlich verkündet werden, wenn sie mich auch gleich als einen Erzketzer verabscheuen."

Die goldene Morgensonne stieg prächtig hinter den Bergen herauf und rief die Bergknappen zu ihrer harten Arbeit. Herr Christoph saß allein in seinem Rittersaal und fragte sich selbst, ob es wahr, ob es möglich sei, daß in einer Nacht eine so gewaltige Veränderung mit ihm vorgegangen!

„Ei, ei! was hab ich hören müſſen, mein werter Herr Gemahl," rief da auf einmal im Hintergrunde des Gemaches eine weibliche Stimme in höhniſchem Tone. Frau Julia trat in ihrem Morgengewande in den Saal und ſetzte ſich dem Ritter gegenüber an den Tiſch. „Geſtern haſt du mich mit einem heiligen Eide verſichert, du wolleſt die Ketzerbrut vernichten, und in derſelben Nacht ſitzeſt du in deinem Ritterſaal mit dem gemeinen Volk bei einem Trinkgelage. Wo bleibt da der edle Anſtand und die höfiſche Sitte, die dich einſt in meinen Augen groß machte? Aber ich ſehe es wohl, ihr ſeid im wilden Ungarlande Barbaren geworden." „Zürne mir nicht, meine liebwerte Gemahlin," verſetzte hierauf der Ritter. „Wohl hatte ich im Sinn, dieſe Männer an Leib und Leben zu ſtrafen; doch Gott zeigte mir einen anderen Weg. Ich habe in dieſer Nacht das Buch des gottſeligen Mannes Luther geleſen; ſeine Worte haben ſich tief in mein Herz geprägt. Und ich will dir's nur geſtehen, ich ſelbſt bin einer jener Menſchen geworden, die man als Ketzer verabſcheut." Die Burgfrau fuhr entſetzt auf, als ſie das hörte. „Du ein Ketzer?" rief ſie blaß vor Schrecken. „Ach, wenn du nur das Buch dieſes Mönches leſen wollteſt," erwiderte der Ritter. „Gewiß auch du ſollteſt für ſeine heilige Sache begeiſtert werden." „Nie werde ich dieſes Buch leſen! Wiſſe, daß wer ein ſolches Buch nur ein einziges Mal anſieht, der wird nach wenigen Monaten erblinden, ſo hat uns Pater Alkuinus gepredigt." Als der Ritter das hörte, brach er in ein ſchallendes Gelächter aus, und das arme Weib verließ eiligſt das Gemach.

Frau Julia zog ſich in der nächſten Zeit ganz auf ihre Zimmer zurück und vermied jeden Umgang mit ihrem Gemahl. „Wenn er ein Ketzer geworden, dann iſt das Band der Ehe zwiſchen euch zerſchnitten," hatte ihr Alkuinus noch am ſelbigen Tage geſagt, als ſie in der Lamprechtskapelle am Beichtſtuhle ſtand. Und es war ihr heiliger Entſchluß, ſobald wie möglich in ein Nonnenkloſter zu gehen, um dort als Heilige zu ſterben. Alkuinus beſtärkte ſie auch in ihrem Vorhaben; er dachte an ihre reiche Mitgift und an die Obſtgüter unterhalb Wolfsberg.

Der Ritter von Lavantthal war unterdeſſen aufs eifrigſte bemüht, die frohe Botſchaft aus Wittenberg unter ſeinen Freunden und Bekannten zu verbreiten. Vor allem machte die Schrift Luthers auf Herrn Freidel und ſeine Gemahlin großen Eindruck. Auch dem niederen Volke ſollte der Inhalt des trefflichen Buches nicht vorenthalten werden. Herr Chriſtoph verſammelte alle ſeine Knechte und Grubenarbeiter in ſeine Burgkapelle. Die Mehrzahl der Knappen hatte ſchon etwas von Luther gehört. Sie wußten, daß er den gemeinen Leuten helfen wollte, und ſo wurden ſeine zündenden Worte mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Die Geiſtlichkeit bekümmerte ſich anfangs nicht viel um dieſe Umtriebe. Ihre Vertreter waren zu ſchlaff und unwürdig, um gegen Luther aufſtehen zu können. Waren doch in der ganzen Gegend damals kaum drei Pfarrer angeſtellt, die leſen konnten!

Pater Alkuinus, der ſchon längſt wieder in der Lamprechtskapelle amtete, war wenigſtens im Beichtſtuhl nicht

unthätig. Er wollte seinen Todfeind, den Ritter von Lavantthal, schädigen, so gut er konnte. Da war es ihm natürlich äußerst erwünscht, daß Frau Julia die Frühmesse immer häufiger besuchte. Freilich konnte er nun die Glocken nicht mehr von selbst läuten lassen; doch sein erfindungsreicher Geist hatte bald eine Reihe neuer Wunder erdacht, und Hunderte von Wallfahrern strömten wieder in die Lamprechtskapelle. Herr Christoph sah sich endlich genötigt, seiner Gemahlin den Besuch der Frühmesse im betreffenden Gotteshause ganz zu untersagen. Frau Julia entgegnete hierauf ihrem Eheherrn, daß sie Gott mehr gehorchen müsse, denn den Menschen. Und „lieber will ich sterben, als eine Ketzerin werden," rief sie entrüstet, als sie ihr Gemahl zu den Gottesdiensten in der Burgkapelle einlud. Jeden Morgen ging sie zur Messe. Da blieb eines Tags die Fallbrücke aufgezogen. Von diesem Augenblicke an war das irregeleitete Weib darauf bedacht, aus der Burg zu entfliehen. Frau Julia gehörte durchaus nicht zu jenen selbstsüchtigen, eigensinnigen Frauen, die sich unter den Willen eines Mannes unmöglich beugen können. Sie war eine zarte, leicht erregbare Natur. Seelengüte und herzgewinnende Freundlichkeit zeichnete sie vor andern ihres Geschlechts aus. Allein der Niederträchtigkeit eines Priesters wie Alkuinus war es gelungen, die vormals so glückliche Ehegattin einem solchen Abgrunde entgegenzuführen.

Wie soll ich es angreifen, daß ich mein Weib von der Wahrhaftigkeit des Evangeliums überzeuge? Diese

Frage machte dem Ritter von Lavantthal manch schwere Stunde. Als er sich eines Morgens wieder einmal mit solchen Gedanken quälte, hörte er auf einmal das Horn seines Turmwächters. „Die Herren von Ungnad stehen vor dem Thore," meldete ein Edelknabe, und der Burgherr beeilte sich, seine Freunde zu empfangen. Der greise Andreas von Ungnad ritt mit seinen sechs Söhnen und einem fremden Priester durchs Burgthor. Die jungen Herren waren alle gar stattlich und mannhaft geworden, seit sie der Ritter nicht mehr gesehen. Herr Christoph begrüßte sie herzlich und führte sie, ohne den fremden Priester zu beachten, in den Rittersaal. „Das ist unser neuer Burgkaplan, Herr M. Dresser," stellte ihn da der jugendliche Waffengefährte Hans seinem Freunde vor. „Er soll Euch, wie wir hoffen, wichtige Dienste leisten." Der Ritter lachte höhnisch auf über diese sonderbare Rede seines Freundes. Ein Priester sollte ihm einen Dienst leisten? „Das wäre das erste Mal, daß ein Glattgeschorener meinem Hause Glück brächte," murmelte er ingrimmig vor sich hin, indem er den Magister mit verächtlichen Blicken maß.

Die Herrschaften traten in den Rittersaal. „Ei, seht doch, dies ist ja die neueste Schrift Doktor Luthers," rief da Hans von Ungnad, indem er ein auf dem Tische liegendes Buch dem Magister Dresser in die Hand gab. „An den christlichen Adel deutscher Nation," las dieser mit sichtlicher Freude. „Ja, glücklich ist der Ritter, dessen Haus dieses Buch gefunden hat." Der Burgherr war hoch erstaunt über die Worte des fremden Priesters. „Unser

Hofmeiſter iſt vor drei Wochen noch in Wittenberg geweſen. Der berühmte Doktor Luther war ſein Lehrer," erklärte ihm da ſein Freund. Nun wußte Herr Chriſtoph, warum dieſer Mönch ſeinem Hauſe Glück bringen ſollte. Jetzt bildete M. Dreſſer den Mittelpunkt der Unterhaltung; das Fragen und Erzählen, das Disputieren und Beweiſen wollte kein Ende nehmen. Wie vieles Dunkle und Unverſtändliche von Luthers Worten wurde da unſerem Ritter mit einem Male klar und verſtändlich! Noch nie hatte ihn ein Beſuch ſo ſehr gefreut wie der heutige. Dieſer Mann hatte alſo den gottſeligen Prediger in Wittenberg ſelbſt geſehen und gehört. Er kam ihm vor wie ein Engel von Gott geſendet, wenn er ſo eindringlich und eifrig für die Sache des Evangeliums redete. All ſeinen Kummer vertraute er dem Magiſter an. Er, der ſchon viele Jahre nicht mehr gebeichtet, that es nun ganz unaufgefordert, weil er einen redlichen Mann vor ſich ſah, von dem er wußte, daß es ihm mit der Sache Gottes ein wirklicher Ernſt war.

Am folgenden Tage ſah man große Scharen von Bergknappen, Bauern und Tagelöhnern dem Lavenſtein zuwandern. Man hätte glauben können, aus der ſtattlichen Burg ſei eine Wallfahrtskirche geworden, ſo ſehr beeilte ſich das Volk, den Burgberg zu erſteigen. Heute wollte ja dort ein Prieſter, der von Wittenberg gekommen, über die Schriften Doktor Luthers predigen. Das war für das ganze Lavantthal ein ſo großes Ereignis, daß niemand ſich ſcheute, den bergigen Weg auf den Laven-

stein unter die Füße zu nehmen. Viele gingen freilich aus bloßer Neugierde oder um den verhaßten Priestern einen Schabernack zu spielen. Sie versammelten sich alle im Burghof des Schlosses. Der geräumige Hof war auf allen vier Seiten von herrlichen Bogenhallen umschlossen, die sich durch ihre schönen Treppen und Säulen auszeichneten. Das Schloß war ganz nach dem Muster italienischer Paläste eingerichtet. Das Erdgeschoß wurde von jonischen Säulen getragen; die oberen Arkaden ruhten auf kurzstämmigen, reichverzierten korinthischen Säulen. Den letzteren dienten elegant durchbrochene Treppengeländer als Einfassung.

Jetzt erschien M. Dresser in Begleitung des Ritters von Lavantthal. Er stand auf der obersten Treppenaltane, von welcher er den ganzen Hof leicht übersehen konnte. Von hier aus wollte er zu dem versammelten Volke reden. Die Burgglocke gab das Zeichen zum Beginn des Gottesdienstes. Mit gewaltiger, weithin vernehmbarer Stimme las der Mönch das Evangelium vor. Es waren die sieben Seligpreisungen Matth. 5, 2—11, von denen er heute redete. Er begann also: „Wenn man den Papst, seine Kardinäle, Bischöfe und Priester ansiehet, die doch wähnen, bei ihnen allein sei die Seligkeit zu finden, so dürfte man billig sagen: Selig sind, die da geistlich reich sind, denn das Himmelreich ist ihr, wie auch in diesem Lande die Geistlichen und Reichen eins und dasselbe sind; denn wo ein schöner Acker oder ein prächtiger Obstgarten ist, und ich frage, wem gehört dies schöne Landgut? so lautet

immer die Antwort: wem anders als den Mönchen zu St. Paul, dem Bischof von Lavant, den Brüdern zu St. Joseph, dem Erzbischof von Bamberg, und wie die geistlichen Herren hier zu Lande alle heißen. —

‚Fället euch Reichtum zu, so hänget das Herz nicht daran,‘ sagt der König David. Darum heißt arm am Geiste sein: den Mut nicht auf Gut oder Gaben legen, sich nicht preisen noch kitzeln und über den Nächsten erheben. Also sind gewesen Abraham, Isaak, Jakob und andere Väter mehr, die waren mächtig reich, aber sie legten das Herz nicht auf die Reichtümer. Aber die geschwülstigen, aufgeblasenen Kardinäle und Bischöfe, Priester und Mönche haben nur einen Abgott und Herrn, den sie anbeten: das sind ihre Lehen und Pfründen. So thun sie nichts, das zur Christenheit dienet, nur Geld- und Hadersachen, was auch wohl jeglicher Räuber thun könnte. —

Man soll die Armut aber auch nicht herausziehen auf das äußerliche Wesen, wie Franziskus gethan hat, der sich hier in Armut begeben und seine Brüder in eine Regel verfasset, nichts mehr zu haben als von der Hand in den Mund. Reiche Gaben und Almosen, fromme Gelübde und reiche Schenkungen an die Kirche sind auch eitel vergebens und können uns weder raten noch helfen, daß wir zu Ruhe und Frieden des Gewissens kommen möchten. Also daß wir zur Hölle verdammt würden, wenn uns nicht Christus durch sein unschuldig vergossenes Blut erlöset, wie auch geschrieben steht: ‚Das ist je gewiß wahr, und ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist, die Sünder selig zu machen.‘“

Die Rede M. Dressers machte auf alle Anwesenden einen gewaltigen Eindruck. Auch im Lavantthal war schon viel über das böse Treiben der Pfaffen gesprochen worden, ohne daß man die Verwerflichkeit ihres ganzen Wirkens eingesehen hätte. Das Verdienst Christi und sein Opfertod hatte vorher fast niemand recht zu würdigen gewußt. „Der Wittenberger Mönch ist doch besser, als alle unsere Pfaffen und Prälaten," sagte ein Kaufmann von Lavomündel beim Nachhausegehen zu einigen Geschäftsfreunden. „Ja, der hat auch ein Herz für die armen Leute," rief ein schlichter Bergmann aus Reichenfels. „Unsere Priester lassen nur die in den Himmel, die ihnen viel Eintrittsgeld bezahlen können."

Auch bei den Burgbewohnern selbst war der Same der neuen Lehre auf keinen dürren Boden gefallen. Vor allem hatten die Worte des Magisters in dem Herzen der Burgfrau gezündet. Frau Julia war nicht selbst in der Predigt gewesen; sie hatte aber jedes Wort von ihrem Gemach aus vernommen. Wohl war sie anfangs willens, ihre Fenster zu verschließen; doch die Neugierde behielt die Oberhand. Tief ergriffen von der gewaltigen Rede M. Dressers eilte sie nach deren Schluß in ein einsames Gemach. So hatte sie sich doch die Rede des Erzketzers nicht gedacht. Sie hatte eine Reihe von Schmähungen über Gott, die Heiligen und seine Diener erwartet, und nun mußte sie sich trotz allem Widerwillen gestehen, daß der Mönch die Wahrheit gesprochen. „Auch ich bin noch eine große Sünderin und habe mit all meinen guten Werken die Hölle verdient." Dieser peinliche Gedanke

quälte ſie von nun an faſt unaufhörlich. Scham und Reue erfüllte die ehedem ſo ſelbſtgerechte Frau, wenn ſie an ihr früheres Leben dachte. „Es muß anders mit mir werden," das war ſeit jener Stunde ihr ernſtlicher Entſchluß. Wie ſehr Herr Chriſtoph über dieſe Sinnesänderung ſeiner Gemahlin erfreut war, kann man ſich denken.

Auch der Beichtſtuhl hatte ſeine Macht über ſie verloren. Ihren gefährlichſten Feind, den Pater Alkuinus, hatte an dieſem Tage die rächende Hand Gottes ereilt. Den Mönch hatte es nämlich mit Ingrimm erfüllt, als er das Volk in ſo großen Scharen auf den Lavenſtein wandern ſah. Der ketzeriſche Prediger hätte ihn wenig bekümmert, wenn nur die Leute zuerſt mit vollem Beutel zu ihm gekommen wären, um ein neues Wunder anzuſtaunen und Amulette zu kaufen. Aber kein Einziger beſuchte heute die Kapelle. Dafür mußte ſich Alkuinus rächen. Gegen Abend ſtellte ſich der freche Mönch den Zurückkommenden in den Weg. Vor ſich her trug er ſeinen Ablaßkram. Auf dieſes einträgliche Handwerk hatte er ſich in letzter Zeit mit beſonderer Vorliebe gelegt. Jedem Vorübergehenden bot er einen Ablaßzettel zum Verkauf an. Wer ihm aber nichts abnahm, über den ſprach er im Namen Gottes und aller Heiligen Bann und Fluch aus. Niemand wagte es, den frechen Burſchen hieran zu hindern. Da kam plötzlich eine Schar Dienſtleute herangeſprengt. Sie waren Untergebene des Kaufmanns Freidel. Schon von ferne erkannten ſie den frechen Räuber, der einſt ihres Herrn Kirchengeräte geſtohlen hatte.

„Wahrhaftig, das ist ja der vermaledeite Bube, den wir vor drei Wochen an die große Eiche im Wolfsberger Walde aufknüpften. Auf! Lasset uns ihn fassen!“ so rief der Anführer der Schar. Seine Krieger kamen auch sofort diesem Befehle nach. Alle Hilferufe des gefangenen Mönchs waren vergeblich. Am andern Morgen fand man ihn im Walde aufgehängt.

Der Ritter von Lavantthal berief bald nach jener denkwürdigen Predigt Dressers einen eigenen Burgkaplan, der in Wittenberg studiert hatte. Unter seiner Anleitung las Herr Christoph mit seiner Gemahlin eifrig in den Schriften Luthers. Ganz besonders war es der Traktat „Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen,“ der auf die Burgfrau großen Eindruck machte. „Der Glaube vereinigt die Seele mit Christo, wie eine Braut mit ihrem Bräutigam,“ sagt Luther in dieser Schrift; einer solchen Vereinigung mit ihrem Heiland suchten auch die beiden Eheleute auf dem Lavenstein immer mehr teilhaftig zu werden. Durch dieses gemeinschaftliche Glaubensband wurden sie von Tag zu Tag glücklicher und froher.

„Wir werden durch den Glauben an Christum nicht frei von guten Werken, sondern von den falschen Meinungen der guten Werke, d. h. von der närrischen Einbildung, durch die Werke vor Gott gerecht zu werden.“ Diese Worte Luthers wurden Frau Julia zu ganz besonderem Troste; sie war bisher der Meinung gewesen, der Reformator verachte alle guten Werke. Nun that sie nicht mehr Gutes, um von den Leuten gepriesen zu werden. Sie wollte

ſich ſelbſt nicht dadurch beſchönigen. Das Mitleid und die Pflicht, ihren armen Brüdern und Schweſtern zu helfen, trieb ſie dazu, und das war dann erſt ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt vor ihrem himmliſchen Vater.

Herr Chriſtoph war ſehr eifrig in der Verbreitung lutheriſcher Traktate. Um den Armen ſolche Schriften unentgeltlich anbieten zu können, verkaufte die Burgfrau ihren koſtbaren Schmuck. Nachdem ſie in ihrem Herzen von allem Trachten nach eitler Werkheiligkeit befreit war, hatte ſie keine Freude mehr an dem bunten Glanz und Schimmer, ohne den ſie ſich früher unglücklich gefühlt hätte. Von Seiten der Päpſtlichen geſchah nicht viel gegen die Verbreitung evangeliſcher Schriften. Wohl verbot ein kaiſerliches Manifeſt vom 21. Auguſt 1527 alles Leſen ketzeriſcher Schriften bei Todesſtrafe. Obwohl dieſe Erlaſſe in den folgenden Jahren im Hinblick auf den Fortſchritt der Reformation in den kaiſerlichen Erblanden wiederholt und verſchärft wurden, blieben ſie doch ohne Wirkung. Der Adel war in ſeiner überwiegender Mehrheit der neuen Lehre zugethan, und gegen ihn wagte niemand vorzugehen. Die katholiſche Religionsübung ließ man aber fortbeſtehen. War es ja doch anfangs gar nicht im Sinne Luthers, eine Spaltung herbeizuführen. Freilich wurde der alte Gottesdienſt oft in leeren Kirchen gehalten. Die evangeliſchen Verſammlungen waren in den geſchloſſenen Hofräumen der Burgen, wo man eine Störung von ſeiten der Päpſtlichen nicht befürchten mußte. Hier wurde getauft und getraut, und wo ſich ein evangeliſcher Prieſter fand, auch

das Abendmahl in beiderlei Gestalt gefeiert. Hiebei fehlte es auch nicht an Versuchen, die katholische Kirche und deren Einkünfte in den Dienst der evangelischen Sache zu stellen, die aber größtenteils mißglückten. So auch im Lavantthale.

Fünfzehn Jahre waren verflossen seit jener denkwürdigen Predigt auf dem Lavenstein. Die Reformation hatte überall in Kärnten große Fortschritte gemacht, ohne daß es jemand gewagt hätte, von der katholischen Kirche förmlich abzufallen. An einem schönen Maisonntage versammelten sich alle Evangelischen der Umgegend zu einem Gottesdienst unter freiem Himmel auf einem prachtvollen Gipfel der Koralpe in der Nähe von Wolfsberg. Schon die wunderbare Rundschau, die man hier über ganz Unterkärnten, das mittlere Steiermark und die Landeshauptstädte Klagenfurt und Graz hat, mußte einen gewaltigen Eindruck auf die Herzen der Zuhörer machen. Wer von dieser herrlichen Höhe ins weite Land hinausblickt, der möchte wohl mit dem Psalmisten rufen: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ Im fernen Süden erheben sich die bleichen Hochgipfel der Koralpen, die auf die näherliegenden Berge und Hügel wie auf ein Heer von Zwergen herabschauen. Der Sau- und Koralpenzug ist bis hinauf zu seinem langgestreckten Scheitel mit Wiesen und Weiden bedeckt. Zwischenhinein erfreuen hochstämmige Waldungen unser Auge und auch an reizenden Burgruinen, an idyllisch gelegenen, von einem Wald von Obstbäumen umgebenen Dörfern fehlt es nicht. Auf diesem Berge hatte sich eine

große Zahl Männer und Frauen, Knaben und Mädchen gelagert. Es waren malerische Gruppen und farbenprächtige Gestalten, die man da unterscheiden konnte. Große Vorliebe für das Scheckige und Bunte, für alles Glänzende und Blinkende, für alles Klirrende und Klingende zeichnet diese Gebirgsbewohner bis auf den heutigen Tag vor andern deutschen Stämmen aus. Einige trugen den linken Ärmel von fremder Farbe, andere erweiterten denselben so sehr, daß seine Weite die des Kleides übertraf. Ferner zierten sie den linken Ärmel mit Seide und Silber und ließen silberne Röhrchen längs dem ganzen Arm herabhängen. Auf der Brust oder der linken Seite trug man Bildnisse von Heiligen. Die Schuhe wurden bis ins Ungeheure verlängert. Je länger der Schuh, desto vornehmer die Person. Man denke sich dazu die bunten Kleider mit all ihren Anhängseln und klingenden Schellen, und das Bild ist vollendet.

Nachdem die Predigt des erst kürzlich aus Wittenberg zurückgekehrten Johann Hildebrand aus Villach vorüber war, stimmte Alt und Jung in hoher Begeisterung in den Ostergesang ein, den der neue Prediger von Wittenberg mitgebracht hatte:

Christ lag in Todesbanden
Für unsere Sünd' gegeben,
Der ist wieder erstanden
Und hat uns bracht das Leben:
Des wir sollen fröhlich sein,
Gott loben und dankbar sein
Und singen Hallelujah, Hallelujah!

So schallte und hallte es durch Berg und Thal, und ein vielstimmiges Echo gab darauf Antwort.

Das Ideal des gemütvollen Kärntners ist sein Lied. Die lutherische Lehre hätte wohl kaum in den Herzen dieser Gebirgsbewohner so schnellen Eingang gefunden, hätte nicht der gottbegnadigte Reformator seine Harfe so gewaltig und tiefergreifend zum Lob Gottes erklingen lassen.

Der Choral war noch nicht beendet. Da stellte sich zum Erstaunen Aller ein Mönch, Wolfgang Tod, Guardian der Minoriten zu Wolfsberg, auf den Felsblock, der dem Prediger als Kanzler gedient hatte. Es war ein kleiner Mann von gedrungenem Körperbau; die große schöngewölbte Stirn, die feingeschnittene Nase, der geistsprühende tiefe Blick verrieten die ungewöhnliche Begabung des Mönches. In seinem Herzen schon lange Protestant, wollte er am heutigen Tage durch sein kühnes Wort die Menge zum offenen Widerstand gegen die päpstliche Kirche bewegen. „Er war," wie die Chronik erzählt, „ein kecker Mönch, der besonders aufregend auf das Gemüt des gemeinen Mannes gewirkt hat."

„Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist aber Baal Gott, so wandelt ihm nach," so rief „der Apostel vom Lavantthal" mit Donnerstimme und forderte die ganze Versammlung auf, ihn nach Wolfsberg zu begleiten, um in der dortigen Kirche einen Gottesdienst abzuhalten. „Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater, so hat unser Herr und Meister ver-

ſprochen. Darum ihr tapferen Herren und Ritter, die ihr euch rühmet, die Stützen des Evangeliums in dieſem Lande zu ſein, laſſet auch den letzten Schein des gottloſen Baalsdienſts aus eurem Herzen ſchwinden und folget mir, daß wir den Tempel Gottes reinigen von den frechen Götzendienern im Namen deſſen, der geſprochen: Mein Haus ſoll ein Bethaus ſein, ihr aber habt es zu einer Mördergrube gemacht."

Der kühne Mönch ſchwang ſich ſodann auf ein ſchon für ihn bereitgehaltenes Roß, forderte die Anweſenden nochmals auf, ihm zu folgen, und wendete ſich gen Wolfsberg. Die zu derartigen Kundgebungen ſtets bereiten Bergleute ſtürzten in ausgelaſſener Freude nach, die Hörigen und Bauern folgten, und ſo blieben die Ritter mit ihren Mannen zuletzt allein auf dem Berge zurück.

„Wohl wünſchte auch ich ſchon lange ein großes Gotteshaus für unſere Verſammlungen," wendete ſich da der Herr von Lavantthal an die umherſtehenden Ritter. „Die Burgkapellen werden zu klein für all die vielen Anhänger des neuen Glaubens, und in den Schloßhöfen oder in der freien Natur können wir uns nicht bei jeder Witterung zuſammenfinden. Trotz alledem möchte ich mich nicht an den päpſtlichen Prieſtern vergreifen. Wohl ſind wir die Übermacht, aber wer weiß, auf welche Weiſe die ſchlauen Pfaffen ſich an uns rächen würden."

„Wenn uns die Prieſter nicht gutwillig die Kirche in Wolfsberg überlaſſen, ſo bauen wir ein eigenes Gotteshaus," rief da Herr Freidel. „Und wer giebt die Mittel

dazu?" „Ich selbst," war die Antwort des wackeren Kaufmanns. „Und ich gebe meinen schönsten Obstgarten als Bauplatz," rief der Ritter von Lavantthal freudig bewegt, indem er seinem Freunde die Hand drückte. „Jetzt aber lasset uns eiligst aufbrechen und nach Wolfsberg eilen. Wir kennen ja den aufrührerischen Sinn unserer Bergknappen. Wenn sie eine Greuelthat verübten, so würde es sicher uns beigemessen werden."

Indessen war die Menge vor der Kirche in Wolfsberg angekommen. Doch mit Erstaunen sahen sie den Bischof von Lavantthal im vollen Ornate mit all seinen Priestern vor dem Portal der Kirche. Er war noch rechtzeitig gewarnt worden und hatte sich deshalb eiligst nach Wolfsberg begeben, um die Kirche dem alten Glauben zu retten. Er war der Meinung, der Ritter von Lavantthal und Freidel von Payerhofen begehrten Einlaß. Von diesen beiden wußte er, daß sie es keinenfalls zum offenen Aufruhr kommen lassen würden, und hoffte so durch mutiges Auftreten die Kirche dem Papst zu retten. Wie erschrak er aber, als er an der Spitze der Bergknappen den Minoriten Tod einherreiten sah. Das war doch noch immer sein treuester Diener in seiner ganzen Diözese gewesen! „Wie, mein innig geliebter Sohn und Bruder? Warum kommst du mir also entgegen? Bist du denn auch abfällig geworden, um mit diesen Bösewichtern gegen Gott und alle Heiligen zu kämpfen? Oder willst du diese ungetreuen Schafe wieder zurückführen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, daß hinfort nur eine Herde und ein

Hirte sei?" Der Bischof sprach diese Worte in süß lockendem Tone und that, wie wenn er seiner Sache ganz gewiß wäre.

„Ich komme, um dich elenden Mietling, der du deine Herde nur um der Wolle willen geleitet hast, für deinen Frevel zu strafen." „Nur über mich hinweg wirst du abgefallener Bösewicht in die Kirche schreiten," erwiderte der Bischof. Er trat in das Portal zurück und breitete seine Arme weit aus, so daß niemand, ohne ihn auf die Seite zu stoßen, das Gotteshaus betreten konnte.

„Ei, wie kühn du auf einmal für deine Kirche streitest. Aber ich weiß wohl warum; es ist dir ja gewiß nicht um den schönen Bau zu thun. Wenn du nur deine Pfründeinnahmen alljährlich in Neapel verprassen könntest, du ließest dieses Gotteshaus in einen Schafstall verwandeln, ohne dich darum zu bekümmern. Wer hat den Priestern von St. Paul den Rat gegeben, den wackeren Vogt dieser Stadt, Johann Siebenbürger, zu vergiften? Ist es nicht die verfluchte Hand Leonhards von Peyol, die diesen Brief geschrieben hat?" Der Minorit hielt bei diesen Worten ein Pergamentstück hoch in die Höhe. „Hier seht ihr den Mörder Johann Siebenbürgers," rief er mit weithinschallender Stimme, indem er auf den Bischof hinwies. Die Menge brach in ein wildes Rachegeschrei aus, und einige Knappen näherten sich dem Portal, um den Bischof zu greifen.

„Halt!" ertönte in diesem Augenblick die tiefe Baßstimme des Ritters von Lavantthal, „wenn das, was der

Minorit sagt, Wahrheit ist, so möge Gott diesen Priester richten; wir aber dürfen unsere Hand nicht an ihn legen. „Ein Laie, der einen Priester schlägt oder ihm Schaden zufügt, der soll sterben," so steht es in den Gesetzen unseres Landes. Wir wollen nicht in dies Gotteshaus eindringen. Niemand soll uns nachsagen, daß wir unrechtes Gut für unsere Zwecke verwendet hätten. Wisset, ihr Männer von Wolfsberg und alle, die ihr euch hier versammelt habt, daß unser Freund, Matthäus Freidel, ein großes Gotteshaus in der Nähe dieser Stadt erbauen wird. Und nun, ihr Freunde und Glaubensbrüder, möchte ich euch bitten, still und ruhig nach Hause zu gehen; denn es geziemt sich nicht für euch, die ihr eben von göttlichen Dingen gehört habt, auf der Straße unflätig zu lärmen." Ein Beifallsgemurmel lief nun durch die Reihen der Knappen, und willig kamen sie seiner Meinung nach.

Frau Julia und ihre Freundin auf Payerhofen freuten sich nicht wenig, als sie von dem Entschlusse ihrer Ehegatten hörten. „Gott sei gelobt," rief die Burgfrau freudig bewegt, „unser Gelübde ist erfüllt." „Ja, wohl ist es nicht der heilige Lamprecht," versetzte Herr Christoph, „dem wir diese Kirche bauen, doch wir wollen sie dem einzigen wahren Heiligen, unserm Herrn und Heiland, Jesus Christus, weihen." „Jetzt bin ich glücklich und zufrieden; nie habe ich mein Gelöbnis ganz vergessen können. Wohl war es ein schändlicher Betrug, den der gottlose Alkuinus ersann; doch ich hatte ein Gelübde gethan und wenn ich auch wußte, daß mein Gott mir alles verziehen,

blieb es doch immer ein Stachel in meinem Herzen.“ „Auch ich habe mich mit meiner harten Rede damals schwer versündigt; mit Leib und Seele hing ich an irdischem Gut. Nimmermehr hätte ich vor fünfzehn Jahren meine Obstgüter von mir gelassen, auch wenn sie dem edelsten und besten Zwecke gedient hätten. Nun habe ich ein besseres Kleinod gefunden, für das ich alles dahingeben würde, wenn es Gottes allmächtige Hand von mir fordern sollte.“

„Wollen sie uns denn aus unserer Heimat vertreiben?“ fragte Julia, und Thränen standen ihr in den Augen. „Ja, sie würden es wohl gerne thun, wenn nicht Stände und Ritter so einmütig zusammenstünden. Jahrhunderte lang waren diese gierigen Pfaffen die Herren im Kärntner Lande, und sie werden nicht ruhen, bis sie all ihre Gegner aus demselben verdrängt haben. Wir aber wollen fest zusammenhalten und nicht weichen von unseren angestammten Burgen. So lange sie den Kaiser nicht auf ihrer Seite haben, soll es ihnen nicht gelingen.“

Mit dem Bau des neuen Gotteshauses wurde rüstig begonnen. Kaum war das Jahr zu Ende, da stand das schöne Werk vollendet vor den Augen der erstaunten Lavantthaler, ohne daß die Arbeiter von jemand im Bauen gestört worden wären. Wohl zeichnete sich der Bau nicht durch prunkhaften Glanz und stilvolle Formen aus, wie die St. Leonhardskirche und andere Gotteshäuser im Lavantthal. Aber die Kirche war einfach und schön und faßte mehr Menschen, denn sie alle.

Noch ein anderes frohes Ereignis erfüllte in diesen

Tagen die Bewohner des Lavensteins mit hoher Freude. Frau Julia war nach langer unfruchtbarer Ehe eines kräftigen Knäbleins genesen. An demselben Tage, an dem das Gotteshaus eingeweiht wurde, empfing der neue Stammhalter die heilige Taufe. Wolfgang Tod, der „Apostel vom Lavantthal", der von allen edlen Bergknappen und Knechten einstimmig zum Prediger gewählt worden war, wurde die Ehre zu teil, dem jungen Ferdinand Maximilian das heilige Sakrament zu spenden. Als Taufpaten waren zugegen: Hans von Ungnad, Matthäus Freidel, Thomas Kienberger und zwei sächsische Bergknappen. Bis jetzt hatten gemeine Leute nie die Kinder der Edlen aus der Taufe gehoben. Herr Christoph aber wünschte es so; denn in seinem von Doktor Luther ins Deutsche übersetzten Neuen Testamente stand geschrieben: Hier ist kein Knecht noch Freier, denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu. Gal. 3, 28.

Unter der deutsch redenden Bevölkerung des Lavantthals war nun das Evangelium allgemein durchgedrungen; aber die Hälfte seiner Bewohner gehörte dem slowenischen Volksstamme an. Diese wußten immer noch nichts vom Evangelium; denn alle lutherischen Geistlichen predigten deutsch, wie auch kein einziges Buch Luthers in die wendische Sprache übersetzt worden war. Vergeblich bemühte sich Herr Christoph, einen Geistlichen zu erhalten, der die slowenische Sprache verstand. Endlich sollte auch dieser Wunsch in Erfüllung gehen.

3. Ein Vertriebener.

„Es frohlockten die Slowenen, als sie die Herrlichkeit Gottes in ihrer Sprache vernahmen."

Es war ein stürmischer Novembertag des Jahres 1543. Eisig fuhr der Tauernwind durch den Föhrenwald. Es regnete und schneite durcheinander und die Berggipfel der Koralpe hatten schon längst wieder ihr weißes Gewand angezogen. Zu einem breiten Strom angeschwollen riß die Lavant alle Brücken und Stege, welche über sie führten, mit sich fort, und manch schmucke Wohnung wurde von ihren wild dahinrauschenden Wellen zerstört.

Der letzte Schimmer des Tageslichts war erblichen, als auf schlüpfrigem, schmalem Pfade zwei in Mäntel eingehüllte Männer dem Ufer des Flusses entlang durch den Forst ritten. „Nun ist es nicht mehr länger als zwei Stunden bis auf den Lavenstein," sagte der eine zum andern. „Dort könnt Ihr dann von allen Mühsalen und Gefahren Eurer Flucht ausruhen; in diesem einsamen Thale wird Euch gewiß kein Verfolger aufsuchen." „Gott möge es Euch vergelten, Herr Landeshauptmann," erwiderte der andere, „was Ihr mir Gutes gethan habt in den letzten Tagen. Wohl wäre ich längst in der Hand meiner Verfolger oder läge ich an einer Felswand zerschellt, wenn Ihr mir das Geleit nicht gegeben hättet. Hans von Ungnad ist nach dem Kaiser in diesem Lande der erste unter allen Grafen und Herren und doch hat er sich eines

armen verfolgten Mönchs tagelang angenommen.“ „Ei, ei!“ rief da der Ritter, „Ihr sprechet doch zu bescheiden von Euch. Der Name Truber hat wahrlich bei allen Evangelischen dieser Gebirgsländer einen guten Klang. Und besonders unter den Wenden wird wohl kaum einer sein, der noch nicht von Euch gehört hätte. Wie werde ich mich freuen, nun einmal einen wendischen Vortrag von Euch zu hören. Meine Freunde in Laibach haben Euch ob Eures gewaltigen Predigens nicht genug rühmen können.“ Der Geistliche antwortete nicht auf diese Worte. Er war von dem langen beschwerlichen Ritte sichtlich ermattet und kaum vermochte er sich noch aufrecht im Sattel zu halten.

„Ich sehe wohl, mein geliebter Domherr,“ fuhr da der Landeshauptmann fort, „daß man Euch heute nicht mehr mit Reden belästigen darf. Ich dächte, ein kräftiger Trunk aus meinem Jagdhorn würde Euch wohl bekommen. Seht Ihr dort jene Lehmhütte; in ihr findet sich gewiß noch ein trockenes Plätzchen für uns beide, das uns vor Sturm und Wetter schützt und wo wir uns im weichen Moose von dem scharfen Ritte erholen können.“ Die beiden Herren stiegen von den Pferden und näherten sich dem Häuschen, das sonst Kohlenbrennern als Obdach diente, bei dieser Witterung aber verlassen stand. Der Landeshauptmann hatte sich in seiner Vermutung nicht getäuscht. Die Lehmwände hatte der Regen nicht zu durchdringen vermocht, auch an einem weichen Mooslager fehlte es nicht. Die beiden ließen sich ein Stück Rehbraten, das der Ritter aus seiner Jagdtasche hervorzog, trefflich schmecken;

ein kräftiger Zug aus dem Trinkhorn machte den abgematteten Prediger wieder lebendig und bald erwärmte auch ein luſtiges Kohlenfeuer ſeine vor Froſt zitternden Glieder. „Ihr habt mir immer noch nicht erzählt, wie es gekommen, daß Ihr ſo ſchnell aus Laibach entweichen mußtet.“ „Als Landeshauptmann von Steier, Kärnten und Krain,“ begann der Domherr, „ſollte Euch freilich dieſe Sache längſt bekannt ſein. Doch daß Hans von Ungnad ein ſonderlicher Freund der Evangeliſchen iſt, das wiſſen auch unſere Feinde. Deshalb haben ſie ſich auch wohl gehütet, Euch mit ihren Forderungen zu beläſtigen. Vor wenigen Monaten ſtarb Biſchof Urban Textor von Laibach. Ihr wißt, ſein Nachfolger Peter von Seebach iſt ein abgeſagter Feind unſeres Glaubens. Gleich beim Antritt ſeines Amtes wollte er eine Probe von ſeinem Eifer ablegen. Er ließ beim Kaiſer mit Bitten und Klagen nicht nach, bis derſelbe den geheimen Befehl gab, mich und meine Freunde gefänglich einzuziehen. Das geheime Mandat wurde auch ſofort ausgeführt. Wienner und alle meine Freunde ſchmachten nun in Kerkerhaft. Ich entrann wie durch ein Wunder den Häſchern. Von Biſchof Bonhomo in Trieſt, der mir immer günſtig geſinnt war, und anderen Freunden noch rechtzeitig gewarnt, entfloh ich um Mitternacht aus der Stadt. Es war mir nicht möglich, mich auf die Flucht gehörig vorzubereiten. Sieben Tage irrte ich wie ein gehetztes Wild in den Gebirgswäldern umher, von dem racheſchnaubenden Biſchof mit Acht und Bann verfolgt. Er ſchickte überall hin ſeine

Spürhunde nach mir aus, und ich mußte fürchten, von einem fanatischen Papisten ausgeliefert zu werden. Da, als ich erschöpft und bis zum Tode ermattet unter einem Baume niedersank und den Herrn wie einst der Prophet Elia bat, meine Seele nun von hinnen zu nehmen, da brachet Ihr mit Euren Jägern plötzlich aus dem Dickicht hervor, und Ihr habt mich erquickt und gestärkt, Ihr gabet mir Obdach und Zehrung und wart mein treuer Wegweiser und Reisegefährte bis zu dieser Stunde. — Von einem meiner Gemeindeglieder in Lack, wo ich längere Zeit gewirkt habe, erfuhr ich, daß der Bischof, da er meiner Person nicht habhaft werden konnte, meine ganze Bibliothek verbrennen ließ." Der Vertriebene hatte die letzten Worte besonders traurig gesprochen. „Nun, Ihr werdet den gelehrten Plunder wohl entbehren können," suchte ihn der Ritter zu trösten. „Gott hat Euch ja einen erleuchteten Geist und eine behende Zunge verliehen; Feder und Pergament finden sich heutzutage überall."

„Ihr wißt nicht, von welch hohem Werte meine Bücherssammlung war," erwiderte Truber, „nicht um fünfhundert Gulden wäre sie mir feil gewesen. Und wenn ich erst an das wendische Abcbuch und den Katechismus denke, die nun halbvollendet ein Raub der Flammen geworden sind!" Eine Thräne schimmerte bei diesen Worten im Auge des Gelehrten. „Ihr werdet deshalb den Mut nicht aufgeben und Euren wendischen Glaubensbrüdern bald neue Bücher schreiben," ermunterte ihn der Ritter, indem er ihm herzlich die Hand drückte. „Gott gebe mir Zeit und Kraft dazu," seufzte der Domherr.

Die beiden Herren hatten ſich indes von ihrem Lager erhoben. Sie beſtiegen ihre Pferde und ſetzten langſam ihren Weg fort. Nach mancherlei Gefahren und Mühſalen erreichten ſie endlich die Lavenſteinſchen Beſitzungen. Der Wald hörte auf, und von der gaſtlichen Burg ſchimmerte freundlich ein Licht zu den Wanderern hernieder. Doch es galt, noch ein ſchweres Wagnis zu beſtehen. Zwiſchen ihnen und dem Burgberge brauſten die toſenden Wogen der Lavant; nirgends war eine Brücke oder ein Steg zu finden. „Wir müſſen mit unſeren Pferden durch den Fluß ſchwimmen, wenn wir uns heute noch der Gaſtfreundſchaft des Herrn Chriſtoph erfreuen wollen," meinte der Landeshauptmann. „Haltet Euch nur am Sattel Eures Pferdes feſt, ich ſelbſt will ſeine Zügel ergreifen." Die beiden ſuchten eine Stelle auf, wo ihnen der Übergang leicht dünkte, und ritten in Gottes Namen in den Strom. Dem Pferde des Landeshauptmanns fehlte es auch nicht an Kraft und Ausdauer, die Wogen zu durchbrechen. Nicht ſo kräftig erwies ſich das Roß des Domherrn; anfangs ſteuerte es mutig gegen die Wellen, bald aber ſchwanden ſeine Kräfte, es wurde unaufhaltſam ſtromabwärts geriſſen und zog das Tier des Landeshauptmanns mit ſich fort. Die beiden Reiter ſchwebten in großer Gefahr. „Schwingt Euch in meinen Sattel," rief der beherzte Ritter, indem er das Roß ſeines Freundes noch einmal an ſich heranzog. Er drückte hierauf dem Domherrn die Zügel ſeines Pferdes in die Hand und ſtürzte ſich in die wilden Wogen. — Nach einigen Minuten waren beide gerettet, nur das

Roß Trubers fand in dem reißenden Gewässer seinen Untergang.

„Hohe Ehre widerfährt in dieser späten Stunde meinem Hause," redete Herr Christoph seine Gäste an, als er sie auf der Zugbrücke seiner Burg empfing; „denn wie ich sehe, ist es kein anderer als Hans von Ungnad, der einen alten Freund wieder einmal zu besuchen gedenkt. Als ich Euch das letzte Mal die Zugbrücke herniederließ, wart Ihr noch ein einfacher Rittersmann. Nun seid Ihr hochberühmt in allen österreichischen Landen; Ihr seid mein Herr und Gebieter geworden. Gewiß ein Held von hoher Art ist auch der würdige Mann an Eurer Seite, den Ihr mir in dieser späten Stunde noch zuführt." „Es ist ein armer, wegemüder Wanderer, der von Haus und Hof vertrieben an Eurer Thür anklopft. Doch überleget Euch wohl, ob es nicht besser ist, ihm Euer gastliches Haus zu verschließen; denn Acht und Bann ruht auf seinem gramgebeugten Haupt und verflucht ist, wer ihn ätzt und letzet." „Ihr müßt aber ein wunderlicher Mann sein," rief erstaunt Herr Philipp; „im Geleite des Landeshauptmanns von Steier, Kärnten und Krain, und doch geächtet und verbannt. Euer Verbrechen ist sicher nicht gefährlich, sonst wäret Ihr nicht an der Seite des Hans von Ungnad. Darum tretet nur getrost über diese Schwelle, hochwürdiger Herr; in meinem Hause sollt Ihr Speise und Obdach haben, so lang Ihr es begehret, und wenn ich auch nie erfahren sollte, welchen Namen Ihr führet." „Primus Truber ist sein Name; von Krain vertrieben, irrt er hei-

matlos umher und ſucht im fernen Bayern eine neue Heimat," ſo ſtellte ihn Hans von Ungnad ſeinem Freunde vor, und ein freudiges Erſtaunen ergriff den Ritter von Lavantthal. „Wie? der große Prediger, deſſen Name in allen wendiſchen Ländern geprieſen wird und der mit Recht der ſloweniſche Luther genannt wurde, beehrt mich in dieſer Abendſtunde mit ſeinem Beſuche? Wahrlich, oft habe ich dieſen Tag herbeigewünſcht; ſchon lange ſehnte ich mich nach einem Manne, der auch den ſloweniſchen Einwohnern unſeres Thals das Evangelium verkündigen würde."

Unter ſolchen und anderen Reden führte Herr Chriſtoph ſeine Gäſte in ein erwärmtes Gemach, wo ſie ihre Kleider wechſeln konnten. Inzwiſchen bereitete Frau Julia ein kräftiges Mahl, das den beiden ermüdeten Männern noch beſſer mundete als der kalte Rehziemer in der Köhlerhütte. Lange ſaßen die Burgbewohner mit ihren Gäſten im Ritterſaale beiſammen. Sie erzählten dem fremden Prediger, wie ſie mit dem Evangelium bekannt geworden. Frau Julia verſchwieg nicht, wie tief ihr Herz in den Irrtümern des alten Glaubens gewurzelt und wie ſchwer es ihr geworden, bis ſie endlich den wahren Frieden gefunden.

„Auch mir wurde es ſehr ſchwer, Ehre und Wohlleben für meine Überzeugung zu opfern," begann hierauf der Domherr, „höret in Kürze meinen Lebensgang. In einem Dörfchen in der Nähe von Laibach geboren, wurde ich durch Vermittlung eines Prieſters in die Kloſterſchule nach Salzburg gebracht. Da ich mich durch meinen Geſang vor allen anderen auszeichnete, ſchickten mich die Patres

in die Klosterschule nach Wien, wo ich ein Leben voller Trübsal und Elend führte und wie einst Luther mein Brot durch Singen verdienen mußte. Schon während meines Aufenthalts in Salzburg wurde ich mit der evangelischen Lehre bekannt; aber erst in Wien kam meine Überzeugung zum Durchbruch, als ich einst in der Stephanskirche in einer Predigt des Paul Speratus war. Mein Gesang bewog den Bischof Bonhomo von Triest, mir einen Platz in seiner berühmten Kapelle zu verschaffen. Dieser edle Herr ist mir bis auf den heutigen Tag ein treuer Gönner und Freund geblieben. Auf seine Empfehlung hin wurde mir schon in einem Alter von neunzehn Jahren eine Priesterstelle in meinem Vaterlande übertragen. Hier trat ich zum erstenmal gegen die Mißbräuche der katholischen Kirche auf. Ich wies das Volk auf die heilige Schrift und Luthers Katechismus hin. Bei der Ritterschaft traf meine Predigt empfängliche Herzen. Auf deren Betreiben wurde ich als Domherr nach Laibach versetzt. Da mich der Bischof Rauber meines Amtes enthob, räumte man mir die bürgerliche Spitalkirche ein; so brauchte ich mich nicht mehr vor der katholischen Priesterschaft zu fürchten. Endlich aber gelang es doch meinen Feinden, mich aus dieser Stadt zu verdrängen. Nun war meines Bleibens nirgends mehr lange. Kaum hatte ich irgendwo ein Jahr gewirkt, so mußte ich schon wieder in eine andere Gemeinde ziehen. Die Papisten wollten mich durch eine derartige Behandlung allmählich aus dem Lande verdrängen, leisteten aber dem Evangelium gerade hiedurch großen Vorschub;

denn überall, wo ich hinkam, verkündigte ich freimütig die Lehre Luthers, was den Leuten ganz unerhört war. Jahrhundertelang haben sie in ihren Kirchen nur das Lateinische vernommen, und ihr ganzer Gottesdienst bestand in äußerlichen Zeremonien und Formeln. Zuletzt wirkte ich als wendischer Prediger in Triest, wo ich an Bischof Bonhomo einen Beschützer und Freund gefunden habe. Nun bin ich auch von diesem letzten Zufluchtsort vertrieben und muß wie ein Verbrecher gebrandmarkt in der Fremde umherschweifen. Doch meine geliebte Heimat werde ich nie vergessen. Auch im Elende will ich an meine Brüder und Landsleute denken und nicht ablassen mit Arbeiten, bis sie das ganze Neue Testament in ihrer Sprache lesen können. Dann möge der Allmächtige unter unserem Adel und den Vornehmen des Landes willige und zum Geben bereite Herzen schaffen, daß das teure Gotteswort nicht nur in die Burgen und Paläste der Reichen, sondern auch in die Hütten der Armen verbreitet werde, daß jeder Holzhäuer und Bergmann die eine köstliche Perle finden möge, die ihn des ewigen Lebens versichert."

Ein edles Feuer der Begeisterung verklärte das Antlitz des würdigen Predigers, als er diese Worte gesprochen. Aller Augen hingen noch an seinem beredten Munde, da trat der Landeshauptmann auf ihn zu und schüttelte ihm herzlich die Hand: „Nehmet mich bei dem gottgefälligen Werke, das Ihr Euch vorgesetzt, als Freund und Genossen an," sprach er tief bewegt. „Der erste will ich sein, der Euch hiebei mit Rat und That unterstützen wird. Bald

werde ich mein schweres Amt niederlegen: denn ich kann es nicht mit meinem Gewissen vereinigen, meinen Glaubensbrüdern Schaden zuzufügen, wie mein Herr und Gebieter von mir fordert. Dann aber, wenn ich frei und ledig aller meiner Ehrenämter geworden bin, dann will ich ganz für die Sache des Evangeliums leben. Bei Fürsten und Königen will ich für Euer Unternehmen eintreten, bis eine große Buchdruckerei gegründet ist, die sich allein mit dem Drucke von Bibeln, Katechismen und anderen geistlichen Büchern in wendischer Sprache beschäftigen soll, und wenn ich auch mein ganzes Vermögen daran wenden müßte, ich will nicht ruhen, bis das große Werk vollendet ist." So gelobten sich die beiden edelsten und besten Männer, die in jener Zeit in den österreichischen Erblanden gelebt haben, ihr ferneres Leben ganz der Sache des Evangeliums zu weihen. Sie haben ihr Wort gehalten: ihr Schaffen und Streben ist mit herrlichen Erfolgen gekrönt worden.

Am anderen Morgen verließ der Landeshauptmann den Lavenstein. Primus Truber blieb noch einige Wochen der Gast des Herrn Christoph; doch er war nicht unthätig in dieser Zeit. Überall, wo Slowenen wohnten, predigte er; ja sogar in Klagenfurt bestieg der kühne Domherr mehrmals die Kanzel. Das Volk fiel ihm mit großer Begeisterung zu. Der Ritter von Lavantthal und Matthäus Freidel begleiteten ihn stets auf seinen Missionsreisen, so daß er vor einem heimtückischen Überfall der Papisten bewahrt blieb.

Bald aber rückte der Tag heran, wo Truber ſein neues Aſyl verlaſſen mußte. An einem ſtürmiſchen Wintermorgen verabſchiedete er ſich von der Familie Lavenſtein. Herr Chriſtoph wußte, was Brauch und Sitte im Kärntnerland forderte. Er winkte einem Edelknaben, der einen prächtigen Kelch von Kriſtall herbeitrug, deſſen Fuß mit allerlei ſchönen Figuren geziert war. Er füllte ihn hierauf mit Wein, um mit ſeinem Gaſte des Abſchieds Minne zu trinken. „Hier habe ich auch noch ein kleines Gaſtgeſchenk für Euch," ſagte dann der Ritter, indem er ein unſcheinbar Büchslein hervorzog, das an Form und Ausſehen einer Birne glich. Der Domherr nahm es dankbar an, nicht achtend des Inhalts. Als er es aber ſpäter öffnete, war es gefüllt mit Goldgulden bis zum Rande.

Achtzehn Jahre waren verfloſſen. Wiederum ſauſte der Herbſtwind durch den Föhrenwald und an Regen und Schnee fehlte es nicht. Die Bewohner des Lavantthals aber achteten heute nicht auf Sturm und Ungewitter; beſonders die Slowenen ſtanden in größeren oder kleineren Haufen beiſammen, auf dem Markte und in den Straßen des Städtchens Wolfsberg. „Jetzt kommen ſie," ging es plötzlich von Mund zu Munde. Ein ſtattlicher Frachtwagen mit ſechs ſtarken Pferden beſpannt und von einer Schar Reiſigen begleitet, fuhr durch das Stadtthor. „Herr Freidel bringt die Neuen Teſtamente, die unſer gnädiger Herr für uns in Urach beſtellt hat," erklärte der Grubenmeiſter, Thomas Kienberger, einem Fremden, der ihn nach der

Ursache des Lärms gefragt hatte. Auf dem Marktplatze hielt der Zug an. Eine schwere, mit Büchern gefüllte Kiste wurde abgeladen; nach wenigen Stunden waren alle verkauft oder verschenkt, und der Wagen fuhr weiter, um auch an andern Orten die kostbare Ware zu verbreiten. Die Leute gaben ihm noch einige Zeit das Geleite. „Erhalt uns, o Herr, dein Wort, die reine Lehre; schütze, schirme du deine Christenheit," so sangen alle, die vorausgingen und nachfolgten. Welche Freude war am Abend dieses Tages in so vielen armen Bergmannshütten, wenn der Hausvater seiner Familie das Wort Gottes in der Landessprache vorlesen durfte. Und wem hatte man das alles zu verdanken? Niemand anders als Primus Truber und Hans von Ungnad.

Wenige Jahre nach jenem merkwürdigen Zusammentreffen auf dem Lavenstein legte der Landeshauptmann alle seine hohen Ehrenämter nieder, um „dem Evangelio ohne Hindernis oder Beunruhigung dienen zu können." Noch in demselben Jahre zog er nach Württemberg. Von Herzog Christoph, an den er sich wendete, wurde er sehr freundlich aufgenommen. Er nahm seinen Aufenthalt in Urach und gründete hier, zum großen Teil auf seine eigenen Kosten, die wendische Buchdruckerei. Primus Truber hatte das Neue Testament und den Katechismus längst ins Slowenische übersetzt. Da er im Jahr 1550 die wichtige Entdeckung gemacht hatte, daß die cyrillischen und glagowischen Buchstaben, deren sich die slowenischen Völker jahrhundertelang bedient hatten, auch durch lateinische er-

ſetzt werden könnten, war es nun um ſo leichter, dieſen Völkern evangeliſche Bücher zugänglich zu machen. Als Truber dem nachmaligen Kaiſer Maximilian II. das erſte wendiſche Teſtament überſandte, war er davon ſo erfreut, daß er der Ungnadſchen Buchhandlung große Unterſtützungen zukommen ließ. Dieſem Beiſpiel kamen ſämtliche evangeliſche Fürſten nach. So konnten tauſende von lutheriſchen Schriften umſonſt in Öſterreich verbreitet werden.

Im Herbſt 1565 reiſte Hans von Ungnad zu ſeiner verwitweten Schweſter auf das Schloß Winteritz in Böhmen. Hier befiel ihn eine tödliche Krankheit. „Auf ſeinem recht erbaulichen Sterbebett hat er ſich um andere zeitliche Dinge nicht im mindeſten mehr bekümmert, außer der Druckerei, deren er gegen ſeiner Gemahlin gedacht und gebeten, ſie wolle ihr die laſſen befohlen ſein, denn ſie wäre ſein Schatz.“ So berichtet uns die Chronik Dreſſers über die letzten Stunden des gottſeligen Mannes. Er iſt im Jahr 1565 am 27. Dezember geſtorben. Auf ſeinen Wunſch brachte man ſeinen Leichnam nach Tübingen, wo er in der Stiftskirche am erſten Trinitatisſonntag zur Erde beſtattet wurde.

Primus Truber kehrte nach einer zweijährigen Thätigkeit in Württemberg noch einmal in ſeine geliebte Heimat zurück, um dort das angefangene Reformationswerk zu vollenden. Vor allem gründete er in Laibach eine Buchdruckerei und eine evangeliſche Schule. So lange Kaiſer Ferdinand lebte, wurde er nicht mehr in ſeiner Thätigkeit gehemmt. Nach deſſen Tod mußte er aber dem

Ansturm seiner Feinde endlich doch für immer weichen. In Württemberg, das in der damaligen Zeit allen um des Glaubens willen Vertriebenen ein Asyl bot, fand er eine neue Heimat. Die Laibacher hingen an ihrem Seelsorger mit solcher Liebe, daß sie ihm seinen Jahrgehalt bis zu seinem Tode auszahlten; er verwendete denselben größtenteils zur Unterstützung vertriebener Glaubensbrüder. Seinen Lebensabend verbrachte er in dem von der Welt abgelegenen Derendingen bei Tübingen. In dem lieblichen, fruchtbaren Steinlachthale hat er auch sein Grab gefunden. Zwei Tage vor seinem Tode arbeitete er noch eifrig an der Übersetzung von Luthers Hauspostille. Noch vom Krankenbette aus diktierte er seinem Schreiber. Am 29. Juni 1598 hat der Heiland ihn zu sich genommen, für dessen Lehre er über sechzig Jahre unermüdlich gekämpft hatte. „Aus seinen zahlreichen Schriften leuchtet ebenso die felsenfeste Hingabe an die neue Lehre als die glühende Liebe zu seinen Volksgenossen hervor. Er ist der Begründer der neuslowenischen Litteratur, der Luther seines Volksstammes."

Die Bewohner des Lavantthals hatten in den folgenden Jahrzehnten keinerlei Anfechtungen ihres Glaubens wegen zu erdulden. Nach dem Tode des Königs Ferdinand kam Maximilian II., der ganz in den Fußstapfen seines Vaters wandelte, auf den Thron. Bald wurde die Lehre Luthers staatlich anerkannt und auch im übrigen Kärnten allgemein durchgeführt.

Frau Julia erlebte zu ihrer großen Freude noch fünf

Enkelkinder, die ſie mit ihrer frommen Schwiegertochter, Katharina Margaretha von Elzheim, in der Furcht Gottes auferzog, und das war ein größeres Verdienſt, als wenn ſie als Heilige verehrt worden wäre. In einem Alter von einundachtzig Jahren ſtarb der edle und gottesfürchtige Ritter Chriſtoph Wenzeslaus Lavenſtein von Lavantthal. Wenige Monate nachher folgte ihm ſeine Gemahlin. Dem Wunſche des Ritters gemäß wurden ſie auf dem neuen evangeliſchen Kirchhofe begraben, der um das Gotteshaus her angelegt worden war. Nicht in der düſtern Familiengruft, ſondern im Kreiſe ihrer Glaubensgenoſſen wollten ſie beſtattet ſein.

So ruhen nun die erſten Zeugen des Evangeliums im Frieden in ihren Kammern. Ihre Kinder aber ſollten in viel Trübſal und Anfechtung den Glauben bewähren, der einſt die Voreltern aus ſchwerer Gewiſſensnot und Seelenangſt zu freudiger Zuverſicht und Hoffnung auf das Verdienſt Jeſu Chriſti geführt hatte.

II. Abſchnitt.

Ferdinand Maximilian Lavenſtein von Lavankthal.

1. Trübe Ausſichten.

„Iſt's um dieſe Zeit?
Unſeres lieben Kaiſers Waffen
Sollten ja kein Leid
Treuen Unterthanen ſchaffen.
O verboſte Pfaffen!"

Erſter Vers aus dem Liede eines evangeliſchen Soldaten in kaiſerlichem Dienſte, ums Jahr 1600.

„Glaubet mir, edler Ritter, keine zwei Jahre werden vergehen, ſo iſt dieſer abgöttiſche Ketzertempel ein Trümmerhaufen, und die ungehorſamen Böſewichter, die ihn beſuchen, ſind wieder zurückgebracht in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche," ſo ſagte der greiſe Fürſtbiſchof von Lavant, Georg Stobäus, zu ſeinem Begleiter, dem Vicedom Wolfgang von Redwitz, als ſie an der evangeliſchen Kirche von Wolfsberg vorüberritten. Es war ſchon ſpät abends; nur ſpärlich beleuchtete der Mondſchein die Begleiter des Biſchofs, die heute noch das Kloſter St. Leonhard erreichen wollten. Zu ſeiner Linken ritten zwei Prieſter

in schwarzem Gewande und Mantel. Ihre Kopfbedeckung war ein viereckiger, flachgedrückter Krempenhut. Ihre Augen suchten fast ununterbrochen den Boden. Kaum wagten sie es, ihren Begleitern ins Gesicht zu sehen, wenn sie von denselben angeredet wurden. Die ganze Art, wie sie sich bewegten, hatte etwas Gleichförmiges und Steifes, etwas Gemessenes und Strenges. Die kurze, abstoßende Form, welche sie in Fragen und Antworten gewöhnt waren, die düstere Miene, die sie zur Schau trugen, vermehrte noch das unheimliche Wesen dieser beiden Menschen.

Auf sie setzte der Fürstbischof all seine Hoffnungen in betreff der baldigen Austreibung der Protestanten. Und warum sollte er das nicht? waren sie doch zwei Mitglieder der Gesellschaft Jesu; die Bekehrung der Ketzer war ihr Beruf, ihre Pflicht. Sie hatten sich auch in der Kunst zu bekehren hinlänglich ausgebildet. Vier Jahre lang hatten die beiden im Jesuitenkloster zu Graz zu den Füßen des berühmten Jesuitenpaters Paul Neukirch gesessen, und die exercitia spiritualia (geistliche Übungen) waren ihnen in dieser Zeit so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie als kriegstüchtige Soldaten Loyolas wohl ausgesandt werden durften in den großen Ketzerkampf, um alles, was sich ihnen nicht gutwillig beugte, zu vernichten.

„Mit viel Klugheit habe ich nun den Plan ausgedacht, nach dem wir die Ketzer bekehren wollen," fuhr der Fürstbischof fort, und indem er auf die Priester zu seiner Linken hinwies, sagte er: „Die Hilfe dieser wackeren Glieder der heiligen Gesellschaft Jesu hat mir die schwere Arbeit sehr

erleichtert. Heute noch will ich das von uns verfaßte Schriftſtück an den Erzherzog abſenden, und ich weiß gewiß, er wird alles ausführen, wie wir es ihm geraten, früher und ſchneller als wir vermuten."

„Ja, Gott ſegne unſeren durchlauchtigſten Herrn, er iſt ein getreuer Sohn der alleinſeligmachenden Kirche, und ich darf wohl hinzufügen, auch unſeres Ordens," fiel der Jeſuit zur Linken des Biſchofs ein; „ſchnell und behend in Worten und Werken, wird er nicht ſäumen, das gottgefällige Werk eilends zu vollführen." So ſagte der Jeſuitenpater Gallus Schorer mit großer Zuverſicht. Sein Nachbar konnte ſich nicht in die Unterhaltung miſchen. Pater Bobadilla war der deutſchen Sprache nicht mächtig; erſt vor kurzer Zeit aus Italien gekommen, vermochte er ſich nur vermittelſt der lateiniſchen Sprache ſeinen Amtsbrüdern verſtändlich zu machen.

„Und woher wißt Ihr denn ſo gewiß, daß unſer Herr dem neugegründeten Orden zugethan iſt?" fragte der Ritter von Redwitz. „Weil ich ſelbſt geſehen habe," erwiderte der Pater, „wie ihn der hochverehrte Rektor unſeres Kloſters zu Graz, Paul Neukirch, in dieſen Orden aufnahm. Der jugendliche Fürſt hat hierauf eine von warmer Begeiſterung beſeelte Rede gehalten, in der er verſprach, den Grundſätzen des Ordens für immer treu zu verbleiben. Jedem von uns reichte er zuletzt einen goldenen Schaupfennig zum Andenken an dieſe heilige Handlung, auf dem ſtand: „legitime certantibus", d. h. „den recht Kämpfenden". Und wir verſprachen ihm, ſolange an ſeiner Seite

zu kämpfen, bis kein einziger Ketzer mehr die Erde mit seinem giftigen Hauch verpesten werde."

„Wohl sollte mich das nicht wenig freuen," meinte der Ritter, „aber saget mir doch, hochgelahrter Herr Bischof, woher will der Herzog das Heer nehmen, das den ganzen Adel dieses Landes bezwingen wird? Ihr kennt ja unsere Ritter und wißt, daß sich keiner gutwillig beugen würde."

„Ja, wohl kenne ich sie, diese ketzerischen Schurken, diese Ungnad, Khevenhiller, Freidel, Lichtenstein und Lavenstein. Aber wisset, zum offenen Aufruhr werden sie's wohl nicht kommen lassen. Zudem beginnen wir unser Reformationswerk nicht mit ihnen. Zuerst muß der gemeine Mann von der ketzerischen Lehre lassen, und ist unser Erzherzog einmal Kaiser, dann hat er wohl Macht und Mittel, auch die halsstarrigsten Ritter unter sein Joch zu zwingen. Nicht mit übereilter Hast, sondern langsam, aber sicher wollen wir kämpfen. Der fromme, gottgefällige Sinn unseres Fürsten ist uns eine Bürgschaft für das Gelingen unseres Werks. Schon hat er alle Ketzer von seinem Hofe und aus seiner Nähe verbannt. Er meidet sie wie die Pest. Wie das Meer keine Toten, so duldet der Hof keine Ketzer."

„Wie soll aber begonnen werden mit dieser Reformation? Wie soll ich die Bürger von Wolfsberg dazu zwingen, daß sie das vermaledeite Gotteshaus der Freidel nicht mehr besuchen?"

„Morgen schon wollen wir damit den Anfang machen, wenn es Euch gefällt, mein hochgeschätzter Herr Ritter,"

antwortete der Biſchof. „Wir werden an allen Ecken und Enden des Städtchens Plakate anbringen, in denen auf ausdrücklichen kaiſerlichen Befehl der Beſuch des evangeliſchen Gottesdienſtes verboten iſt. Dieſe beiden hochgelahrten Männer von der Geſellſchaft Jeſu werden ſich dann in ſchlichtem Kleide unter das Volk machen und ſie zur Rückkehr in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zu bewegen ſuchen.“

„Da möchte ich aber nicht für ihr Leben einſtehen; ich kenne die aufrühreriſchen Bergknappen im Lavantthale, und wenn ſie einmal erregt ſind, ſcheuen ſie nicht vor Mord und Totſchlag zurück. Die Hand voll Knechte, die in der Vogtei liegen, würde den heiligen Männern wenig Schutz gewähren.“

„O ſeid ohne Sorge um uns,“ rief da der Jeſuitenpater, Gallus Schorer, und ein überlegenes Lächeln erheiterte die finſtern Geſichtszüge des Mönchs. „Wir Jeſuiten ſind klüger als die Minoriten in Wolfsberg. Wir gedenken den Leuten auch keine Strafpredigten zu halten. Mit ſüßer Lockſtimme will ich ſie zurückrufen in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche, und ſie werden mir auch folgen.“ Der Pater hatte dieſe Worte mit viel Salbung und Würde geſprochen; doch in demſelben Augenblick fuhr er entſetzt zuſammen und zitterte am ganzen Leib wie Eſpenlaub. Faſt in unmittelbarer Nähe der Reiter krachte ein Schuß durch die Lüfte, und ein frohes Jodeln und Singen unterbrach die Herren in ihrem Geſpräch.

„Wie? ist ein Aufruhr ausgebrochen? Man will uns überfallen und ermorden! Weh uns, daß wir es wagten, in dieser mitternächtigen Stunde die einsame, unsichere Straße zu ziehen!“ So riefen die erschreckten Geistlichen durcheinander, und der Italiener Bobadilla sprang eilends vom Pferde und rief die heilige Jungfrau, der er sein Leben geweiht, in lateinischer Sprache um Hilfe an.

Den Ritter von Redwitz aber brachte diese plötzliche Angst seiner Begleiter, die kurz zuvor noch so kühn und mutig gesprochen, in eine sehr heitere Stimmung.

„Ei, wenn die Herren beim großen Ketzerkampf einmal nicht mehr Mut besitzen, dann werden sie ihrem Orden wenig Ehre machen. Ich kann euch versichern, daß uns keinerlei Gefahr droht. Wenn sie uns hier auflauern wollten, würden sie wohl das Singen und Johlen bleiben lassen. Ich will übrigens vorauseilen, um die Ursache des Lärms zu erkunden. Jener Felsen dort bietet euch unterdessen einen sicheren Schlupfwinkel.“

Die Geistlichen ließen sich das nicht zweimal sagen; sie suchten eilends das Versteck auf und wagten es nicht, ein lautes Wort über die Lippen zu bringen.

Der Ritter traf bald auf eine Schar junger Leute. Vor ihnen her fuhr ein Frachtwagen, der mit Kränzen und Tannenzweigen geschmückt war. Auf denselben waren allerlei hübsche Hausgeräte gepackt. Schränke, Tische, Stühle, Bettladen, Kommoden u. s. w. Zu oberst aber stand ein neues Spinnrad, dessen Kunkel mit frischem Flachs umwunden war.

„Was ſoll dieſer Faſtnachtsaufzug in ſpäter Stunde?“ redete der Ritter einen der Burſche an. „Ei, kennt Ihr denn nicht des Landes Brauch?“ verſetzte dieſer. „Morgen wird unſer junger gnädiger Herr, der Obriſt Karl von Lavantthal, ſeine Hochzeit mit großem Gepränge feiern. Die Braut, Fräulein Maria von Lichtenau aus Paſſau, iſt heute in Payerhofen eingetroffen. Und wir, ſeine Untergebenen und Altersgenoſſen, wollen es uns nicht nehmen laſſen, ihm in dieſer Nacht den „Valis“ zuzuführen.“

„Was iſt denn der ‚Valis‘?“ fragte der Ritter. Die Burſche lachten laut auf über dieſe Worte. „Ei, ſeht Ihr denn dort nicht den buntbemalten Brautkaſten, das Spinnrad und all die herrlichen Möbel, das heißt man bei uns „Valis“. Und es iſt eine alte Sitte, ihn vor der Hochzeit in mitternächtiger Stunde in das Gehöft des Bräutigams zu führen, während die Braut dasſelbe vor dem Trauungstage nicht betreten darf.“ Der Zug nahte ſich nun den Lavenſteinſchen Beſitzungen. An ihrer Grenze war eine ſogenannte Klauſe, d. h. eine aus zwei Fichtenbäumen beſtehende, mit einer Kette abgeſperrte Schranke, die mit bunten Tüchern und Bändern geſchmückt war. Hinter derſelben ſtand die ſchön koſtümierte Klauſenwache. Der Zug kam an dieſer Schranke an. Er wurde von der Wache aufgehalten.

„Wer kommt bei ſpäter Nacht
Allher auf unſrer Wacht?“

fragte der Klauſenwächter.

„Mit Jungfrauwar' und Heiratspracht
Kommen wir auf eure Wacht!"

entgegnete der Valisführer.

„Das muß verbotne Ware sein,
Daß Ihr nit fahrt beim Sonnenschein,"

rief nun wieder der Klausenwächter; und so spann sich der Dialog mit immer größerer Lebendigkeit fort, bis endlich der „Valis" die „Mautgebühr" entrichtete. Der Klausenwächter stellte hierauf den Reisepaß aus, was mit umständlicher Feierlichkeit geschah. Nun öffnete sich die Fichtenpforte; singend und jubelnd zogen die Burschе mit ihrem „Brautputze" hindurch. Pistolensalven erschütterten die Luft. Die „Buchtelfackeln" verbreiteten ein magisches Zwielicht über die ganze Szene, und dazu heulte und pfiff der Tauernwind in allen Tonarten ein schauriges Brautlied.

„Die karntnerisch'n Leutlan
Seint treu und bidar,
Und a karntnerisches Liadl
Hallt im Herz'n widar,"

so hörte der Ritter noch von ferne die frohe Schar singen und jauchzen und dabei wurde ihm das Herz recht schwer. Er fühlte wohl, wie harmlos und zufrieden diese genügsamen Bergbewohner in ihren Wäldern dahinlebten. Und er sollte als ein willenloses Werkzeug dieser herrschsüchtigen Priester viele von ihnen ins Unglück bringen? Schon war er entschlossen, den Herren rundweg zu erklären, daß er mit ihnen keine gemeinschaftliche Sache machen könne, da fiel ihm der Eid, den er vor seiner Abreise seinem Herrn geschworen, zentnerschwer aufs Gewissen. „Legi-

time certantibus," dieſe Worte waren ihm in ſeiner Gewiſſensnot ein ſüßer Troſt; denn er gehörte ja nach der Anſicht jedes gläubigen Katholiken zu den geſetzmäßig Kämpfenden. Die Obrigkeit und die Kirche verlangten die Austreibung der Ketzer, und dieſen zwei Mächten war er blinden Gehorſam ſchuldig.

Er kehrte zu den Prieſtern zurück, die ſich indeſſen von ihrem Schrecken erholt hatten. Ohne Zwiſchenfall erreichten ſie miteinander das Kloſter St. Leonhard. Der Biſchof teilte dem Ritter von Redwitz noch in derſelben Nacht ſeinen ganzen Feldzugsplan mit. Und er gelobte ihm als Stellvertreter des Biſchofs Ernſt von Bamberg, dem Wolfsberg damals gehörte, mit einem Eide, daß er ihn auf alle Weiſe unterſtützen wolle.

In der Frühe des anderen Morgens trabte eine ſtattliche Schar junger Reiter das Lavantthal hinunter. Es waren die Knechte des Ritters von Lavenſtein. An ihrer Spitze ritt der jugendliche Oberſt Karl von Lavantthal. Erſt vor wenigen Tagen war er vom kaiſerlichen Heere in ſeine Heimat zurückgekehrt. Er wollte in dieſer Morgenfrühe ſeine Braut, die geſtern in Payerhofen angekommen war, zur Hochzeit abholen.

Nach der damaligen Sitte ſollte nämlich die Braut das Haus des Bräutigams nicht vor der Hochzeit betreten, und ſo war die jugendſchöne Maria von Lichtenau zunächſt in dem befreundeten Payerhofen abgeſtiegen.

Zur Seite des Ritters ritt ein ſchön aufgeputzter Fähndrich, der ein rotes Fähnlein ſchwenkte. Es war

der „Fandlführer“, dem das Recht zustand, die Braut dem Bräutigam zuzuführen. Jetzt waren sie vor der Burg angekommen, sie stimmten zuerst ein Liedchen an. Dann trat der Fähndrich vor das Thor. „Wer seid Ihr und was wollt Ihr?“ rief ihm der Thorwart entgegen. Der „Fandlführer“ verlangte nun die Herausgabe der Braut; statt derselben erschien aber vorerst ein altes, häßliches Weib, das mit lautem Gelächter empfangen wurde. Nach einiger Zeit ungeduldigen Wartens öffnete sich wiederum das Thor, und die „Kranzeljungfrau“ trat hervor, einen prächtigen Myrtenkranz auf einem schwarzsamtnen Polster tragend, das sie dem Bräutigam überreichte. Dieser übergab es einem seiner Begleiter. Ein Trompetenstoß schmetterte durch die Lüfte, und nun erschien die Langersehnte. Ein weißer, weit herabwallender Schleier verhüllte ihr Antlitz. Hinter ihr drein kamen zwölf Jungfrauen in weißseidenen Kleidern. Ihre Brust schmückte eine rote Rose.

Der Bräutigam trat der Braut entgegen. Sie verneigte sich vor ihm. Er begrüßte sie stumm mit einem kräftigen Handschlag und setzte ihr den Myrtenkranz auf ihr schönes, blondlockiges Haupt. Die Brautjungfrauen traten herzu und schmückten sie mit allerlei goldenen Zieraten. Hierauf fuhr ein reichbekränzter Wagen aus dem Schloß, Braut und Bräutigam setzten sich darein. Ein zweiter und dritter nahm die Fräulein auf. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran ritt wieder der „Fandlführer“ mit seinem roten Fähnlein, dann kamen zwölf Reiter; die Wagen schlossen

ſich ihnen an, und den Abſchluß bildete wieder ein Trupp Berittener. So ging es in ſauſendem Galopp dem Lavenſtein zu.

Vor der heimatlichen Burg erwartete der Burgherr mit ſeiner Gemahlin den Brautzug. Der ſechzigjährige Ferdinand Maximilian war immer noch ein ſtattlicher Herr, der ſeinem verſtorbenen Vater ſehr ähnlich ſah. Seine Gemahlin Margaretha von Elzheim war damals ſchon eine ehrwürdige Matrone mit ſchneeweißen Haaren. Ihren Eheherrn übertraf ſie an Alter um acht Jahre, wie uns ihr Urenkel in ſeiner Familienchronik berichtet.

Der Ankunft der neuen Schwiegertochter ſah das Ehepaar mit bangen Erwartungen entgegen. — Sie war katholiſch. — Ach! in dieſen drei Worten lag ſo viel, was die glaubensſtarken evangeliſchen Eltern mit tiefem Gram erfüllen mußte. Wie hatte der hoffnungsvolle Sohn, der ſelbſt mit großer Anhänglichkeit an der neuen Lehre hing, eine ſolche Wahl treffen können? Alle Vorſtellungen von ſeiten der Eltern waren ohne Erfolg geweſen: das Freifräulein von Lichtenau, das ihm einſt, nachdem er auf einem Turnier in Paſſau alle ſeine Gegner in den Sand geworfen, eine goldene Kette als Siegespreis überreicht hatte, mußte ſein Weib werden. Sie war ſo vornehm und ſchön, und er konnte nicht leben ohne ſie.

Luſtige Fanfaren erſchallten von den Zinnen der Burg ins tiefe Thal hinab und verkündeten die Ankunft des Brautzugs. Vor dem Burggraben ſtiegen die Herrſchaften aus; die Zugbrücke fiel nieder; der greiſe Herr von La-

vantthal schritt dem jungen Paar entgegen. „Gott möge euren Ausgang und Eingang segnen," rief er ihnen entgegen. Er begrüßte die Braut mit kräftigem Handschlag. Die Burgfrau umarmte und küßte sie und führte hierauf die ganze Gesellschaft in den festlich geschmückten Saal.

Wenige Stunden nachher bewegte sich der stattliche Hochzeitszug aus dem Burgthore. In der evangelischen Kirche sollte die Trauung vollzogen werden. Das Städtchen Wolfsberg, durch das die Brautleute ziehen mußten, prangte im Festschmuck. Überall wurden sie mit lauten Beifallsrufen und knatternden Pistolensalven begrüßt. In der Kirche war schon der ganze Adel der Umgegend versammelt. Der evangelische Prediger, Georg Kramer von Villach, der im Jahr 1559 in Wittenberg studiert hatte, vollzog die Trauung.

Die Schönheit der Braut wurde von jedermann bewundert; sie schaute auch recht fröhlich und gutmütig drein und warf beim Nachhausegehen, wo sich die schaulustige Menge zusammengekeilt hatte, eine Hand voll Silberstücke unter sie, was mit großem Jubel aufgenommen wurde. Daß sie katholisch war, wußten nur die nächsten Angehörigen der Familie. Das Volk war gewöhnt, die Lavensteinschen Ritter als Schirmherren der evangelischen Lehre anzusehen, und niemand hätte deshalb daran gedacht, daß ein Sprosse dieses frommen Geschlechts eine Mischehe eingehen würde.

Auf dem Lavenstein hatte sich nach und nach eine große Gesellschaft zusammengefunden; im Rittersaale waren

die vornehmen Herrſchaften der Umgegend verſammelt. Oben an der Tafel ſaßen Bräutigam und Braut. Nach einer uralten Kärntner Sitte mußten die beiden heute beim Hochzeitsmahle mit einem Löffel aus demſelben Teller eſſen. Das Hauptgericht, das in jener Gegend bei keiner beſſeren Mahlzeit fehlen darf, war der vielgeprieſene Kärntner Hirſebrei. Nach Tiſch erlabte ſie der goldgelbe Lavantthaler Apfelmoſt.

Auch den Hörigen und Bergknappen war im weiten Schloßhof ein reichliches Mahl vorgeſetzt worden. Die Bergknappen unterhielten die vornehmen Herrſchaften nach dem Mahle mit allerlei merkwürdigen Kunſtſtücken, wie ſie im Lavantthal damals gebräuchlich waren. Nachdem ſie ſich in einer Doppelreihe, dann in ſternförmigen Figuren und künſtlich geſchlungenen Arabesken aufgeſtellt hatten, bildeten ſie einen Kreis, in deſſen Mitte der ſchon erwähnte „Fandlführer" trat, deſſen Aufgabe es war, ſeine Fahne ſo geſchickt zu drehen, daß ihre Spitze nie auf den Boden kam. Nach Beendigung ſeiner Leiſtungen übergab er der Braut einen Blumenſtrauß und ſprach folgende Worte:

„Sip, sop, Gott gebe Geſundheit und Glück,
Daß Ihr wäret fröhlich wie der Vogel im Walde,
Geſund wie die Fiſche im Waſſer,
Stark wie der Bär im Gehölze,
Und daß Ihr hättet ſo viel Kindlein
Als der Baum Äſtlein."

(Altkärntiſcher Volksſpruch.)

Unter ſolch harmloſer Unterhaltung verſtrich der Tag. Doch das herrliche Feſt ſollte für alle ein trauriges Ende

nehmen. Ein reitender Bote überbrachte dem Hausherrn einen Brief vom Bürgermeister in Wolfsberg, dessen Inhalt die fröhliche Gesellschaft in große Aufregung versetzte. Während der General den Brief las, erzählte der Bote den Rittern das Vorgefallene.

Schon in der Frühe hatte man an der Kirche und an allen Gebäuden des Städtchens Zettel angeklebt gefunden, die den Bürgern den Besuch des evangelischen Gottesdienstes bei Strafe an Leib und Leben verbot. Dadurch war das Volk sehr erregt worden. Doch der Hochzeitszug, der kurz darnach das Städtchen passierte, brachte die Leute auf andere Gedanken, und die meisten vermuteten, diese Drohungen seien ein schlechter Witz von zwei fremden Bergknappen, die an demselben Morgen in der Stadt gesehen worden waren. Wie erstaunten aber die völlig sorglos gewordenen Einwohner, als der neue Vicedom, Herr Wolfgang von Redwitz, alle Bürger auf den Markt zusammenberief und ihnen den Inhalt der am Morgen vorgefundenen Zettel durch seinen Amtsschreiber vorlesen ließ mit dem Bemerken, daß dies sowohl der strenge Befehl des neuen Erzherzogs Ferdinand als auch der des Bischofs Ernst von Bamberg sei. Wer zuwiderhandle, werde ohne weiteres gefänglich eingezogen und verurteilt werden. Die evangelischen Bibel- und Gebetbücher habe jeder sofort dem Stadtvogt zu übergeben. Die Saumseligen und Ungehorsamen würden durch Haussuchungen hiezu gezwungen werden.

Nachdem alle diese Verordnungen vorgelesen waren,

ſchärfte der Ritter von Redwitz den Bürgern ein, doch ja ſtille nach Hauſe zu gehen und keinen Tumult zu machen. Man kam in der erſten Beſtürzung auch dieſer Mahnung nach, und der Vicedom glaubte ſchon, ſeine Maßregeln würden unangefochten durchgeführt. Da traten gegen Abend zwei unſcheinbare Männer in gewöhnlicher Bergmannstracht auf den Markt des Städtchens, wo ſich eine Schar Neugieriger geſammelt hatte. Natürlich bildeten die neuen Verordnungen den Stoff ihrer Unterhaltung. Unvermerkt miſchte ſich einer von den beiden Fremden in das Geſpräch. Er bemerkte bald, daß die meiſten der Umherſtehenden den Maßnahmen des Vicedoms nicht zu widerſprechen wagten.

„Ach wenn ihr nur wüßtet," wendete er ſich nun an dieſe, „welch reiche Güter euch der Biſchof von Bamberg ſchenken wird, wenn ihr wieder in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrt. Gewiß, ihr würdet mit eurem Übertritt nicht lange ſäumen. Seht ihr dort die ausgedehnten Beſitzungen der reichen Freidel und die Obſtanlagen des Lavenſtein? Sie werden binnen kurzem aus dem Lande gejagt und euch ſoll alles gehören, was dieſe gottverdammten Ketzer beſaßen."

Dieſe Worte gefielen manchem der Anweſenden nicht übel. Es gab damals unter den Bergknappen eine Partei, der Aufruhr und Plünderung ſtets willkommen war. Die Reformation hatte für dieſe Unzufriedenen ihren Reiz verloren; die erhofften Güter der Pfaffen waren ihnen nicht zugefallen, und ſo kam es ihnen nicht ungeſchickt, wenn man ſie nun gegen den Adel aufreizte. Der Jeſuiten-

pater Gallus Schorer — denn kein anderer als dieser war der fremde Bergknappe — hatte alsobald eine Menge Zuhörer gefunden und forderte schließlich die ihm Zugefallenen auf, sich mit ihm in die Stadtkirche zu begeben, um dort ein Te Deum anzustimmen.

Doch, er hatte sich in den Wolfsbergern trotz all seiner Klugheit sehr getäuscht. Auch an einer Gegenpartei fehlte es nicht, die es freilich wegen der strengen Weisung des Vicedoms anfangs nicht wagte, gegen ihn aufzutreten.

„Was? Zwei Jesuiten in unsrer evangelischen Stadt Wolfsberg? Habe ich euch gestern nicht mit dem Bischof von Lavant in St. Leonhard im schwarzen Gewande einhergehen sehen und nun habt ihr euch in Bergmannstracht verkleidet?“ rief da auf einmal ein stattlicher Bergmann, der alle anderen an Größe überragte; es war der Grubenmeister Thomas Kienberger, dessen Vater wir einst kennen lernten. Das Erscheinen und mutige Eintreten dieses in der ganzen Umgegend bekannten Mannes wirkte.

„Ihr sollt es büßen, daß ihr es wagt, unsre Tracht anzulegen, ihr feigherzigen Pfaffen,“ rief einer der Bergleute. Einige der Knappen fielen hierauf entrüstet über die Mönche her, mißhandelten sie trotz allen Abmahnens des Grubenführers mit ihren Knotenstöcken und jagten sie unter Schmähungen und Spottreden zur Stadt hinaus. Fast hätte der Jesuitenpater Schorer seine Beredsamkeit mit dem Leben bezahlen müssen: einige ausgelassene Burschе warfen die Davoneilenden mit Steinen, und ein riesengroßer Feldstein flog hart an des Priesters Haupt

vorüber. Endlich erreichten die Verfolgten den nahen Wald, von wo ſie unangefochten nach Andreä, dem Sitz des Biſchofs von Lavant, gelangen konnten.

Die erregte Menge kehrte in die Stadt zurück; der Grubenmeiſter Kienberger ermahnte ſie vergeblich zur Ruhe und Ordnung, die meiſten Bürger verſammelten ſich bewaffnet auf dem Markt und nahmen eine drohende Stellung gegenüber dem Vicedom Redwitz ein. Viele hatten im Sinn, ihn aus ſeiner Vogtei zu vertreiben. Die Klügeren rieten davon ab, da ein ſolches Gebaren für die Stadt ſchwere Folgen haben könnte. Endlich kamen die meiſten überein, den Herrn Maximilian von Lavantthal, der wegen ſeiner ehemaligen Stellung als kaiſerlicher General hoch geachtet war, um Rat zu fragen.

„Schon lange iſt mir dieſer pfäffiſche Redwitz ein Dorn im Auge," begann Herr Matthäus Freidel von Payerhofen, nachdem der Bote geendet hatte. „Sein eifriger Verkehr mit dem Biſchof Stobäus von Lavant iſt ſehr verdächtig; auch werden die wenigen Katholiken, die noch in Wolfsberg ſind, von ihm in auffallender Weiſe bevorzugt. Ich muß geſtehen, mich ſollte es freuen, wenn ich den heimtückiſchen Burſchen nicht mehr in meiner Nähe haben müßte. Und wenn der Biſchof von Bamberg ſieht, daß die Ritterſchaft mit dem Volke Hand in Hand geht, ſo wird er ſich wohl bedenken, ihn uns wieder zu ſenden."

„Ja, hinaus mit dieſem Mönch im Rittergewande, der ſich unter dem Krummſtab fette Weide ſucht," rief auch Friedrich von Ungnad, ein Neffe des berühmten Hans.

„Wir könnten unser Land auch ohne den Bischof von Bamberg regieren. Kein Römling soll in Zukunft unser Herr sein.“

Nachdem so von den Rittern das Gebaren der Wolfsberger Bürger kräftig in Schutz genommen und manch hartes Wort über den Bischof und die Jesuiten gefallen war, erhob sich endlich der alte, ehrwürdige General von Lavantthal, der bisher mit seinem Sohne in einem Erker des Rittersaales geheimen Rat gepflogen hatte, und begann also:

„Mit wenig Überlegung und Klugheit habt ihr geredet, das muß ich euch frei gestehen, meine werten Herren und Gäste. Glaubet nicht, daß der Vicedom Redwitz diese für unsern Glauben so gefährlichen Maßregeln selbst erfunden hat. Es ist auch nicht sein Lehnsherr, der Bischof von Bamberg, noch der uns allen so feindselig gesinnte Bischof Stobäus, der ihn hiezu bewog; im Namen eines Höheren und Mächtigeren hat er das gethan. Ich will es euch anvertrauen: der neue Erzherzog selbst ist es, der unsern evangelischen Glauben gefährdet.“

Auf den Gesichtern aller Anwesenden malte sich Schrecken und Staunen, als sie das vernahmen.

„Und woher ist Euch diese Kunde geworden? Wie könnt Ihr die Gesinnungen unsres Landesfürsten erforschen? Waret Ihr doch schon zehn Jahre nicht mehr bei Hofe.“ So drangen die Ritter von allen Seiten auf den greisen General ein.

„Hier, mein Sohn soll es euch berichten,“ antwortete

dieser, indem er auf den jungen Ritter hinwies. „Wohl hatte ich mir vorgenommen, diesen Freudentag nicht mit solch traurigen Dingen zu beschließen," begann der kaiserliche Oberst, „bei einer anderen Gelegenheit hätte ich euch meine Erfahrungen bei Hof entdeckt. Doch dieser schlimme Vorfall nötigt mich, mein Schweigen zu brechen. Es war im Frühjahr 1593, als ich mit verschiedenen Hochgestellten aus dem Heere eine Reise nach Bayern unternahm, um Land und Leute dort kennen zu lernen. Besonders viel lag uns daran, den jungen Erzherzog Ferdinand zu sehen und zu sprechen. Am Gründonnerstag langten wir in Ingolstadt an, wo sich der Erzherzog damals aufhielt; Ferdinand wurde hier von den Vätern der Gesellschaft Jesu auferzogen, die am dortigen Gymnasium wirkten. In der Herberge konnte uns die katholische Wirtin nicht genug davon erzählen, wie fromm und gottesfürchtig der Erzherzog sei. Kein Tag vergehe, an welchem der vornehme Jüngling nicht die Messe besuche; den Fastenpredigten wohne er im Büßergewande bei. Wir sollten den Erzherzog auch bald selbst zu Gesicht bekommen. Der große Umzug („Bittgang"), den die Katholischen jeden Gründonnerstag machen, ging an uns vorüber; und wer beschreibt unser Staunen, als wir den jugendlichen Herzog vor dem Zug herschreiten sahen, ein mächtiges Kreuzbild vor sich hertragend. Seine beiden Vettern, die Herzöge Philipp und Ferdinand, gingen neben ihm her. Der Zug war an uns vorüber. Wir begaben uns nach der Wohnung des Erzherzogs, um ihn zu begrüßen. Sein Oheim,

Herzog Wilhelm von Bayern, empfing uns. Nachdem uns dieser Herr eine Zeit lang über unsre Stellung und Thätigkeit im Heere und ganz besonders über die religiösen Verhältnisse unsres Vaterlands ausgeforscht hatte, trat endlich der jugendliche Erzherzog in den Saal. Noch hatte er sein Kreuz in der Hand und sein Antlitz glühte vor Begeisterung und Feuer. ‚Sei uns gegrüßt, vielgeliebter Neffe,‘ redete ihn sein Oheim an. ‚Ihr habt unsrer alleinseligmachenden Kirche heute große Ehre gemacht. Gott gebe, daß Ihr auch in Zukunft, wenn Ihr in Macht und Ruhm zu Wien das Scepter führt, die Fahne der Kirche uns im Kampf gegen alle Feinde und Ketzer vorantragen möget. Hier sind vornehme Besuche,‘ sagte er, indem er auf uns wies, ‚Grafen, Ritter und edle Herren, die dem österreichischen Banner Ehre und Ruhm gemacht haben. Sie erzählten mir eben von dem gewaltigen Umfang, den die verderbliche Pest der Ketzerei in Euren Erblanden genommen hat; und immer neue Bewilligungen und Rechte fordern die rebellischen Protestanten.‘

„‚Lieber würde ich Land und Leute fahren lassen und im bloßen Hemde davonziehen, lieber würde ich einen Stecken in die Hand nehmen und das Brot vor den Thüren erbetteln, als zu Bewilligungen mich verstehen, die der Kirche nachteilig werden könnten. Eher will ich Leib und Leben und Reich in die Schanze schlagen, ehe ich die Ausrottung der Ketzer unterlasse.‘ So rief der schwärmerische Jüngling aus; er riß sein Schwert aus der Scheide, hielt das Kreuz hoch in seiner Linken. ‚Seid mir gegrüßt, ihr

tapferen Helden von Öſterreich,' redete er uns an, indem er auf uns zutrat. ‚Bleibet unſrer wahren, alleinſelig-machenden Kirche treu, dann ſollt ihr einſt gewürdigt werden, an meiner Seite den großen Kampf wider die Ketzerei mitzukämpfen, und wir wollen — unſrem Wahl-ſpruche getreu — nicht ruhen, bis auch der letzte Ketzer Öſterreichs Boden verlaſſen hat.'"

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte dieſe Er-zählung des jungen Oberſt auf die Hochzeitsgeſellſchaft. Außer ſich vor Aufregung und Entrüſtung riß manch mu-tiger Kämpe das Schwert aus der Scheide, verworrenes Getöſe und wildes Waffengeklirre drang durch den Saal.

„Für unſern Glauben wollen wir kämpfen und ſter-ben!" rief der jugendliche Friedrich von Ungnad, und die Ritter wiederholten dieſelben Worte. Endlich legte ſich der Tumult; der Burgherr von Lavantthal trat an die Spitze der Tafel. Als man merkte, daß er reden wollte, wurde es plötzlich ganz ſtill.

„Was hat man uns Kärntnern ſchon in uralter Zeit, als noch der Bär in unſern Wäldern hauſte, vor allen anderen öſterreichiſchen Völkern nachgerühmt? War es nicht die hingebende Treue und freudige Aufopferung für das uns angeſtammte Fürſtenhaus? Haben nicht die Habs-burger bisher unſre Rechte gewahrt und uns vor den Türken beſchirmt? Lieber würde ich Haus und Hof ver-laſſen und im fremden Lande ein kümmerliches Obdach ſuchen, als daß ich gegen meinen Herzog, dem ich erſt im vorigen Jahre Treue geſchworen, die Hand zum Aufruhr

erheben wollte. Darum ist es auch mein Rat und meine dringende Mahnung, daß die Bürger und Knappen zu Wolfsberg doch ja ihr wüstes Treiben einstellen möchten. Der Bischof zu Lavant wird sie ohnedies wegen der schimpflichen Behandlung seiner Diener hart verklagen."

Den Worten des Generals wagte niemand zu widersprechen. Der Bote eilte unverweilt wieder nach Wolfsberg, um den Bürgern den Rat des Herrn von Lavantthal zu überbringen. Doch er kam zu spät. Die Bergknappen waren unter großem Lärm zur Wohnung des Vicedoms gezogen. Dieser aber war nirgends zu finden. Er hatte sich noch rechtzeitig warnen lassen und war eiligst nach Andreä geflohen. Thomas Kienberger ermahnte die aufgebrachte Menge vergebens zu Ruhe und Ordnung. Der Grubenmeister wurde sogar von verschiedenen, die er zurechtweisen wollte, mit Schlägen bedroht.

Still und traurig ging es am Abend jenes Hochzeitstages, der so freudig begonnen hatte, auf dem Lavenstein zu. „Sie werden sich für die erlittenen Beschimpfungen rächen; sie haben nun endlich die gewünschte Ursache, um uns vor dem Fürsten zu verklagen." Solche und ähnliche Reden konnte man aus jedem Munde hören. Besonders ernst und schwer nahmen die wenigen im Rittersaal zurückgebliebenen Herren die Botschaft vom Vorgehen der Wolfsberger Bürger auf. Kaum schien es ihnen möglich, diese Handlungsweise vor dem Erzherzog zu entschuldigen. Auch den Frauen und Dienstboten war es trotz dem herrlichen Feste, das sie heute erlebten, traurig zu Mute; und die

greiſe Burgfrau, die im alten Sorgenſeſſel am Kamine ſaß, vergoß bittere Thränen, als ſie hörte, welchen Gefahren die Evangeliſchen in Kärnten entgegengingen.

Nur einer einzigen Seele vermochte all dieſe Trauer die Hochzeitsfreude nicht zu ſchmälern. Die neuvermählte, jugendſchöne Frau Maria ſaß an dieſem Abend in heiterſter Laune auf dem Balkon des Schloſſes und ſpielte mit einem Äffchen, das ihr von ihrem Pagen, Herrn Walther von Staubach, zum Hochzeitsgeſchenk gemacht worden war. Nichts von all den ſchönen und koſtbaren Geſchenken hatte ſie ſo gefreut wie dieſes muntere Tierchen, das wie ein Ritter mit Helm und Panzer angethan, der gnädigen Frau ſeine graziöſen Verbeugungen machte. Wohl ſah ſie mancher der umherſtehenden Ritter und Knechte mit vorwurfsvollen Blicken an. Doch ſie verſtand nicht, was dieſe Leute mit ihrem bedeutſamen Kopfſchütteln ſagen wollten, und die wackeren Bergbewohner reizten ob ihres unverſtändigen Benehmens ebenſo ihre Lachluſt, wie wenn ſich das Geſicht ihres allerliebſten Äffchens zu den abſcheulichſten Grimaſſen verzerrte.

Als der Bote von Wolfsberg im Ritterſaal ſo große Unruhe veranlaßte, hatte ſie ſchleunig ihren Ehrenplatz an der Seite ihres Bräutigams verlaſſen und war hieher geeilt. Was ſollte ſie ſich auch um dieſe unnötigen Religionsſtreitereien bekümmern! Sie war ſchön; das wußte ſie. Ihr jugendlicher Gemahl war ihr in ſchwärmeriſcher Liebe zugethan. Was er glaubte oder nicht glaubte, konnte ihr gleichgültig ſein. Wenn er ſie nur liebte und alle ihre Wünſche erfüllte!

Ihr stand es felsenfest, daß sie durch ihre Kirche die Seligkeit erlangen werde. Sie ging alljährlich zweimal zur Beichte und machte allen ihr liebgewordenen Kapellen und Wallfahrtsorten ansehnliche Schenkungen. Dafür war es ja die heilige Pflicht der Priester, sie bei Gott und den Heiligen für den Himmel zu empfehlen.

„Dazu sind die Pfaffen da, daß sie uns in den Himmel beten; wir selbst haben keine Zeit dazu," so hatte sie einst ihre Mutter in Passau unterwiesen, und diesen Weg zum Himmel hielt die leichtsinnige Tochter für den angenehmsten und schönsten. Der für seinen Glauben so begeisterte Oberst hatte seiner Braut die Oberflächlichkeit ihrer Religion öfter vorgestellt; sie hatte ihm auch eines Tags versprochen, einmal evangelisch zu werden. Ernst war es ihr aber damit nicht. „Bei unsren Pfaffen hat man's eben doch am sichersten und bequemsten," das war ihre stetige Antwort, wenn sie jemand von der evangelischen Wahrheit überzeugen wollte.

„Ei, wie freut es mich, meine allergnädigste Gebieterin, daß ich Euch mit meiner kleinen Gabe so großes Vergnügen bereitet habe," ertönte da plötzlich eine zartklingende Stimme, und ein feines Herrchen, das in seinem buntfarbigen Gewande wie ein Pfau einherstolzierte, trat auf den Balkon und machte der gnädigen Frau seine Verbeugungen, durch die man unwillkürlich an diejenigen des Äffchens erinnert wurde. Das war auch kein Wunder, denn das niedliche Tierchen hatte sie ja dem Pagen abgelernt.

Herr Walther von Staudach bildete sich übrigens auf

ſeine Schönheit nicht wenig ein; ſein langes Lockenhaar, ſein glattes Geſicht, ſeine milchweiße Hautfarbe und der feingeſchnittene Mund gaben ihm ein faſt weibliches Ausſehen; zart und geſchmeidig war ſein Körperbau; nie hätte er im Harniſch einhergehen oder Waffen tragen können. Was ſchadete aber auch das? Verſtand er ſich doch trefflich auf alle möglichen Künſte. Er konnte malen und ſchreiben wie kein zweiter, und wenn er auf der Laute ſpielte und ſeine liebliche Stimme dazu erſchallen ließ, wurde alles gerührt.

„Wie gefällt es meiner gnädigen Herrin in dieſem Lande?“ fragte der Höfling in teilnehmendem Ton.

„O, es iſt wunderſchön hier; die Berge und Thäler, Wälder und Felder ſind wie ein Paradies, wenn nur auch die Menſchen —“ Frau Maria hielt inne und ſah ſich forſchend um.

„Wenn nur dieſe plumpen, groben Bärenhäuter, die hier oben wohnen, dieſer Herrlichkeit einigermaßen entſprechen würden,“ ergänzte der Page und ein triumphierendes Lächeln ſpielte um ſeine Lippen. „Zwei Vorzüge wird übrigens jedermann von ihnen rühmen.“

„Und welche?“ fragte geſpannt die Burgfrau.

„Sie brüllen wie die Löwen und gebärden ſich wie Tiger,“ antwortete der freche Burſche. „Könntet Ihr mir vielleicht ſagen, wie der Ritter heißt,“ fuhr er, ohne innezuhalten fort, „der heute zuerſt den gewaltigen Schlachtruf ertönen ließ? — Die werten Herrſchaften ſind mir nicht vorgeſtellt worden.“

„Ihr meint gewiß Friedrich von Ungnad?"

„Ach ja, Ungnad, das ist der richtige," flüsterte der schlaue Junker vor sich hin und schrieb diesen Namen schnell auf ein Schreibtäfelchen, das er bei sich führte. Nach und nach merkte er sich auf diese Weise alle hervorragenden Ritter, welche bei der Hochzeit zugegen waren.

„Was kümmern dich aber all die vielen Namen, die Herren sind dir ja doch so sehr zum Abscheu," sagte endlich die junge Frau, indem sie sich müde von all den Fragen und Antworten auf einem mit blauem Sammt ausgepolsterten Lehnsessel niederließ. Der Höfling gab keine Antwort, sondern nahm die auf dem Tisch liegende Laute, griff in die Saiten und begann folgendes Liedchen:

Ich sprach nur ein wenig:
„Was wirst du mir taugen?"
Da hatte sie gleich
Voll Wasser die Augen.

Ich sprach nur ein wenig:
„Mein Liebchen bist du,"
Und fröhlichen Herzens
War sie im Nu.

Ohne weißes Papier,
Ohne Tintenschwärze
Schrieb ich das Liebchen
Mir in das Herze.

O betet und bittet,
Ihr Pfaffen, für mich,
Was andre Weiber,
Will haben auch ich."

(Kärntner Volkslied.)

So ſang der leichtſinnige Edelknabe und jodelte und trillerte dazu, wie wenn er im Kärntner Land aufgewachſen wäre. Er legte die Laute weg, empfahl ſich der gnädigen Frau und wünſchte ihr mit vielen blumenreichen Phraſen und ſchönen Wendungen alles Glück für den beginnenden Eheſtand.

Wer hätte da ahnen können, daß dieſer leichtfüßige Höfling noch vor wenigen Monaten im Jeſuitenkloſter in Graz der andächtigſte Zuhörer von Paul Neukirch war und ſich ſo gut auf die Satzungen der Geſellſchaft Jeſu verpflichtet hatte wie ſein Ordensbruder und Freund Gallus Schorer, den wir vorhin in der Geſellſchaft des Biſchofs von Lavant kennen gelernt haben. Dieſer hübſche, leichtſinnige Burſche hatte doch nicht die geringſte Ähnlichkeit mit einem Mönch. Das wollte Walther von Staudach aber auch gar nicht ſein. Die Jeſuiten brauchten nicht nur liſtige Beichtväter, erfahrene Pädagogen, ehrwürdige Prieſter und redegewaltige Prediger in ihrem Orden; auch einen weltgewandten, höfiſch gebildeten Junker nahmen die patres mit offenen Armen auf. Durch ſolche Leute konnte man ja am beſten ſeinen Einfluß auf die Paläſte ausdehnen und, wenn auch auf ränkevollen Schleichwegen, zu ſeinem Ziele gelangen.

Walther von Staudach hatte ſich in ſein Gemach begeben und ſaß am Schreibpulte, um ſeinem Ordensbruder Gallus Schorer Bericht zu erſtatten. Er hatte aber kaum begonnen, da ging die Thür auf und herein trat eine kärntiſche Bauerndirne, die dem überraſchten Höfling einen

versiegelten Brief überreichte, den er sofort erbrach und zu lesen begann.

„Ach, was seh ich, du bist also kein Bauernmädchen, sondern unser vielgeliebter Bruder, Xaver Dietrichstein," rief Walther, indem er auf den verkleideten Ordensbruder zueilte. „Ei, wie fein dir aber das schwarze Kärtnerhäubchen mit seinen prächtigen Goldstickereien, das weiße Mieder, das buntscheckige Busentuch, der kurze Rock und die weißen Strümpfe stehen! Das muß ich mir wahrlich loben, Bruder Schorer, diese List ist dir gelungen. Wenn das unser hochwürdiger Pater Rektor in Graz wüßte, der würde sich vergnüglich die Hände reiben. ‚Ihr machet dem Orden Ehre, meine lieben Kinder,' würde er dann sagen, ‚und die Lehre, die ihr auf unsrer Klosterschule alle Tage hören konntet, habt ihr gut gefaßt.'"

Der verkleidete Mönch nickte beifällig, ohne übrigens ein Wort mit ihm zu wechseln. Wie konnte er wissen, ob nicht seine Stimme einem unberufenen Lauscher verdächtig werden mußte. Er hatte sich mit Fischen, die in St. Andreä besonders reichlich zu haben waren, nach dem Schlosse begeben und seine prächtige Ware bereits in der Küche verkauft. Um sich nicht zu verraten, stellte er sich taubstumm. Da er wußte, daß sich Walther in der Nähe der jungen Burgfrau aufhielt, war es ihm leicht geworden, ihn aufzufinden. Mit großer Spannung überflog der Höfling das ihm überbrachte Schreiben. Es lautete also:

„J. H. S.

Gebenedeiet ſei die heilige Jungfrau, die glorreiche Königin des Himmels, die Mittlerin und Fürſprecherin bei dem Sohn, die Tröſterin der Betrübten, der Engel der Patriarchen, die Königin der Märtyrer.

Gelobet ſei auch ihr heiliger Knecht Ignatius, der Prophet Gottes, der Apoſtel der Jungfrau.

Verflucht und verbannt ſei der Erzketzer Luther, der Teufel in menſchlicher Geſtalt, das Scheuſal auf Erden, der wahrhaftige Antichriſt.

Alle Marter und Pein, Feuer und Schwefel, Tod und Hölle den gottverfluchten Ketzern, die nicht in den Schoß der heiligen Kirche zurückkehren.

Ach, daß es ſchon ſo weit wäre mit dieſer Höllenbrut, daß ſie entweder in der alleinſeligmachenden Kirche oder in der Hölle wären, mein lieber Bruder. Das iſt mein und unſer aller ſehnlichſter Wunſch. Doch vorerſt müſſen wir noch klug wie die Schlangen an dieſe verdammten Böſewichter heranſchleichen, auf daß wir ihre Seelen der heiligen Jungfrau retten oder ins ewige Feuer verſtoßen.

Wie Du wohl weißt, mein lieber Bruder, war es ſchon lange unſere Abſicht, eine Klage wider dieſe Ketzer zu finden, die unſrem durchlauchtigſten Erzherzog, dem gottgeſandten Beſchützer unſres heiligen Ordens, eine willkommene Urſache würden, ſie endlich zu bekehren oder von der Erde zu vertilgen. Meiner Klugheit und Kühnheit iſt es heute gelungen, dieſes Vorhaben auszuführen. Ich begab mich mit Bruder Bobadilla nach Wolfsberg und

redete auf offenem Markt mit süßer, verlockender Stimme zu den Verlornen. Schon Tags zuvor bestimmten wir unsern Vicedom Redwitz, daß er den Wolfsberger Bürgern den Besuch des ketzerischen Tempels der Payerhofen verbot. Natürlich wurden die dadurch aufgebracht und waren zum Aufruhr vorbereitet. Ich mußte wahrlich erstaunen, wie willig und aufmerksam mir eine große Zahl der armen Leutlein zuhörte, und glaubte schon, daß unser Plan am Ende in Friede und Ruhe ausgeführt werden könnte. Ja, ich habe es mit Freuden wahrgenommen, mein lieber Bruder Walther, einer großen Zahl unter ihnen ist die Ketzerei gründlich entleidet und das Reformationswerk wird bei ihnen ein leichtes sein. Nachdem sie schon willens waren, mit mir in der Kirche ein Te Deum anzustimmen, da kam plötzlich ein gottverdammter Bösewicht daher, den sie Grubenmeister nannten. Dieser überhäufte mich mit Schimpf- und Schmähworten und wiegelte den Pöbel derart gegen uns auf, daß er uns schlug, mit Steinen bewarf und zur Stadt hinaustrieb. Ich wäre schier für die heilige Sache unsres Ordens zum Märtyrer geworden; ein gewaltiger Feldstein flog an mich heran und nur einem Wunder unsrer heiligen Himmelskönigin verdanke ich mein Leben. Mein Plänchen gelang übrigens vortrefflich. Der wütende Pöbel vertrieb sogar den Vicedom aus der Stadt. Bischof Stobäus wird sich ungesäumt nach Klagenfurt begeben und der Mutter unsres durchlauchtigsten Fürsten, der Erzherzogin Maria, die in den nächsten Tagen in selbiger Stadt Quartier nehmen soll,

über dieſe grobe Unthat der Ketzer Bericht erſtatten. Die fromme und entſchloſſene Frau wird ihm wohl unbedingte Vollmacht geben, ſie dafür zu ſtrafen. Endlich bitte ich Dich, lieber Bruder, mir ungeſäumt genauen Bericht über den Verlauf des heutigen Tages zu ſenden. Vergiß ja keinen Namen der gottloſen Ketzer. Es ſoll, ſoviel wir ſchon von unſern zurückkehrenden Spähern vernommen, über unſern durchlauchtigſten Erzherzog grimmig geläſtert worden ſein. Verhehle mir doch ja nichts. Im übrigen rate ich Dir, öffne die Augen und halte Deine Ohren offen, daß Du alle Anſchläge unſrer Feinde erfahreſt. Die heilige Jungfrau ſei Dein Schild und Morgenſtern und ihr heiliger Apoſtel gebe Dir ſeinen heiligen Geiſt.

J. H. S.“

(J. H. S. ſind die drei erſten Buchſtaben des griechiſchen Namens Jeſu, ein heimliches Erkennungszeichen der Jeſuiten. Sie haben auch mehrfache andere Umlautungen, z. B. Jesus Hominum Salvator: Jeſus der Menſchen Heiland, oder: Jesus Hortator Sanctorum: Jeſus Ermahner der Heiligen.)

Walther von Staubach hatte ſeinen Bericht geendet; alles, was er an dieſem Tage Verdächtiges gehört und geſehen, war darin enthalten, und kein Name der anweſenden Ritter fehlte. Er gab dem verkleideten Bruder den Brief. Dieſer verließ, ohne ein Wort geſprochen zu haben, das Gemach, und noch in derſelbigen Nacht bekam Pater Schorer und Biſchof Stobäus das Schreiben zu leſen.

Um dieſelbe Zeit trat der alte Burgherr von Lavant-

thal mit seinem Sohne auf den Balkon des Schlosses. Der Vater ließ sich mit einem schweren Seufzer auf den gepolsterten Lehnstuhl nieder, während sich der Sohn auf die steinerne Brüstung lehnte und schweigend in die Nacht hinausschaute.

„Es wird dir wohl schwer werden die Erzherzogin zu besänftigen; sie haben nun willkommene Ursache, um unsern evangelischen Glauben aus diesem Lande auszurotten."

„Ich glaube, du siehst die Sache doch in einem allzu schlimmen Lichte," entgegnete der Sohn. „Wohl wird der Erzherzog die Bürger von Wolfsberg für ihre Unbotmäßigkeit strafen, aber warum soll er diese unüberlegte That das ganze Land entgelten lassen? Ich werde der Erzherzogin-Mutter, schon wenn sie nach Klagenfurt kommt, unser Anliegen vortragen. Ihr geheimer Sekretär, Herr von Rumpf, hat mich zu ihrer Bewillkommnung eingeladen."

Die Ritter wurden durch Walther von Staudach, der unbemerkt auf den Balkon getreten war, in ihrer Unterhaltung unterbrochen.

„Ich erlaube mir, meinem gnädigen Herrn eine angenehme Ruhe zu wünschen," begann der Höfling, indem er eine tiefe Verbeugung machte. „Möge Hymens Fackel Euch durch Nacht und Dunkel als hellfunkelnder Morgenstern voranleuchten. Möget Ihr von paradiesischer Herrlichkeit umgeben, wie von unsichtbaren Himmelsknaben getragen, in ewig heiterer Wonne durch dieses Leben ziehen."

Sein Geſicht nahm bei dieſen Worten, wie ſie die Jeſuiten damals gebrauchten, einen ungemein ſüßlichen Ausdruck an. Nachdem er noch einige ähnliche Redensarten gemacht, verließ er endlich die Herren.

„Ein abſcheulicher Menſch!“ rief der alte General. „Ich kann nicht begreifen, wie du dieſen gemeinen Speichellecker in deinen Dienſt nehmen konnteſt.“

„Er wurde mir von meinem Schwiegervater warm empfohlen,“ antwortete der Sohn.

„Hüte dich vor dieſem Bürſchchen; man ſagt mir, er ſei im Jeſuitengymnaſium in Graz erzogen worden.“

„Allerdings; aber kann er deshalb nicht ein treuer Diener meiner Gemahlin ſein?“

„Ein Jeſuit iſt nur der Diener ſeines Ordens und gehorcht niemand als ſeinem Profeſſen,“ verſetzte der Vater. „Wahrlich, wenn ich an dieſe Geſellſchaft Jeſu denke, dann wird mir immer ſchwer ums Herz. Dieſe fanatiſchen Ordensleute wären allein im ſtande, den evangeliſchen Glauben aus Kärnten auszurotten.“

Der Sohn nickte verſtändnisvoll und ſchaute mit einem Seufzer hinauf an das ſternbedeckte Himmelszelt. So ſtanden die beiden lange ſchweigend auf dem Balkon. Endlich ergriff der Oberſt die Laute. Er ſpielte mit großer Fertigkeit den alten Geſang, den der um ſeines evangeliſchen Glaubens willen ſo ſchwer verfolgte Juſtus Jonas, ein Freund und Gehilfe Luthers, einſt gedichtet hatte. Er begann das Lied zu ſingen, und der alte Vater ſtimmte mit ein:

„Wo Gott der Herr nicht bei uns hält,
Wenn unsre Feinde toben,
Und er unsrer Sach nicht zufällt
Im Himmel hoch dort oben;
Wo er Israels Schutz nicht ist
Und selber bricht der Feinde List,
So ist's mit uns verloren.

Was Menschenkraft und Witz anfäht,
Soll uns billig nicht schrecken;
Er sitzet an der höchsten Stätt,
Der wird ihr'n Rat aufdecken.
Wenn sie's aufs klügste greifen an,
So geht doch Gott ein andre Bahn;
Es steht in seinen Händen.

Sie wüten fast und fahren her,
Als wollten sie uns fressen;
Zu würgen steht all ihr Begehr,
Gott ist bei ihn' vergessen.
Wie Meereswellen einherschla'n
Nach Leib und Leben sie uns stahn:
Des wird sich Gott erbarmen.

Sie stellen uns wie Ketzern nach;
Nach unsrem Blut sie trachten.
Sie wollen nehmen grimm'ge Rach,
Wie Schafe uns abschlachten.
Sogar der teure Name dein
Muß ihrer Schalkheit Deckel sein.
Du wirst sie einmal richten.

Auf sperren sie den Rachen weit
Und wollen uns verschlingen.
Lob und Dank sei Gott allezeit
Es wird euch nicht gelingen.
Er wird eur'n Strick zerreißen gar
Und stürzen eure falsche Lahr;
Ihr werdet's Gott nicht wehren.

Die Feind ſind all in deiner Hand,
Dazu all ihr Gedanken.
Ihr Anſchlag iſt dir wohl bekannt,
Hilf nur, daß wir nicht wanken.
Vernunft wider den Glauben ficht,
Aufs künftge will ſie trauen nicht,
Da du wirſt ſelber tröſten.

Ach, Herr Gott, wie reich tröſteſt du,
Die gänzlich ſind verlaſſen.
Der Gnaden Thür ſteht nimmer zu;
Vernunft kann das nicht faſſen.
Sie ſpricht, es iſt nun all's verlorn;
Da doch das Kreuz hat neu geborn
Die deiner Hilfe warten.

2. Die verhängnisvolle Waſſerfahrt.

„Auf uns iſt ſo zornig ihr Sinn,
Wo Gott hätt das zugeben,
Verſchlungen hätten ſie uns hin
Mit ganzem Leib und Leben.
Wir wärn als die ein Flut erſäuft
Und über die groß Waſſer läuft
Und mit Gewalt verſchwemmet."

Luther.

Am weſtlichen Ende der größten, etwa vier Stunden langen und zwei Stunden breiten Ebene des Kärntner Landes liegt in der Nähe der Hauptſtadt der herrliche, durch ſeine liebliche Umgebung weit berühmte und vielbeſuchte Klagenfurter oder Wörther See. Das ſchmale Waſſerbecken, das ſich in einer Ausdehnung von fünf Stunden Länge und 600—1000 m wechſelnder Breite dahinſtreckt, iſt von einem ſchönbewaldeten Mittelgebirge um-

rahmt, dessen Berge keine besondere Höhe erreichen. Eben hiedurch wird es möglich, daß man in der Ferne die prächtigen Hochgipfel der Karawanken erblickt, die der Landschaft einen malerischen Hintergrund verleihen. Noch erhöht werden die Reize dieses herrlichen Gebirgssees durch seine fruchtbaren, in üppiger Grüne prangenden Gestade, die mit idyllischen Dörfchen, altertümlichen Burgen und ehrwürdigen Kirchen übersät sind. Fast in der Mitte des Sees schiebt sich vom südlichen Ufer her eine kleine Halbinsel hinein, von deren felsigem Ende herab sich der gotische Bau der uralten Pfarrkirche Mariawörth in den Wellen spiegelt, denen sie den Namen gegeben hat.

Wenn wir von dem See aus in östlicher Richtung über die Ebene dahinziehen, so erblicken wir die Türme und Mauern von Klagenfurt. Hoch über alle andern Gebäude und Türme ragt der Turm der Domkirche hervor, die erst vor wenigen Jahren von den Evangelischen erbaut worden war. Sie gab mit ihren gen Himmel strebenden Kuppeln und Türmen ein beredtes Zeugnis von dem siegenden Durchbruch des Evangeliums in Klagenfurt.

Es war am 6. Oktober 1598, als sich ein gar stattlicher Zug durch diese Stadt bewegte. Überall war reges Leben; denn jeder wollte die fürstlichen Damen sehen, die in vergangener Nacht eingetroffen waren und nun zu einer Lustfahrt auf den Klagenfurter See auszogen. Es wehte bereits kühle Herbstluft und die Heide trieb schon ihre duftenden Blüten, während falbe Stoppeln die nachbarlichen Felder bedeckten. In buntem Gemisch ergoß sich

auf denſelben eine ſchauluſtige Menge. Es waren die Bauern und Knappen der Umgegend, die vor den Thoren der Stadt lagerten, um den fürſtlichen Zug anzuſchauen.

Endlich knarrten die Angelpfoſten des Thores. Wie Flut und Ebbe drang das neugierige Volk gegen dasſelbe an und ſtäubte dann ebenſo ſchnell wieder zurück und auseinander, als lautes Pferdegetrappel aus dem Innern hervordrang. Pauken und Schalmeien, Hörner und Pfeifen erklangen, das dumpfe Gemurmel der Menge verſtummte; ein farbenprächtiges Bild feſſelte ſie: Dem Zuge voraus ritten die Fähndriche der Stadt mit ihren herrlichen Fahnen, in die das Stadtwappen, ein grimmig ausſehender Lindwurm, geſtickt war. Dann folgte der Ratsdiener zu Fuß, in der Hand einen Stock mit ſilbernem Knopfe; hierauf kam der Herr Stadtrichter; ihm zur Rechten und zur Linken die beiden älteſten Ratsherren, alle ſchwarz und mit gleichen Baretten. Zunächſt hinter ihnen kamen die zehn anderen Ratsherren, ebenſo wie dieſe gekleidet. Nun folgte die Geiſtlichkeit des Biſchofs Stobäus von Lavant, der in ſeinen goldburchwirkten Gewändern auf einem prächtigen Schimmel ſeinem Stabe vorausritt. Jetzt nahte ſich der herrliche Reiſewagen der fürſtlichen Gäſte; doch den hohen Damen konnte niemand ins Antlitz ſehen, da ſie der kühlen Herbſtluft wegen tief verſchleiert waren. Ihnen reihte ſich die Ritterſchaft an, eine ſtattliche Schar, alles blank in Sturmhaube und Harniſch, mit Partiſanen, Stoß- und Haubegen, worunter manch edler Herr eine ſeidene Schärpe barg, an welcher eine ſchöne Hand ihre Nähkunſt ver-

schwendet hatte. Den Schluß des Zuges bildeten die Stadtschützen mit ihren wunderlichen Halskrausen und ungeheuren Knebelbärten. Sie hatten sich wirklich stattlich herausgeputzt. Bunte Federn wehten auf ihren Hüten. Schön nahmen sich ihre mit Bein und glänzendem Metall eingelegten Armbrüste aus, die sie an die Schulter gelegt hatten. Da gab es denn auch der Zuschauer und der naserümpfenden Mägdlein gar viele.

Jetzt war der Zug an den Ufern des lieblichen Sees angekommen. Eine Anzahl leichter Schiffe und Schiffchen mit bunt flatternden Segeln und hoch aufstrebenden Masten stand bereit, um die Gesellschaft aufzunehmen. Am schönsten und prächtigsten ausgestattet war das sogenannte Fürstenschiff.

Die Herrschaften hatten die Schiffe bestiegen, und die Fahrzeuge ordneten sich derart, daß sie in einer Linie stehend die ganze Breite des Sees einnahmen. Zwischen je zwei Schiffchen war ein Zwischenraum von circa dreißig Metern, in der Mitte der Schiffslinie fuhr das Fürstenschiff. Diese regelmäßige Aufstellung der Fahrzeuge war nicht willkürlich. Den Glanzpunkt und den Hauptzweck bei dieser Wasserfahrt bildete nämlich die auf dem See sehr ergiebige Wildentenjagd.

Schon einige Tage vor der Ankunft der Erzherzogin und der Königsbraut waren zu dieser Entenjagd umfassende Vorbereitungen getroffen worden. Am Ende des Sees wurde an dem einen Uferrande eine kleine Einbuchtung hergestellt. Längs der so gewonnenen Biegung des Ufers baute man einen geradlinigen Damm in den

See hinaus, ſo daß man zwiſchen dieſem Damm und dem natürlichen Uferrand eine ſchmale Waſſerſtraße erhielt, die ſich nur gegen den See hinaus öffnete. Auf dem Damm und auf der Uferſeite wurden Pfoſten eingeſchlagen, die man mit Bogen verband. Über dieſelben wurde ein Netz ausgeſpannt, welches den ganzen Kanal bedeckte und hinten in ein ſogenanntes Tunnelnetz endete. An der Landſeite, neben dem Kanal und dem Laufe desſelben folgend, wurden hierauf Rohrwände angebracht, in denen ſich einige Jäger aufhielten, die in dieſem Schlupfwinkel von den herbeiſchwimmenden Enten nicht geſehen werden konnten.

Am oberen Ende des Sees ſtellten ſich die Fahrzeuge der jagdluſtigen Geſellſchaft in der ſchon beſchriebenen Ordnung auf. In jedem Schiffe ſtanden einige Schützen, die mit Armbrüſten oder Flinten bewaffnet waren, welch letztere damals freilich bei der Jagd nur wenige zu handhaben wußten. Die Schiffe fuhren nun langſam vorwärts. Wenn eine Ente in Schußweite kam, wurde ſie erlegt und von abgerichteten Waſſerhunden herbeigeholt. Flogen die Enten auf, ſo ließ man ſie durch trefflich abgerichtete Jagdfalken verfolgen, die ſie im Augenblick eingeholt hatten. Die Falkenjagd wurde beſonders von den beiden vornehmen Damen gepflegt, die hiezu äußerſt wertvolle Tiere mitgebracht hatten. Was nun auf dieſe Weiſe nicht erlegt wurde, das zog ſich, angelockt von einigen Dutzend gezähmter Enten, immer mehr in die Nähe des Netzes, und waren die Enten einmal in dem oben erwähnten Tunnelnetz angelangt, ſo konnten ſie unmöglich mehr entrinnen.

Von dem herrlichsten Herbstwetter begünstigt, nahm die Jagd einen äußerst reizvollen Anfang. Am lebhaftesten und fröhlichsten ging es auf dem schon erwähnten Fürstenschiffe zu. Hier waren die vornehmsten Ritter des Landes und die beiden fürstlichen Damen beisammen. Der jugendliche Oberst Karl von Lavenstein hatte die Ehre, das Steuerruder zu führen. Da der Erfolg der Jagd zum größten Teil von der Steuerung des Schiffes abhing, war dies keine kleine Aufgabe. Neben sich hatte er ein Schießgewehr gelegt. Er war auf dem Fürstenschiff der einzige, der es verstand, Schießwaffen bei der Jagd zu handhaben, weshalb sich auch auf ihn, sobald er sich zum Schießen anschickte, aller Augen hefteten.

In besonders hohem Grade vergnügte sich die jugendschöne Erzherzogin Margaretha, die Braut des Königs von Spanien. Ihr wohldressierter weißer Falke wurde nicht müde, ihr Beute zuzutragen, und allgemein wurde seine Behendigkeit und Stärke bewundert.

Nur zwei Menschen waren auf dem See, die der Jagd nicht oblagen: die Herzogin Maria, die Mutter Ferdinands, und der Fürstbischof Stobäus schauten schweigend dem frohbewegten Treiben zu. Jetzt fuhren sie an der Halbinsel vorüber, auf der die liebliche Wallfahrtskirche Mariawörth auf schroffem Felsenvorsprung erbaut war. Die Erzherzogin wollte hier die Messe besuchen und gab den Befehl zur Landung. Da, als sie schon ans Ufer getreten war, erschallte statt der lateinischen Litanei zum Lobe der Maria das gewaltige Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser

Gott“ weithin über den See und zu den Ohren der allverehrten Patronin des Jeſuitenordens.

„Verflucht ſei dieſe verdammte Ketzerbrut,“ rief da das tief ergrimmte Weib, und ihre Züge verzerrten ſich dämoniſch. „Wie? in der Wallfahrtskirche, die der Königin des Himmels geweiht iſt, darf ſolch heilloſer Unfug getrieben werden?“ fuhr ſie den Landeshauptmann Johann von Ortenburg an. „Fallet auf eure Kniee nieder, ihr Gottloſen, und hebet eine Litanei zu Ehren der heiligen Jungfrau an, daß wir die erzürnte Königin des Himmels wieder verſöhnen.“

Der Biſchof von Lavant mit ſeinen Prieſtern und den erzherzoglichen Beamten kamen auch ſofort dieſem Befehle nach, und die dumpfe, gleichförmige Litanei miſchte ſich mit dem kräftigen Lutherchoral. Von den umherſtehenden kärntiſchen Rittern und Knappen hatte man keinen geſehen, deſſen Lippen ſich gerührt oder der gar ſeine Kniee gebeugt hätte, und die Erzherzogin ſah in manch bekümmertes Geſicht, als ſie wieder auf das Schiff zurückkehrte.

Einen aber freute dieſe unvermutete Gefühlsaufwallung der hohen Frau. Fürſtbiſchof Georg Stobäus hatte ja nun Gelegenheit, ſeine Klagen über die verhaßten Ketzer anzubringen und den Befehl zu ihrer ſofortigen Beſtrafung auszuwirken. Während die Jagd ungehindert ihren Fortgang nahm, zog ſich die Herzogin mit ihm auf das Hinterteil des Schiffes zurück. Der Biſchof ſchilderte den Auflauf in Wolfsberg der Fürſtin in den gräßlichſten Farben. Die Ritter von Lavenſtein und Payerhofen waren nach

seinen Aussagen die Anstifter des ganzen Krawalls und der Grubenmeister Thomas Kienberger ihr Werkzeug. Auch von anderen Teilen des Landes, so besonders von Klagenfurt, wußte der Bischof von allerlei Bedrückungen der katholischen Kirche zu erzählen.

„Das soll anders werden!“ rief die Herzogin, nachdem er geendet. „Nun ist mein Sohn Herr in diesem Lande und er hat das Recht, diese Ketzer in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Heute noch sollen mir die Schlüssel der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt übergeben werden, und es soll ein feierliches Hochamt gehalten werden, an dem diese Ritter insgesamt teilzunehmen haben. Die ketzerische Kirche in Wolfsberg wird bis auf weiteres geschlossen und die Rädelsführer bei dem Aufruhr in jener Stadt werden gefangen nach Graz geführt, daß wir sie dort an Leib und Leben bestrafen, wie sie es verdient haben.

„Und nun, ehrwürdiger Vater, enthüllet mir den Feldzugsplan, den Ihr mit den Brüdern von der Gesellschaft Jesu zur Bekehrung der Ketzer ausgesonnen habet. Ich muß es Euch gestehen, es wird meinem Sohne wohl kaum gelingen, in der nächsten Zeit ein großes Heer zu diesem Zwecke aufzubringen, und auch der Kaiser ist nicht in der Lage, ihn zu unterstützen.“

Der Bischof gab der Fürstin keine Antwort, er beobachtete aufmerksam eine große Schar Enten, die auf einmal herbeigeflogen kamen. Ein Hagel von Pfeilen entlud sich auf sie, doch kein einziger erreichte sein Ziel. Die Enten flogen zu hoch. Schon schwenkte der ganze Zug

dem nahen Walde zu, da wurden als letztes Hilfsmittel einige gezähmte Enten ins Waſſer geſetzt. Dieſe erhoben, indem ſie dem Netze zueilten, ein großes Geſchrei. Die flüchtige Schar wurde hiedurch angelockt, und alle ſchwammen ihnen nach, ohne das geringſte Mißtrauen zu zeigen. Die Schiffsgeſellſchaft jubelte laut über die gelungene Liſt und die Erzherzogin ſprach dem Jäger, der die gezähmten Enten im entſcheidenden Augenblick ins Waſſer geſetzt hatte, ihre Anerkennung aus.

„Sehet, meine allergnädigſte Fürſtin," raunte da der Biſchof der hohen Frau ins Ohr, „dieſes gelungene Schauſpiel hat Euch meinen ganzen Feldzugsplan verraten." Sein Geſicht verzog ſich bei dieſen Worten zu einem ſataniſchen Lächeln, und er fuhr alſo fort: „Was hätte es genützt, wenn auch noch Tauſende von Geſchoſſen auf die Entenſchar abgeſendet worden wären? Sie wären im ſicheren Walde unſeren Nachſtellungen entgangen. Ebenſowenig können wir die ketzeriſchen Ritter dieſes Landes mit Kanonendonner und Säbelgeklirr der Kirche unterwerfen. Sie würden ſich unſrer Macht durch Auswanderung entziehen. Ja, beim gemeinen Volk und den proteſtantiſchen Predigern, da braucht man mit Schwert und Galgen nicht zu ſparen. Aber dem Adel wollen wir mit viel Klugheit und Liſt unſere Schlingen ſtellen. Die Lockvögel ſind herbeigerufen, die ſie dem Netze zuführen ſollen, und ich kann Euch verſichern: ſo harmlos dieſe Enten ins Garn des Jägers ſchwammen, ſo dumm und dreiſt werden ſich dieſe großmauligen Herren in unſre Netze verſtricken. — Dann,

ihr hochmütigen Junker, dann bleibt euch nur eine Wahl, Unterwerfung oder Vernichtung, sonst bleibt euch kein Auskunftsmittel mehr übrig."

„Und wenn Ihr auch die meisten durch Eure Klugheit in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückführt," versetzte hierauf die Herzogin, „einige werden doch in ihrer Ketzerei verharren. Daß es Euch am liebsten wäre, wenn man diese an den Galgen knüpfte, wissen wir wohl. Eure Pfründen würden sich hiebei immerhin sehr vergrößern. Und ich muß gestehen, meinen Sohn und mich sollte es freuen, wenn diese Ketzerbrut vernichtet würde; aber der Kaiser will nicht, daß adliges Blut vergossen werde. Als letztes Mittel bleibt uns also die Verbannung."

Die Fürstin hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als sie durch einen Schreckensschrei, der den Insassen ihres Schiffes wie aus einem Munde entfuhr, aufs äußerste beängstigt wurde. Alle standen da wie angewurzelt und schauten zum Himmel empor.

„Mein Falke, mein Falke, rettet meinen Edelfalken," rief die jugendliche Erzherzogin Margaretha und lief wie unsinnig am Rand des Schiffes umher. Sie hatte das edle Tier auf eine Schar Enten ausfliegen lassen. Da stürzte sich auf einmal ein riesiger Geieradler auf den Edelfalken. Es war kein Entrinnen mehr möglich; der Adler hielt ihn mit seinen scharfen Krallen fest und suchte mit ihm das Weite.

„Wie," rief die Herzogin-Mutter Maria, als sie das alles gesehen hatte, „wie? wagt es keiner der Schützen,

den Adler herabzuſchießen, ohne den edlen Falken zu verwunden. Wahrlich, einen ſolchen Meiſterſchuß würden wir zu belohnen wiſſen.“ Die umſtehenden Ritter ſchüttelten aber bedenklich die Köpfe, und niemand wagte es, auf ihn anzulegen. Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben. Der Adler ſchwebte hoch über dem See; doch auf einmal ſenkte er ſich pfeilſchnell nieder, ein Schuß krachte durch die Lüfte, der Raubvogel ſank ſchwergetroffen in die Fluten, und der befreite Falke ſaß wieder auf der weißen Hand ſeiner Herrin. Das alles war das Werk einiger Sekunden geweſen. Die Inſaſſen des Fürſtenſchiffs ſchauten ſich erſtaunt um; der Schuß war von ihrem Schiffe aus abgefeuert worden, und doch hatte niemand den wackeren Schützen wahrgenommen. Die Waſſerhunde brachten indes den ſterbenden Adler mit vieler Mühe in die Nähe des Schiffes, man zog ihn herauf: er war von gewaltiger Größe und maß im Fluge wohl zwei Meter. Nur ſelten verirrt ſich dieſer Raubvogel nach Kärnten, und alle drängten ſich um ihn und freuten ſich der herrlichen Beute. Auch der wackere Steuermann trat nun mit ſeinem Gewehr heran.

„Seht ihr da den Schützen. Hoch lebe der edle Herr von Lavantthal!“ rief die Geſellſchaft wie aus einem Munde. Die Schußwaffe hatte den trefflichen Jäger verraten. Die fürſtlichen Damen drängten ſich zu ihm heran. Von allen Seiten wurde er mit Lobeserhebungen überſchüttet.

„Mehr als zehntauſend Gulden hat dieſer eine Schuß

uns wiedergewonnen. Unser Schwiegersohn, Philipp III. von Spanien, hat diesen Falken von den Maltheser Rittern für eine Insel im Weltmeer eingetauscht. Er hat ihn meiner Tochter geschenkt, und ewige Schande wäre es für uns gewesen, wenn er durch unsre Schuld zu Grund gegangen wäre."

„Hier, nimm dies von mir als Siegespreis," rief die freudestrahlende Margaretha und drückte ihm ihre goldene mit Edelsteinen reich besetzte Armspange in die nervige Hand. Der Ritter aber gab das Kleinod zurück.

„Nicht Gold und Edelsteine sind es, die ich von euch erwarte, ihr hochedlen Frauen. Gewährt mir nur eine einzige Bitte, und ihr werdet mich und mein ganzes Haus glücklich machen."

„So nenne mir dein Anliegen, mein lieber Oberst," versetzte huldreich die Erzherzogin Maria, „du sollst gewiß in mir eine gnädige Landesmutter finden."

Alles lauschte in gespannter Erwartung, und der Ritter verneigte sich tief gegen die vornehmen Frauen:

„Mit schweren Klagen hat dieser hochwürdige Herr Bischof heute Euer Herz belastet, allergnädigste Erzherzogin. Die Bürger von Wolfsberg sind von ihm des offenen Aufruhrs bezichtigt worden. Allerdings haben sich einige unter ihnen an zwei Ordensbrüdern schwer vergangen, die übrigens dieses Unheil durch unvorsichtige Reden, durch die sie die Menge erregten, selbst über ihrem Haupte heraufbeschworen haben. Ich kann Euch nun versichern, meine allergnädigste Fürstin, daß die meisten Bürger gute und

redliche Unterthanen ſind. Auch muß ich faſt fürchten, daß manch Unſchuldiger, den die Prieſter wegen ſeiner evangeliſchen Geſinnung haſſen, als grober Aufrührer bezeichnet wurde. Darum bitte ich Euch, allergnädigſte, allerdurchlauchtigſte Frau —"

„Wie, du vermaledeiter Ketzer wagſt es, mich einer Lüge zu zeihen," unterbrach ihn da der tiefergrimmte Biſchof von Lavant. „Ja, wenn man dich noch heute in Ketten legte und gen Graz ſchickte, dann wäreſt du reichlich belohnt für deine ketzeriſchen Umtriebe."

Die Erzherzogin hatte, während ſich der Biſchof ſo in Schmähungen gegen den Ritter ergoß, ohne ein Wort zu ſprechen, das Verdeck verlaſſen und begab ſich mit ihrer Tochter in ihre Kajüte.

„Jetzt aber wird euch die wohl verdiente Strafe bald ereilen, euch gottverdammte Ketzer," fuhr der Biſchof fort. „Schon habe ich Vollmacht gegen euch in Händen, und wer es wagen wollte, mir zu widerſtehen, den laſſe ich in Ketten legen."

Das war denn doch eine zu ſtarke Sprache, die ſich der Prieſter den vornehmſten Vertretern des evangeliſchen Adels gegenüber erlaubte. Alles drängte ſich an ihn heran. Die Schwerter flogen aus der Scheide.

„Werft den unverſchämten Pfaffen in den See!" ſchrie der jugendliche Friedrich von Ungnad. Der Biſchof erbebte und rief mit kläglicher Stimme nach der Herzogin. Dieſe ließ auch nicht lange auf ſich warten. Sie ſtellte ſich mitten unter die Ritter und fuhr ſie zornig an:

„Wie? seid ihr schon jetzt bereit zu Aufruhr und Mord, ihr ungehorsamen Ketzer! Ist das höfische Sitte in Kärnten? Schämt ihr euch nicht, in meiner Nähe an einem meiner Priester eure Bosheit auszulassen? — Wahrlich, mein edler Herr von Lavantthal, hättet Ihr uns nicht durch Eure Kunst zu Eurem Schuldner gemacht, diese Vermessenheit sollte Euch und all diesen Rittern teuer zu stehen kommen. Doch, wir wollen unser Wort nicht brechen; wir haben Euch reichen Lohn verheißen; der soll Euch auch werden. Nehmet hier diesen kostbaren Ring von uns als Erinnerung an diesen Tag. Im übrigen rate ich Euch, die Ketzerei zu lassen und in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren. Einem solch tüchtigen Manne, wie Ihr es seid, würden die ersten Ehrenämter an unserem Hofe offen stehen." Sie überreichte dem Ritter den Ring. Dieser verneigte sich tief und wollte reden; sie ließ ihn aber nicht zur Antwort kommen. „Ich erwarte, daß die Jagd ohne alle weitere Unterbrechung zu Ende geführt werde. Heute abend treffe ich die Herren im Dome zu Klagenfurt wieder, wo uns unser hochwürdiger Herr Bischof ein feierliches Hochamt halten wird." Mit diesen Worten verließ sie das Verdeck und ließ sich nicht mehr blicken, bis man das nahe Ufer erreichte.

So endete diese vielversprechende Wasserfahrt. Noch am selbigen Tage schrieb die Erzherzogin an ihren Sohn einen Brief, der über das Vorgefallene berichtete und bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Den damaligen kärntischen Protestanten blieb der 6. Oktober 1598

als ein Tag der Trauer im Gedächtnis. Mit der Zurückforderung der Schlüſſel der Pfarrkirche in Klagenfurt war der erſte Anſtoß gegeben zu der ſogenannten Gegenreformation, die in den kommenden Jahren ſo viel Trauer und Elend, Jammer und Schrecken über die armen Gebirgsbewohner bringen ſollte.

3. Thomas Kienberger.

„Was hat der gethan,
So zum Licht der wahren Lehre
Sein Volk weiſet an?
Iſt's denn eine ſolche Ehre,
Daß man Kirchen ſtöre?"

Zweiter Vers aus dem Liede des evangeliſchen Soldaten.

Der Tag nach der Waſſerfahrt auf dem Klagenfurter See war ein Sonntag. Auch auf dem ſtattlichen Gehöfte des Thomas Kienberger ging es heute recht ſonntäglich und feſtlich zu. Der wackere Grubenmeiſter hatte nach ſeines Vaters Tod Haus, Garten und Feld von dieſem überkommen, und alles war noch gerade wie vor 60 Jahren, wo wir in dieſem Hauſe der nächtlichen Verſammlung der evangeliſchen Bergleute zuhören durften.

Auf einem kleinen Hügel, von einem Walde von Obſtbäumen umgeben, lagen die ſchönen Gebäude. Unmittelbar vor dem Wohnhauſe war ein prächtiger Gemüſegarten angelegt. Vor dem Hofthore ſtand ein alter Nußbaum, unter deſſen Schatten ſich der ſonntäglich gekleidete Hausherr mit ſeinen zwei jüngſten Kindern ergötzte. Er ließ

die beiden auf dem Knie reiten und ſang ihnen ein Liedchen. Nach einiger Zeit ſtürmten ſeine zwei älteren Knaben aus dem Hauſe hervor. Sie hatten den Vater draußen ſingen hören und ſtimmten nun fröhlich in ſein Liedchen mit ein:

„Mir ein Rößlein will ich kaufen,
Das von Farbe weiß und ſchön,
Will dann weit von dannen reiten,
In das ferne Ungarn geh'n.

In die Rechte nehm' ich das Gewehr,
In die Linke dann das Schwert
Und recht tapfer will ich kämpfen,
Wie der Glaube es begehrt."

Die beiden Knaben hielten aber nicht lange bei dem Vater aus. Sie wollten hinunter an die wildrauſchende Lavant, wo ſich noch viele andere Jungen ihres Alters zu einem Spiele vereinigt hatten. Der Vater erlaubte es ihnen und warnte ſie nur, dem Bache ja nicht zu nahe zu kommen.

Die beiden Kleinen, der fünfjährige Georg und die ſiebenjährige, blondlockige Anna, gingen hinein zur Mutter, denn der Vater wollte jetzt für ſich allein ſein. Er ſchlug ſeine alte Bibel auf und erbaute ſich am Sonntags-evangelium. Da wurde er plötzlich durch ein lautes Geſchrei, das vom Bache herdrang, aus ſeiner Andacht emporgeſchreckt. Er eilte hinunter ins Thal und — welches Entſetzen! Sein zwölfjähriges Söhnchen, das wie ſein Vater und Großvater Thomas hieß, verſank eben in den Wellen des ſchnell dahinrauſchenden Gebirgsbachs. Der bekümmerte Vater ſprang in das Waſſer. Doch vergebens! Die Fluten hatten den Knaben ſchon mit ſich fortgeriſſen,

und kaum wurde es dem Grubenmeiſter möglich, wieder ans Ufer zu gelangen. Die Mutter mit den übrigen Kindern war unterdeſſen auch herbeigekommen, ſchluchzend und händeringend ſtanden ſie an den Ufern des Fluſſes. Schon hatten die jammernden Eltern alle Hoffnung aufgegeben, da ſprengte plötzlich ein Ritter die Straße herauf, der den tot geglaubten Knaben in den Armen trug.

„Ach, das iſt ja unſer gnädiger Herr, der General von Lavantthal," rief die entzückte Mutter. Der Grubenmeiſter eilte auf den Ritter zu. Dieſer ſtieg ab und legte den Knaben unverſehrt in die Arme ſeines Vaters.

„Ich ritt eben mit meiner Gemahlin über die Brücke — wir wollen nämlich in die Kirche nach Wolfsberg — da ſieht meine Frau auf einmal einen Knaben in den ſchäumenden Wellen dahertreiben. Sie zeigt mit dem Finger auf jene Stelle, ich ſetze, ohne ein Wort, in den Fluß, bekomme den Burſchen auch ſofort beim Schopfe zu faſſen und eile mit ihm ans Land."

„Ach, das iſt gewiß ein Söhnchen unſeres Grubenmeiſters Kienberger. Sieh' nur in die tiefblauen Augen und ſieh' ſeine hellblonden Locken," ſagte meine Gemahlin. „Ich beeilte mich nun, Euch Euren Sohn, um den Ihr jedenfalls große Angſt ausgeſtanden, wieder zurückzubringen."

So erzählte der wackere Ritter von Lavantthal. Seine Gemahlin kam nun auch herangeritten; das Kienbergiſche Ehepaar bat die vornehme Herrſchaft ſehr eindringlich, doch bei ihnen einzukehren.

„Durch die naſſen Kleider könnte ſich der Herr General leicht eine Erkältung zuziehen; zudem iſt es noch lange Zeit bis der Gottesdienſt in dem Payerhoferſchen Bethauſe beginnt," ſo meinte die beſorgte Hausfrau. Die beiden kamen auch gerne ihrer Einladung nach; denn in der ganzen Umgegend war die Wohnung des Grubenmeiſters als eine der ſchönſten und freundlichſten bekannt.

Sie traten in das geräumige Wohnzimmer. Der große ſteinerne Kachelofen mit der ihn umgebenden Ofenbank und über ihr das eiſerne Geſtell zum Aufhängen von Wäſche und Kleidern, der viereckige Eichentiſch, der altmodiſche Lehnſeſſel, der für den Hausvater beſtimmt war — alles war noch wie vor 60 Jahren; nur ſah man ſtatt der in Glas gemalten Heiligen jetzt die Bilder der Reformatoren an den ausgetäfelten Wänden.

Nachdem der Ritter ſeine Kleider getrocknet und mit ſeiner Gemahlin eine kleine Erfriſchung zu ſich genommen hatte, verließ er, von den Segenswünſchen der ganzen Familie begleitet, das Haus, um noch rechtzeitig beim Gottesdienſt in Wolfsberg einzutreffen. Je näher ſie der evangeliſchen Kirche kamen, deſto größere Scharen von feſtlich gekleideten Kirchgängern ſahen ſie zum Gotteshauſe wallen.

„Wer weiß, wie lange wir noch das teure Gotteswort ungehindert hören können? Wir müſſen die kurze Friedenszeit, die uns noch vergönnt iſt, recht benützen, daß wir für die ſchweren Zeiten, welche die Zukunft bringen wird, immer mehr erſtarken und befeſtigt werden in der

reinen Lehre des Evangeliums." So hatte dem General ein Vorübergehender geantwortet, als er über den starken Besuch des Gottesdienstes sein Wohlgefallen äußerte. Nur von der Ritterschaft waren heute wenige erschienen; die meisten hielten sich noch in Klagenfurt auf, wo ein großes Bankett zu Ehren der fürstlichen Damen abgehalten wurde.

Der General hatte mit seiner Gemahlin das Städtchen erreicht. Doch wie erstaunte er, als er in der Nähe des Gotteshauses einen erregten Wortwechsel vernahm. Kaum war die Menschenmasse zu durchdringen, die sich auf dem Kirchplatze zusammengefunden hatte.

„Warum steht ihr denn alle hier und geht nicht hinein ins Gotteshaus? ist denn der Prediger nicht da?" fragte der Ritter einen der Umherstehenden.

„Den Prediger haben die Reiter des Redwitz eben gebunden hinweggeführt; der Ritter von Redwitz und seine Reisigen halten das Portal der Kirche gesperrt. Man sagt, es geschehe das auf besonderen fürstlichen Befehl."

Der General ritt zum Eingang der Kirche heran, alles machte ihm ehrfurchtsvoll Platz. Über 100 Bewaffnete lagerten sich um das Gotteshaus.

„Wo ist der Vicedom von Redwitz?" fragte er einen der Reiter.

„Hier, mein Herr," antwortete der Vicedom selbst, indem er aus der Kirche hervortrat, „und was steht zu Befehl?"

„Ich frage Euch im Namen meines Freundes, Matthäus Freidel, der heute leider in Klagenfurt weilt, wie kommt

es, daß mit dem Privateigentum eines kärntiſchen Edelmanns in dieſer Weiſe verfahren wird? Dieſe Kirche iſt von ſeinem Vater erbaut, und der Boden, auf dem wir ſtehen, iſt mein Eigentum.' Darum verlange ich, daß Ihr eure Reiſigen ſofort von dieſer Stätte entfernt und unſern Gottesdienſt hier nicht länger zu ſtören ſucht."

Der Vicedom war ſehr verwundert über dieſe Worte; er konnte keinen Gegengrund geltend machen und wollte ſeinen Soldaten ſchon den Befehl zum Aufbruch erteilen. Er hatte gemeint, die Kirche gehöre den Wolfsberger Bürgern. Daß dieſelbe mit ihrer Umgebung das Privateigentum einiger Familien war, davon wußte er nichts.

„Gemach, gemach, mein lieber Herr von Redwitz. Dieſer Ritter hat euch wirklich ſonderbare Dinge vorgeſchwatzt," hörte man da eine näſelnde Stimme aus dem Innern der Kirche rufen, und der Jeſuit Gallus Schorer mit ſeinen Ordensbrüdern traten im ſchwarzen Mönchsgewande vor das Portal der Kirche. Als der Pater des Generals anſichtig wurde, verzog er ſein Geſicht zu einem grinſenden Lächeln.

„Mein lieber Herr Ritter von Lavantthal und einſtmals hochgeſchätzter General im ruhmreichen Heere Kaiſer Maximilians II., Ihr werdet wohl wiſſen, daß dieſer Ritter, Georg von Redwitz, von ſeiner Eminenz, dem hochgelahrten, durchlauchtigſten Fürſtbiſchof, Ernſt von Bamberg, zum Stellvertreter in ſeiner Stadt Wolfsberg ernannt wurde; es kommt dieſem hochedlen Ritter deshalb zu, den Bürgern dieſer Stadt den Willen ihres Landesherrn mitzuteilen,

und ſie ſind ihm Gehorſam ſchuldig. Nun hat er ihnen vor vierzehn Tagen auf offenem Markte bei ſchweren Strafen an Leib und Leben verboten, dieſen verfluchten Götzentempel jemals zu beſuchen; ſie haben ſich ihm aber in ſchwerem Ungehorſam widerſetzt und die meiſten unter ihnen beſuchten dieſes Haus ſchon zu mehreren Malen. Ihr und Eure Genoſſen habt ihnen das nicht gewehrt und Euer Prediger hat ſie ſogar zur Standhaftigkeit in ihrem Trotze gegen die Obrigkeit ermahnt, weshalb er eben gebunden nach St. Andreä abgeführt wurde. Um nun dieſem Ungehorſam ein Ende zu machen, haben Ihre fürſtliche Gnaden, die Erzherzogin Maria, deſſen Unterthanen Ihr und Eure Spießgeſellen ſeid, auf dem Klagenfurter See ein Dekret erlaſſen, daß Euch, da Ihr den Unbotmäßigkeiten in Wolfsberg öffentlich Vorſchub geleiſtet, bis auf weiteres Eure Kirche geſperrt würde. Hier könnt Ihr es ſelbſt leſen. Solltet Ihr dieſe Kunſt noch nicht verſtehen, ſo werde ich das Vergnügen haben, Euch als Lektor zu dienen."

„Ich danke für Eure Güte," ſagte der General. Er überflog das Pergament. „Nun, das iſt Euch gelungen, Ihr habt uns durch Eure Ränke und Lügen, durch die ſich Euer Orden allerwärts berühmt gemacht hat, um die ſchönen Gottesdienſte in dieſer Kirche gebracht. Wahrlich, nicht ohne Grund habt Ihr gerade dieſen Tag zu der Ausführung Eures Vorhabens gewählt. Wäre die Ritterſchaft der Umgegend heute nicht in Klagenfurt, es hätte Euch ſchlimm ergehen können. Aber hütet euch, ihr Männer

von der Gesellschaft Jesu, wir Ritter wollen in Zukunft besser auf der Hut sein. Und kommen eure Betrügereien und Intriguen einmal ans Licht, so soll es „den Raben im schwarzen Talare“ übel ergehen.“

Er gab dem Pater mit diesen Worten das Pergament zurück. Dieser blickte um sich wie ein grimmiger Tiger, der seinen Todfeind am liebsten auf der Stelle zerrissen hätte. Er wollte reden; doch der General wendete sich um und bestieg sein Pferd.

„Ihr lieben Freunde und Glaubensbrüder,“ wandte er sich an die unruhig werdende Menge mit starker, weithin vernehmbarer Stimme, „die Feinde unserer evangelischen Sache haben es bei unserer durchlauchtigsten Erzherzogin so weit gebracht, daß sie den Befehl zur Schließung dieses Gotteshauses gab. Wir wollen uns demselben nicht widersetzen, sondern ihn als eine Fügung des allmächtigen Gottes geduldig annehmen. Ich bitte euch alle, ruhig und im Frieden eure Wege zu gehen. Einst, als dieses Gotteshaus noch nicht erbaut war, versammelten sich unsre Väter im Burghof zu Lavenstein. Auch wir wollen nächsten Sonntag unsern Gottesdienst dort feiern. Gott möge euch segnen und euch in dieser betrübten Zeit bei seinem Worte erhalten.“

Ohne sich um die umherstehenden Priester und Ritter zu bekümmern, begann einer aus der Menge das kräftige Lutherlied: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort. Alle stimmten mit ein. Hierauf kam jeder der Mahnung des Generals nach. Nach kurzer Zeit standen die Reisigen

und Pfaffen, denen ein Aufruhr viel lieber gewesen wäre, allein auf dem Kirchplatz.

Schmerzlich bewegt von diesem traurigen Vorfall, kehrten die Kirchgänger schweigend nach Hause zurück, und manche von ihnen weinten bittere Thränen, daß ihnen fortan die Vorhöfe des Herrn, die sie so lieb gewonnen, verschlossen bleiben sollten. Als die Gebirgsbewohner den Ort erreichten, wo sie zum letztenmal hinuntersehen konnten ins Thal, da schauten sie mit wehmutsvollen Blicken zu ihrem Gotteshause hinab; sie nahmen ihre Hüte ab, falteten die Hände und blickten dann schweigend hinauf ans blaue Himmelszelt. Manch inständiger Seufzer wurde an jenem Tag zu Gottes Thron hinaufgeschickt.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet," so tröstete der fromme gottergebene General seine Glaubensgenossen.

Als der Ritter mit seiner Gemahlin den Burgberg hinaufritt, da schauten zwei vergnügte Gesichter zu ihnen hinab: Herr Walther von Staubach und Frau Maria saßen auf dem Balkon des Schlosses.

„Ei, seht doch, gnädige Frau, dort kommen ja schon Ihre Schwiegereltern vom Gottesdienst zurück. Laßt uns eilig unser Spiel beenden, wir möchten sonst Anstoß erregen bei dem gottseligen Ehepaar."

„Ach ja, sie sind mir auch äußerst widerwärtig, diese Protestanten mit ihren strengen Satzungen und frommen Sitten," meinte Frau Maria. „Wie schlecht verstehen sie es doch, dieses Leben zu genießen. Immer sehe ich meinen

Gemahl mit ſorgenſchwerem Haupte gehen und kommen. Dieſe ſtrenge Religion raubt ihm alle Luſt und Liebe zu ſeiner Gattin. Ach, er iſt ein ſo ſchöner und prächtiger Ritter! Sein hoher Gang, ſeine edle Geſtalt, ſeine volltönende, klare Stimme, und ſeine höfiſche Sitte, wie haben ſie ehedem mein Herz bezaubert! Wie glücklich wäre ich, wenn dieſer finſtere Schatten irrtümlicher Meinung aus ſeinem Herzen ſchwinden würde, wenn er leicht und froh, wie jener goldfarbige Falter dort, an meiner Seite durchs Leben dahinflöge. Wir würden gewiß an jedem Blütenkelche nippen und keine Roſe vergeſſen."

„So lange Ihr hochgeſchätzter Gemahl nicht in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrt," erwiderte der Höfling, „ſo lange bleibt Euch jeder Lebensgenuß vergällt. Darum ſollte es Eure vornehmſte Sorge ſein, ihn in unſere Kirche zurückzuführen, die es doch jedem ſo leicht macht, daß man in ihr ſchon den Himmel auf Erden hat."

„Ach, wenn ich nur wüßte, wie es anzugreifen wäre; gewiß, ich wollte allem aufbieten, um ſeinen Übertritt zu bewerkſtelligen."

„Vielleicht darf ich, Euer unterthänigſter und treueſter Diener, meiner allergnädigſten Herrin einige wohlgemeinte Ratſchläge geben, die Euch in dieſem gottgefälligen Werke unterſtützen werden."

„O, ich bin Euch zu unausſprechlichem Danke verpflichtet, Herr Walther," flüſterte Frau Maria, „wie kann ich Euch Eure Güte lohnen. Doch ich muß nun gehen, um die ankommenden Schwiegereltern zu begrüßen."

„Ja, ich will dich's ſchon lehren, einfältiges Mädchen, wie du es bei dieſer Bekehrung anzugreifen haſt. — Der Anfang unſeres Werkes iſt gelungen. Das Gotteshaus iſt unſer. Sonſt wären ſie nicht ſo bald zurückgekehrt," ſo ſagte der niederträchtige Höfling zu ſich ſelbſt, indem er die umherſtehenden Schachfiguren in eine Schatulle einräumte. Er trug Zither und Spiel hinweg und zog ſich in ſein Zimmer zurück. Dort angekommen, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und verfaßte einen ausführlichen Bericht an ſeinen Freund Schorer. Der geheimnisvolle Bote, der dieſen Brief überbringen ſollte, blieb auch nicht lange aus. Der in ein kärntiſches Bauernmädchen verkleidete Mönch trat ins Gemach und überreichte dem Höfling ein verſiegeltes Schreiben. Dieſer überflog es und rieb ſich dabei vergnügt die Hände. „Ei, ſchon ſo bald will mein Freund an die Ausführung ſeiner Pläne gehen! Nun, an mir ſoll es dabei nicht fehlen," murmelte er halblaut vor ſich hin. Er fügte ſeinem Briefe noch einige Sätze bei und übergab ihn dem Mönche, welcher ſich hierauf, ohne ein Wort geſprochen zu haben, entfernte.

Kaum war der General auf die Burg zurückgekehrt, als auch ſchon die Hausglocke alle Bedienſteten des Schloſſes in die Burgkapelle zuſammenrief. Der ehrwürdige Herr hielt eine recht erbauliche Andacht mit ſeinem Geſinde.

Am Nachmittag wurde der Ritter durch allerlei Beſuche der Umgebung erfreut. Der reiche Bürger und der unbemittelte Handwerker, der begüterte Bauer und der arme Bergmann, ſie alle ſaßen in traulichem Vereine im

Rittersaale beisammen und hofften, in dieser trüben Zeit aus dem Munde des alten Generals ein Wort des Trostes zu vernehmen. Dieser unterhielt sich auch mit jedem aufs leutseligste und freundlichste. Wann hätte das ein Ritter des Mittelalters gethan? — Nur dem Evangelium, wie es durch die Reformation wieder ans Licht gebracht wurde, war es möglich, den tief klaffenden Unterschied zwischen Adel und Bürgern, zwischen Rittern und Leibeigenen in dieser schönen Weise auszugleichen.

Es war Abend geworden. Der General saß mit seiner Gemahlin allein im Rittersaale. „Es ist doch noch manch treu evangelisch gesinntes Herz zu finden in diesem Lande; ich glaube, daß die Bekehrungsversuche der Gesellschaft Jesu bei diesen umsonst sein werden," meinte der Ritter.

„Gott erhalte uns und unsere Kinder bei der lauteren Lehre der heiligen Schrift," erwiderte die greise Burgfrau. „Wenn nur Karl diese Lichtenauerin nicht geheiratet hätte, sie ist so vornehm und zurückhaltend in ihrem Benehmen gegen uns und ich fürchte sehr, wir werden ihretwegen noch Schweres erleben."

„Sorge nicht zu viel, sie ist im Grunde doch ein gutmütiges Ding; viel weniger hold bin ich ihrem Kämmerling, diesem vermaledeiten Schmeichler, der nicht enden kann mit seiner erbärmlichen Schönrednerei."

Der eintretende Thorwart unterbrach den Ritter. „Schon der dritte Bote ist nun von St. Georgen hier eingetroffen, alle wollten mit dem gnädigen Herrn sprechen,

ſie wurden jedoch immer vom Herrn von Staudach in Beſchlag genommen, der behauptete, die gnädigen Herrſchaften ſeien ſchon längſt zur Ruhe gegangen. Da ich nun im Ritterſaal noch Licht bemerkte, wagte ich es, Euch zu ſtören, indem nun ſchon der vierte Bote Einlaß begehrte."

„Er ſoll ſofort zu mir kommen, ich habe dieſen Höfling wahrlich noch nie beauftragt, mich in ſo wichtigen Geſchäften zu vertreten."

Der Bote erſchien. „Der Bürgermeiſter von St. Georgen läßt Euch unterthänigſt bitten, den von den Reitern des Redwitz ſchwer bedrängten Bürgern Hilfe zu ſenden. Sie hauſen auf eine ganz barbariſche Art in dem Städtchen. Auch in Wolfsberg ſei ein anderer Trupp eingefallen, der die Wolfsberger Bürger auf eben ſo ſchändliche Weiſe ihrer Habe beraubte und aufs grauſamſte mißhandelte. Einige Bürger ſollen gefangen nach Graz abgeführt werden, um daſelbſt ihren evangeliſchen Glauben abzuſchwören."

Tief erregt befahl der Burgherr ſofort das ganze Schloß zu allarmieren. Nach einer Viertelſtunde ſaßen zwanzig wohlbewaffnete Knechte auf ihren Roſſen und nun ging's in ſauſendem Galopp den Burgberg hinunter, dem nahen Städtchen zu.

Doch die Hilfe kam zu ſpät. Die Reiter des Redwitz waren ſchon weggezogen. Der Ritter eilte mit ſeinen Begleitern zuerſt dem Kienbergerſchen Haus zu. Dieſer Mann war ihm immer beſonders nah geſtanden, und der Vorfall von heute morgen hatte ihn noch inniger mit ihm verbunden. Sie traten in den Hof ein. Hier bot ſich den

erſchreckten Männern ein Bild, das jeder Beſchreibung ſpottet. Die wohlgefüllten Scheunen, die zu dem Gehöfte gehörten, ſtanden in Flammen. Die prächtigen Obſtbäume, die um das Haus herſtanden, waren auf das ruchloſeſte verderbt oder, wenn ſie noch klein waren, ganz abgehauen. Der General eilte, das Schlimmſte befürchtend, den andern voran in das Wohnhaus. Schon auf der Hausflur vernahm er klägliches Wimmern und verhaltenes Weinen; als er in das Wohnzimmer trat, entfloh die geängſtete Familie in die Seitenkammer. Sie glaubten, die Soldaten ſeien von neuem in das Haus eingedrungen, um ihr ſchändliches Treiben fortzuſetzen. „Ha, wie entſetzlich!“ rief der Ritter und trat einen Schritt zurück. Auf dem Boden lag der zwölfjährige, blondlockige Knabe, dem er heute Morgen das Leben gerettet. Aus einer tiefen Kopfwunde, die durch einen Säbelhieb verurſacht war, rieſelte das Blut. Der Ritter ſah ſich im Zimmer um. Alle Möbel waren zertrümmert, die Reformationsbilder, die das Zimmer ſo ſchön geziert hatten, zerſchlagen, der alte Kachelofen lag in Stücken. Nichts war in dem Zimmer zu ſehen, an dem die Unmenſchen nicht ihre Wut ausgelaſſen hätten.

Nachdem der General mehrmals den Namen des Grubenmeiſters gerufen, trat deſſen Ehefrau endlich auf die Thürſchwelle. „Ach, Ihr ſeid es!“ rief das arme Weib und ein Anflug von Freude zog über ihr trübes Geſicht. „Wenn Ihr nur eine Stunde bälder gekommen wäret!“ Sie eilte auf ihren ſchwerverwundeten Sohn zu, legte ſein Haupt in ihren Schoß und fing bitterlich an zu weinen.

„Wie ſchlimm, daß ich unſern Chirurgen nicht mitgebracht," ſagte der General. „Iſt denn hier im Städtchen kein Wundarzt aufzutreiben?"

„Wir haben ſchon nach ihm geſchickt," antwortete das Weib, „aber er iſt anderwärts genug beſchäftigt. Unſer Haus iſt nicht das einzige, das dieſe Unmenſchen mit ihren Grauſamkeiten heimſuchten."

„Wo iſt denn Euer Mann und Eure Kinder?"

„Mein Mann? Den haben die Krieger mit ſich fortgeſchleppt. Er wird nach Graz gebracht und dort als abſchreckendes Beiſpiel hingerichtet werden, wenn er ſeinen Glauben nicht abſchwört. Das hat uns der ſchwarze Mönch geſagt."

„Seid nur getroſt, liebes Weib, ſoweit ſoll es ſicherlich nicht kommen," tröſtete der Ritter die tiefbekümmerte Frau, die aufs neue in einen Strom von Thränen ausbrach. Sie hatte unterdeſſen ihren Knaben notdürftig verbunden. Der General befahl zwei Knechten, ihn auf einer Tragbahre auf den Lavenſtein zu bringen. Der alte Chirurg des Burgherrn hatte einſt den Türkenkrieg mitgemacht und verſtand es vortrefflich, derartige Verwundete zu pflegen.

Die übrigen Kinder des armen Grubenmeiſters waren unterdeſſen auch ins Zimmer getreten. Alle hatten blutige Köpfe. Endlich hatte ſich die Frau des Grubenmeiſters ſoweit gefaßt, daß ſie dem General den näheren Hergang erzählen konnte.

„Wir hatten eben unſer Abendbrot zu uns genommen," begann ſie; „mein Mann ſetzte ſich in den gepolſterten

Lehnstuhl am Ofen, die Kinder nahmen auf der Ofenbank Platz, und der Vater las ihnen nun das Sonntagsevangelium vor, fragte über dasselbe ab und schloß hieran einige Ermahnungen, wie er das jeden Sonntag Abend zu thun pflegt. Da erschreckte uns auf einmal ein großer Lärm. Die Magd stürzte atemlos in das Zimmer. ‚Um Gotteswillen, rettet Euch, Herr,' rief sie zitternd, ‚die Reiter des Redwitz sind da. Sie haben eben Eure beiden Scheunen angezündet und dringen nun ins Haus, um Euch zu fangen.' Mein Mann wollte ins Nebenzimmer eilen, um durch eine Hinterthüre den Reitern zu entwischen, doch es war zu spät. Schon polterten die wilden Menschen die Stege herauf. Ihnen voran trat ein schwarzgekleideter Mönch mit langem Mantel und viereckigem Hute. ‚Kennst du mich nun wieder, du Hund, der du mir vor wenigen Wochen auf dem Markte in Wolfsberg zu widersprechen wagtest? Ihre Durchlaucht, unsere allergnädigste Herzogin, hat mich hieher gesandt, um dich für deinen Frevel zu strafen. Doch, wir wollen dir Barmherzigkeit und Gnade angedeihen lassen und dir alles vergeben, wenn du mir auf der Stelle versprichst, mit deinem ganzen Hause zur alleinseligmachenden Kirche zurückzukehren.' ‚Wohl kenne ich Euch, Pater Schorer,' antwortete mein Mann, ‚Ihr seid ein Mitglied der Gesellschaft Jesu und habt auf dem Markte zu Wolfsberg das Volk wider unsere Burgherrn aufgehetzt. Meine Schuld war es übrigens nicht, daß Ihr damals vom Pöbel so schlimm behandelt wurdet. Meinen Glauben werde ich trotz all Eurem Dräuen nimmermehr verleugnen.'

„‚Nun, das wird ſich zeigen,‘ ſagte der Prieſter. ‚Bindet den halsſtarrigen Ketzer dort und gebet ihm vorerſt eine Tracht mit der Peitſche!‘ Die Kriegsknechte fielen über meinen Mann her, riſſen ihm die Kleider vom Leib und ſchlugen ihn, bis ſein ganzer Leib von Blut überſtrömt war. Das konnte unſer älteſter Sohn, den Ihr heute aus dem Waſſer gezogen, nicht mit anſehen. Er nahm das auf dem Boden liegende Beil zur Hand und hatte ſchon den Arm erhoben, um denjenigen, der den Vater am meiſten mißhandelte, niederzuſchlagen; da traf ihn ein ſchwerer Säbelhieb aufs Haupt; ein hinter ihm ſtehender Reiter hatte ihn geführt. Der arme Junge fiel lautlos zu Boden. Ergrimmt durch dieſe unbedachtſame That unſeres Sohnes, ließen nun die Soldaten ihre Wut an uns aus. Sie fielen über uns her und ſchlugen mit Peitſchen und Stöcken auf uns ein. Wir wären wohl alle umgekommen, wenn nicht plötzlich ein Trompetenſtoß den Kriegern das Zeichen zum Aufbruch gegeben hätte. ‚Für jetzt iſt es genug, ihr verfluchten Ketzer,‘ ſchrie uns der Pater an. ‚Sorget dafür, daß ihr, wenn wir wiederkommen, katholiſch geworden ſeid; ſonſt wird es euch übel ergehen.‘ Die Barbaren zerſtörten hierauf im Hinausgehen alles, was ihnen unter die Augen kam, wozu ſie einige ſcharfe Äxte mit ſich führten.“

So endete der Bericht des erſchöpften Weibes. Sie war kaum im ſtande geweſen, dieſe Greuelthaten zu erzählen. Der General verabſchiedete ſich von ihr, indem er ſie einlud, mit ihren Kindern, ſobald es ihre Umſtände

erlaubten, ihren kranken Sohn auf dem Lavenſtein zu beſuchen.

Hierauf begab ſich der Ritter in alle Wohnungen, welche die wüſte Schar geplündert hatte. Sechs Familien waren ihres Oberhaupts beraubt worden. Merkwürdigerweiſe waren es gerade diejenigen, die den Ritter vor wenigen Stunden auf ſeiner Burg beſucht hatten. „Es muß ein Verräter unter uns ſein," darüber waren Bürger und Krieger einig, als man ſich noch in ſpäter Abendſtunde im Rathauſe über den Einfall beriet. Herr Maximilian wußte auch wohl, wer der Schurke war, der dieſe Greuelthaten verſchuldet hatte, und nahm ſich vor, denſelben nicht einen Tag länger in ſeinem Schloſſe zu dulden.

Am andern Morgen ſah man zwei Reiter langſam den Burgberg hinabziehen: es war Herr Walther von Staudach und ſein Diener. Ingrimmig ſchaute der Höfling nach der Burg zurück und murmelte Flüche und Drohworte vor ſich hin. „Das ſollt ihr mir noch büßen, ihr vermaledeiten Ketzer. Dieſes verfluchte Neſt ſoll einmal zu Aſche werden. Verſunken und vergeſſen ſoll es ſein mit ſeinen niederträchtigen Bewohnern. Dies gelobe ich hier mit heiligem Eidſchwur, und ich weiß, die Oberen meines Ordens werden mich mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebot ſtehen, in dieſem heiligen Werk unterſtützen."

So rief der erboſte Junker, als er an der Grenze der Lavenſteinſchen Beſitzungen ſtand. Nicht ſo leichten Kaufs hatte ſich der verkappte Jeſuit aus ſeiner Stellung verdrängen laſſen. Mit glatten Worten bewies er dem

alten General, daß das, was er am geſtrigen Abend gethan, aus bloßer Rückſicht für ihn geſchehen ſei und daß er als landfremder Mann unmöglich in Verbindung mit den Reitern des Redwitz ſtehen könne. Frau Maria und ihr Ehegatte, der in ſelbiger Nacht von Klagenfurt zurückkam, waren auch von ſeiner Unſchuld überzeugt. Aber dem eiſernen Willen des Generals vermochte ſich niemand entgegenzuſtellen. „Ich habe auf meiner Burg zu befehlen und erkläre Euch hiemit, daß Ihr dieſelbe heute noch zu verlaſſen habt.“ Mit dieſen Worten ſchnitt der Ritter alle weiteren Vermittlungsverſuche ab. Der Höfling mußte ſich in das Unvermeidliche fügen.

Die Gefangenſchaft des Thomas Kienberger und ſeiner Genoſſen ſollte keine zu lange Dauer haben. Der junge Oberſt war gleich am andern Tag nach der Hauptſtadt zurückgekehrt und hatte den Einfall der Redwitzſchen Reiter in Wolfsberg und St. Georgen der Ritterſchaft mitgeteilt. Die Räuber waren mit ihrer Beute noch nicht an der Grenze des Landes angelangt, da ſtellte ſich ihnen eine Schar Adeliger entgegen, die von dem ſchon erwähnten Bankett in Klagenfurt nach Hauſe zurückkehrten. Alles Drohen und Schelten der erboſten Pfaffen half nichts. Den Gefangenen wurden ihre Ketten abgenommen, unter dem Schutze einiger Reiſigen kehrten ſie wohlbehalten in die Heimat zurück. Man kann ſich denken, wie erfreut die Ehefrau des Thomas Kienberger war, als ihr Mann auf einmal wieder nach hauſe kam. Auch der älteſte Sohn des Grubenmeiſters wurde durch die Kunſt des Schloß-

chirurgen wieder geheilt. Er hing von da an sehr an dem alten General und hielt sich gerne auf der Burg auf.

In den nächsten zwei Jahren kam es von seiten der Papisten im Lavantthale zu keinen weiteren Gewaltthaten. Die Kirche in Wolfsberg blieb geschlossen, die Gottesdienste wurden in den Burghöfen der Ritter abgehalten. Die Jesuiten setzten ihr Reformationswerk in Wolfsberg ungehindert fort, ohne jedoch großen Erfolg zu haben. Ihre Brandreden gegen die Ketzerei und den Adel wurden von den meisten mit Gleichmut aufgenommen. Wußte man doch zur Genüge, auf was all ihr Drohen und Schelten hinzielte. Die Furcht vor einer gewaltsamen Unterdrückung des Evangeliums im ganzen Lande verlor sich deshalb nicht. Alle treu gesinnten Protestanten sahen in banger Erwartung der Zukunft entgegen.

4. Der Sturm bricht los.

„Armes Kärntnerland!
O bedrängte Kirchenglieder!
Über euren Stand
Müssen arme Glaubensbrüder
Singen Klagelieder."

Dritter Vers aus dem Liede des evangelischen Soldaten.

Es war im September ums Jahr 1600. Erzherzog Ferdinand sah, daß er mit vereinzelten Maßregeln gegen die protestantische Bevölkerung seiner Erbländer nichts ausrichtete. Er ordnete eine Aktion in großem Maßstabe an, nach jenem Plan, den Bischof Stobäus ihm empfohlen

hatte. Die Grundzüge desſelben waren: die Verwaltung der Länder und Städte darf nur Katholiken anvertraut werden; die evangeliſchen Prediger und Lehrer ſind zuerſt auszuweiſen; hierauf ſollen die Bürger und Bauern zur alleinſeligmachenden Kirche bekehrt werden und ihre Bücher, Kirchen und Friedhöfe verlieren; jedermann muß ſich ſchriftlich zum katholiſchen Glauben bekennen; wer ſich deſſen weigert, ſoll Hab und Gut verkaufen und nach Überlaſſung des zehnten Teils an den Staat auswandern.

Die Jeſuiten ſuchten dem Erzherzog die Gegenreformation als eine jeder Grauſamkeit entbehrende, für ſeine Lande höchſt notwendige Reinigung hinzuſtellen. In Wahrheit aber iſt die Durchführung dieſes Planes in nicht ſo friedlicher und unblutiger Weiſe verfloſſen, wie es die zeitgenöſſiſchen jeſuitiſchen Schriftſteller darzuſtellen ſuchten. Nachdem die Gegenreformation in Steiermark im Herbſt 1600 nahezu vollendet war, ſetzten die erzherzoglichen Bevollmächtigten ihr Werk in Kärnten fort. „Die Inquiſitoren durchzogen mit Soldaten und Galgen das ſchöne Alpenland, Pfarrer und Schullehrer wurden des Landes verwieſen oder aufgeknüpft, die evangeliſchen Kirchen mit Kanonen zuſammengeſchoſſen oder mit Pulver geſprengt. Viele Evangeliſche gingen in den Kerkern an den Bekehrungsverſuchen der Jeſuiten zu Grunde, andere wanderten aus, die meiſten krochen zum Kreuz und zu der Gnade des Landesfürſten.“

Der 3. Oktober 1600 war für die evangeliſchen Bewohner des Lavantthals ein verhängnisvoller und trauriger

Tag. Wohl lächelte über den fruchtbaren Gefilden die ſchöne Herbſtſonne ebenſo friedlich und mild wie ſonſt, wohl prangten die Obſtbäume beladen mit herrlichen Früchten und erwarteten nur die Hand des Menſchen, um endlich ihrer ſchweren Laſt ledig zu werden. Doch niemand hatte Zeit oder Luſt, dieſe genußreiche Arbeit zu vollführen. Schwere Sorge und drückender Ernſt lag auf allen Gemütern.

Vor den Thoren des Städtchens Wolfsberg hatten ſich die Ritterſchaft und die Vertreter der bedeutendſten Knappen- und Gewerkſchaften der Umgegend aufgeſtellt, um die herannahende „Reformationskommiſſion“ um ſchonende Behandlung anzuflehen. Ganz beſonders lag ihnen auch daran, die Zerſtörung der evangeliſchen Kirche womöglich zu verhüten. Es war eine große Zahl von Menſchen, die ſich allmählich angeſammelt hatte. Die meiſten waren bewaffnet und beſonders die Knappen zeigten ihren finſtern Mienen und drohenden Reden nach nicht üble Luſt, im Notfall ihren Wünſchen mit dem Schwert Nachdruck zu geben. Die Ritterſchaft wollte jede Gewaltthat auch im ſchlimmſten Falle verhüten. Die Bevollmächtigten kamen nun einmal im Namen des Landesfürſten, und ſich gegen ihn aufzulehnen, hielten ſie für ſehr gefährlich, da ſie am Ende doch der Übermacht unterliegen mußten. An ihrer Spitze ſtand der alte General von Lavantthal. Sein Sohn hatte ſich nach Klagenfurt begeben, wo die Lavenſteinſche Familie ſeit 1514 ein Wohnhaus beſaß. Er hatte ſeine jugendliche Gemahlin

dorthin mitgenommen. — Neben dem General ſtand Herr Freidel von Payerhofen, der um ſein Gotteshaus in Sorge war.

Man hörte Trommeln wirbeln und Trommeten ſchmettern. „Sie kommen, ſie kommen!“ ging es wie ein Lauffeuer durch die langgedehnten Züge der Wartenden, die ſich zur Rechten und Linken der Straße in zweireihigen Spalieren aufgeſtellt hatten.

Eine Schar neugekleideter, mit Feldfahnen ausgeſtatteter Büchſenſchützen eröffnete den Zug; dann kam Graf Johann von Ortenburg, derzeit Landeshauptmann von Kärnten. Ihm zur Linken ritt der Hauptmann Hans Chriſtoph, Ritter von Prank. Dieſem folgten die eigentlichen Vollſtrecker der erzherzoglichen Befehle: der Biſchof Martin Brenner von Seckau, genannt der Ketzerhammer, und eine große Schar von Prieſtern, unter denen ſich auch die zwei Jeſuiten Gallus Schorer und Bobadilla befanden. Mit haßerfüllten, rachgierigen Blicken ſchauten die beiden in das nahe Städtchen hinab. Heute war endlich der langerſehnte Tag gekommen, der ſie für die erlittene Schmach entſchädigen ſollte. Beſchloſſen wurde der Zug wieder von einer Schar Büchſenſchützen.

Eine bedeutende Heeresmacht war es nicht, in deren Hände Ferdinand die Vollſtreckung ſeiner Befehle gelegt hatte. Es mochten im ganzen etwa 300 ſtreitbare Männer ſein; den Rittern, Bürgern und Bergknappen des Lavantthals wäre es ein Leichtes geweſen, dieſelben zu überwältigen und zu vernichten. Jetzt hielt der Zug an. Der

General verbeugte ſich tief vor dem herannahenden Biſchof und begann alſo:

„Unſer durchlauchtigſter Herr Erzherzog hat euch hieher geſandt, um auch in dieſem Thale ſeine Befehle zu vollziehen. Wir, ſeine ſchwachen Unterthanen, müſſen uns unter den allmächtigen Willen unſeres Regenten beugen und ſeinen Geſandten gehorchen. Doch eine unterthänige Bitte werdet ihr uns nicht verſagen. Ich bitte euch, ihr vornehmen Ritter und hochgelahrten Herren, im Namen aller Evangeliſchen: Verſchonet unſer ſchönes Gotteshaus und denket daran, daß in ſeinem Friedhofe manch edler Mann begraben liegt, der in Not und Bedrängnis für Kaiſer und Reich eingeſtanden iſt.“

„Sonderbar und lächerlich dünkt uns dieſe Bitte, ihr thörichten Lavantthaler,“ antwortete hierauf der Biſchof Martin Brenner von Seckau. „Sind wir doch zu euch gekommen, um vor allem euren abgöttiſchen Götzentempel zu zerſtören, und noch wunderlicher dünkt es mich, daß Ihr, Herr Ritter, uns dieſe unſinnige Bitte vortraget. Wahrlich, Ihr hättet wohl auf Eurer Burg der Dinge warten dürfen, die da kommen ſollen, auf daß nicht der alte Spruch an Euch vollzogen würde: Mitgefangen, mitgehangen! Wenn Ihr einſt unſeres Kaiſers Rock nicht mit Ehren getragen hättet, Ihr ſolltet Eure Verwegenheit büßen. — Euch aber, ihr abgefallenen Ketzer,“ redete er nun das Volk an, „euch befehle ich nun kraft meines Amtes, leget eure Waffen nieder und thut Buße in Sack und Aſche. Dieſe ehrwürdigen Brüder von der Geſellſchaft

Jesu werden jedem von euch einen Rosenkranz darreichen, daß ihr der heiligen Himmelskönigin für eure Frevel Abbitte thun könnt. Wer ihn nicht annimmt, der soll seinen halsstarrigen Trotz am Galgen bereuen."

Diese kecke Sprache des Bischofs machte Eindruck auf die Menge. Die Bürger von Wolfsberg streckten sofort die Waffen. Die drohend auf sie gerichteten Gewehre der Soldaten lehrten sie zur Genüge, daß der Bischof wohl im stande war, seinen Worten Nachdruck zu verleihen. Die meisten der Bergknappen kamen ihrem Beispiele nach. Die Ritter aber zogen sich langsam in die Stadt zurück, ohne daß sie von den Büchsenschützen daran gehindert worden wären. Doch kaum waren sie verschwunden, so hatten die gewandten Krieger schon um den dicht zusammengekeilten Volkshaufen einen Ring gebildet, daß keiner entrinnen konnte. Aller Widerstand der noch bewaffneten Bergknappen war hiermit unmöglich gemacht, sie mußten ihre Waffen übergeben. Nun eilten Pater Schorer und Bobadilla herbei, um ihre Rosenkränze unter die Umherstehenden auszuteilen. Der erste, dem Schorer einen solchen anbot, war der evangelische Prediger, Georg Kramer von Villach, der sich unvorsichtigerweise auch unter das Volk gemischt hatte. „Keine Macht der Erde, nicht Galgen noch Rad soll mich bewegen, dieses abgöttische Spielzeug anzurühren," antwortete dieser dem Pater und wies den Rosenkranz entrüstet zurück.

„Ha! ich dachte es mir wohl, du verfluchtes Lästermaul," rief der Jesuit. „Ich habe dich wohl erkannt, du

bist der Prediger dieses vermaledeiten Götzentempels; aber warte, diesmal sollst du uns büßen für deinen Frevel; nicht mehr zu lange soll dein gottloser Mund unsere Kirche höhnen. Auf, ihr Schützen! bindet diesen Schurken und lasset ihn einstweilen eure Geißeln verspüren. Sobald die Ketzerkirche zerstört ist, soll er der erste sein, der auf ihren Trümmern mit Seilers Tochter Hochzeit machen darf." Die Soldaten kamen dem Befehl des Mönchs sofort nach, sie banden den armen Priester; sechs von ihnen nahmen ihn hierauf in ihre Mitte, sie entblößten seinen Rücken und schlugen ihn so unbarmherzig, daß er nach wenigen Minuten ohnmächtig zusammenbrach. Dieses ruchlose Bubenstück schüchterte die geängstigten Lavantthaler nur noch mehr ein. Die meisten nahmen widerstandslos die Rosenkränze an, nur etwa zwanzig Personen weigerten sich standhaft. Auch sie traf das Schicksal ihres Seelsorgers, mit dem Unterschiede, daß sie wieder freigelassen wurden, nachdem sie von den rohen Menschen bis aufs Blut gepeitscht worden waren. „Um eurer Unwissenheit willen wollen wir euch noch vierzehn Tage Bedenkzeit geben," sagte der Bischof von Seckau zu ihnen, „wenn ihr aber diese Frist nicht ausnützet, soll keiner von euch dem Galgen entgehen."

Nachdem die ganze Versammlung einige Paternoster gebetet, forderte der Bischof die Menge auf, ihm in die Stadtkirche zu folgen, um sie noch weiter in der alleinseligmachenden Religion zu unterweisen. Ein Teil der Büchsenschützen begleitete sie dorthin. Sobald einer oder

der andere der Bürger ſich in ſeine Wohnung flüchten wollte, wurde er von ihnen mit Gewalt hieran gehindert. Ein feierliches Te Deum eröffnete den Gottesdienſt, dann folgte die vom Biſchof celebrierte Meſſe, daran ſchloß ſich die Rede des Jeſuiten Gallus Schorer: „Die Lutheraner und Calviniſten ſoll man mit dem Schwert umbringen, verjagen und unterdrücken, mit Feuer, Schwefel und Pech verbrennen, im Waſſer erſäufen, vertilgen und ausſaugen, ausmatten und feſtiglich verfolgen und ausmergeln, ihrer Güter berauben, aufs äußerſte verſtören. Summa: mit aller Marter und Pein bis in den Tod verfolgen und ausrotten.“

Während ein Teil der Büchſenſchützen die in der Kirche Verſammelten bewachte, beſchäftigten ſich die anderen damit, das Payerhofſche Gotteshaus zu zerſtören. Auf einer Anhöhe, die dem Bethauſe gegenüberlag, wurde dasſelbe mit einigen Kanonen beſchoſſen. Jedesmal, wenn eine Kugel wieder eine Breſche in dasſelbe ſchlug, brachen die Soldaten in lautes Jubelgeſchrei aus. Neben den Kanonen waren einige Fäſſer Lavantthaler aufgeſtellt, deren Inhalt die Büchſenſchützen wacker zuſprachen. Überhaupt war der Reformationskommiſſion neben dem Zerſtören das Wohlleben die Hauptſache. Der Chroniſt erzählt von ihr, „ſie ſaufe und freſſe nach Herzensluſt.“ Die Kanonade war übrigens von nicht großem Erfolg. Die Verwüſtung des Gotteshauſes mußte daher auf andere Weiſe verſucht werden. Der mit ſeinen reumütigen Schafen von der Stadtkirche zurückgekehrte Pater Schorer konnte hierin

mit Rat und That beiſtehen. Die Beſchießung wurde eingeſtellt. Der Jeſuit begab ſich mit einigen Ordensbrüdern in die Kirche, um in dieſelbe eine Pulvermine zu legen. Die Erfahrung fehlte ihnen bei dieſer Arbeit nicht; ſchon manch ſchönes Gotteshaus in Steiermark und Kärnten war durch ſie auf dieſe Weiſe zerſtört worden. Die Lunte war angezündet. Die Zuſchauer hatten ſich auf einen entfernten Hügel zurückgezogen. Auch der Jeſuit begab ſich mit ſeinen Freunden dorthin, um die Wirkung ſeines heldenhaften Beginnens mit anzuſehen. „Nun iſt die Zeit verſtrichen, es muß losgehen!“ rief er nach einigen Minuten, und über ſein Geſicht zuckte wieder jenes ſataniſche Lächeln, das ihm eigen war. Ein furchtbarer Knall erſchütterte die Luft. Die Erde erbebte. Das ganze Thal war in Rauch und Staub gehüllt, und geraume Zeit verging, bis man endlich einen freien Ausblick über das Zerſtörungswerk gewinnen konnte: von der evangeliſchen Kirche war nichts mehr zu ſehen. Die Steine und Balken derſelben lagen weithin zerſtreut in buntem Gemiſch durcheinander, die meiſten ſogar außerhalb des Kirchhofs. Die in der Nähe liegenden Wohnungen hatten auch ſehr notgelitten, einige waren von den herabſtürzenden Balken und Steinen ganz zerſtört worden. „Sehet, ihr abgefallenen Ketzer, auf welch furchtbare Weiſe Gott euren Götzentempel zertrümmert hat!“ rief der Biſchof von Seckau den immer noch von Büchſenſchützen bewachten Bürgern zu, „ebenſo ſollen auch eure Häuſer dem Erdboden gleich gemacht werden, wenn ihr euch nicht von ganzem Herzen zur katholiſchen Kirche bekehrt.“

„Wer unter euch bei der Vollendung dieſes Werks mit Hand anlegt, dem ſoll jede weitere Buße erlaſſen ſein,“ redete ſie nun auch Gallus Schorer an, indem er mit ſeinen Genoſſen den Hügel hinabeilte. Anfangs folgten ihm nur wenige von den Bürgern, als ſie aber die drohenden Mienen der Büchſenſchützen ſahen, kam noch mancher der Aufforderung des Paters nach. Zuerſt wurden die Ringmauern und Planken des Kirchhofs niedergeriſſen, dann forderten die Jeſuiten Haue und Schaufel, und die ruchloſen Mönche ſchämten ſich nicht, die Gräber der Verſtorbenen auszugraben, worin ihnen die Bürger des Städtchens behilflich ſein mußten. Eine Herde Säue, welche die Erſchütterung bei der Exploſion aus ihren Ställen befreit hatte, wurde hierauf auf den Gottesacker getrieben, um die Grabſtätten der Verſtorbenen zu durchwühlen. So ſcheuten die Brüder von der Geſellſchaft Jeſu auch nicht vor dem Gemeinſten und Abſcheulichſten zurück, wenn ſie nur ihre Rachgier befriedigen konnten.

„Wer unter euch ein ketzeriſches Buch hat, der gehe augenblicklich nach Hauſe und bringe es hieher, daß es dem Feuer übergeben werde,“ wandte ſich nun der Biſchof von Seckau wieder an die Bürger von Wolfsberg. Die meiſten zauderten; doch der Biſchof wußte ſeinem Befehle Nachdruck zu verleihen. Er beorderte hundert Büchſenſchützen zur ſofortigen Durchſuchung ſämtlicher Wohnungen. Da die Beſitzer um ihre Habe in Sorge gerieten, zögerten ſie nicht länger, dem Befehl Folge zu leiſten. Den Reformationsvollſtreckern war nämlich die Aufſuchung der evan-

gelischen Schriften nicht die Hauptsache. Sie raubten und plünderten nach Herzenslust, und besonders die Warenlager des Herrn Freidel, die sich zum Teil im Städtchen befanden, wurden ohne Schonung ausgeplündert.

Die Bürger kehrten indessen mit den evangelischen Büchern aus dem Städtchen zurück. Sie wurden auf einen Scheiterhaufen aufgetürmt. Während das Feuer gen Himmel loderte, stimmten die Priester den Ambrosischen Lobgesang an.

„Ich, Martin Brenner von Seckau, Bischof und erster Kommissär unseres allerdurchlauchtigsten Erzherzogs Ferdinand, thue euch hiemit kund, daß ihr euch alle auf dem Markte eurer Stadt zu versammeln habt, um euch schriftlich zu der alleinseligmachenden Kirche zu bekennen, der ihr schon heute morgen durch Annahme des Rosenkranzes und Besuch der Messe freiwillig wieder zugefallen seid.“ So rief der Bischof mit lauter Stimme. Der ganze Zug begab sich hierauf auf den Marktplatz des Städtchens. Ein Bürger nach dem andern wurde von den geistlichen Herren im Rathause in ein besonderes Verhör genommen. Die Formel, die sie am Schluß der Unterredung zu unterzeichnen hatten, lautete: „Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen, der Jungfrau uud allen Heiligen, daß ich nicht gezwungen, sondern freiwillig zum heiligen römisch-katholischen Glauben zurückkehre und ihn als allein wahr, alt und seligmachend anerkenne. Dem Kelch entsage ich feierlich; ich mag ewiglich nicht daran teilhaben und will auch meine Kinder, und wer mir anvertraut ist, auf alle Weise abmahnen davon. Ich verspreche auch, in dieser Religion

zu verbleiben und alle, die eine andere Religion bekennen, zu verabſcheuen; ſo wahr mir Gott helfe, ſeine Mutter und alle Heiligen."

Nachdem die Bürger der Stadt dieſe Urkunde unterzeichnet hatten, kamen auch die Frauen, Mädchen und Kinder daran. Wer ſich weigerte, wurde von den Büchſenſchützen auf offenem Markte durchgepeitſcht, und dann erhielt jeder vierzehn Tage Bedenkzeit.

Dies war die ſtehende Methode, nach welcher ums Jahr 1600 in Steiermark, Kärnten und Krain von den Jeſuiten bekehrt wurde. Solch rohen Gewaltmitteln vermochten nur die wenigſten zu widerſtehen. — Wer unter euch, meine lieben Leſer, wäre da wohl ſtandhaft geblieben?

Als ſich dieſe Bekehrer einmal in Rom ihrer großen Erfolge rühmten, rief ein Kapuzinermönch, der zugegen war, in fanatiſchem Eifer: „Heiliger Vater, gebt mir Soldaten, wie man ſie den Jeſuiten gegeben hat, und ich will Euch die ganze Welt zum katholiſchen Glauben bekehren."

5. Die Emigranten.

„Nichts als das Evangelium
Vertreibt uns ins Exilium.
Verlaſſen wir das Vaterland,
So ſind wir doch in Gottes Hand."

Aus einem Emigrantenlied.

Ferdinand Maximilian von Lavantthal hatte, ohne etwas für ſeine Glaubensbrüder thun zu können, mit ſeinen Reitern das Städtchen Wolfsberg verlaſſen müſſen.

Ebenſowenig gelang es Matthias Freidel, das von ſeinem Vater erbaute Gotteshaus vor dem Untergang zu bewahren. Von ſeinem Schloß Payerhofen aus mußte er zuſchauen, wie die Unmenſchen den Ort, der ihm von Kindesbeinen an lieb und teuer war, auf ruchloſe Weiſe zerſtörten.

Auch der Ritter von Lavantthal war Zeuge dieſer Schandthat. Nachdem er mit ſeinen Reitern an der Stelle angekommen, wo man zum letztenmal einen freien Ausblick auf das Städtchen und die evangeliſche Kirche hatte, machte er Halt. Er ſchickte ſeine Begleitung nach Hauſe, und wartete allein den weiteren Verlauf des Zerſtörungswerks ab.

Der alte Mann vergoß bittere Thränen, als er das ſchöne Gotteshaus in Trümmern liegen ſah. Kaum konnte er ſeinen Ingrimm bezähmen, als er ſehen mußte, auf welch niederträchtige Weiſe die frechen Prieſter die Gebeine ſeiner Eltern ſchändeten. Namenloſer Schmerz erfüllte ihn. Wahrlich, wenn er jetzt noch an der Spitze ſeiner Reiter geſtanden wäre, die Mönche hätten ihre Frechheit wohl mit dem Tode gebüßt. So mußte er, ohne auch nur das Geringſte dagegen thun zu können, ruhig zuſehen, wie die Barbaren den Prediger, den er ſo hoch geachtet hatte, aufs abſcheulichſte mißhandelten. Lange war der Ritter an der Waldecke geſtanden. Nur die tiefen Seufzer, die ſeinem bekümmerten Herzen hin und wieder entquollen, unterbrachen die feierliche Stille, die ihn umgab.

Da — auf einmal drang lautes Geräuſch zu ſeinen Ohren. Es raſſelte in den Zweigen; er ſah einen Mann

in atemloſem Laufe auf ſich zueilen. „Ei, wohin ſo ſchnell, mein wackerer Grubenmeiſter?“ rief der General dem Ankommenden entgegen.

„Die Reiter des Redwitz ſind mir auf den Ferſen. Alles iſt verloren. Sie wollen mich gleich unſerem Prediger an den Galgen hängen. Nur mit Mühe entrann ich den Häſchern; nicht zu lange werde ich ſie mir vom Leibe halten,“ rief der bedrängte Bergmann und warf dem General flehende Blicke zu.

„Hier nehmet mein Pferd und reitet, ſo ſchnell Ihr könnt, dem Lavenſtein zu,“ antwortete der entſchloſſene Kriegsmann.

„Und wie wird es Euch ergehen, wenn ſie Euch ſtatt meiner hier antreffen?“ entgegnete Kienberger und wollte weiter, ohne das Anerbieten des Generals angenommen zu haben.

„Seht Ihr, dort kommen ſie ſchon heran. Setzt Euch augenblicklich auf mein Pferd; ſorget nicht um mich, mir ſollen ſie nichts anhaben.“ Der Grubenmeiſter wagte es nicht, auf dieſe in ſtrengem Befehlstone geſprochenen Worte noch etwas zu entgegnen. Er ſchwang ſich auf das Schlachtroß des Ritters und galoppierte davon.

Nach wenigen Minuten waren die Verfolger herangeeilt. „Habt Ihr nicht eben einen Fußgänger geſehen, der in ſchnellem Laufe an Euch vorbeilief?“ fuhr der Anführer der Truppe den Ritter barſch an.

„Wohl, mein Herr,“ erwiderte dieſer in nachläſſigem Tone. „Ich ſah ſchon mehrere Fußgänger dem Städtchen

zueilen. Soeben galoppierte auch ein Reiter das Thal hinauf."

„Ein Pferd hatte der vermaledeite Ketzer nicht. Er floh deshalb ohne Zweifel dem Städtchen zu. Bis wir zurück sind, wird er wohl schon am Galgen baumeln." Die Soldaten lachten laut auf über diese Worte ihres Anführers und sprengten hierauf, ohne von dem Ritter weitere Notiz zu nehmen, das Thal hinab. Der wackere General hatte durch seine kaltblütige Entschlossenheit den Grubenmeister von einem schmählichen Tode errettet. Er kehrte nun auch nach Hause zurück, um wegen der Flucht Kienbergers weitere Maßregeln zu treffen. In großer Bestürzung traf er die Seinigen an; Frau Margaretha wußte sich fast nicht zu fassen vor Schmerz, als sie das traurige Ende ihrer Kirche und ihres Predigers erfuhr.

„Da wird unseres Bleibens wohl auch nicht mehr lange sein in diesem so schwer heimgesuchten Lande."

„So lange es Gottes Wille ist," entgegnete der Burgherr seiner Gattin.

„Aber wer weiß, ob uns nicht eines Tags das Schicksal unseres frommen Predigers ereilt; bei meinem Bruder in Haslach ob der Enz würden wir alle eine neue Heimat finden."

„Um unseretwillen wäre es wohl das beste, so bald wie möglich auszuwandern; denn grimmig ist der Haß dieser Pfaffen; sie werden es nicht an listigen Anschlägen fehlen lassen, um mich und mein Haus zu verderben. Doch du weißt, es sind in diesem Thale noch manche

Glaubensbrüder zerſtreut, die nicht ſo bald bereit ſind zum Roſenkranzbeten und Kreuzeſchlagen. Dieſelben zu unterſtützen und ihnen Handreichung zu thun, ſo lange es uns möglich iſt, das iſt unſere heilige Pflicht, der wir uns nicht entziehen dürfen."

„Auch ich werde mit Freuden bei dir aushalten," rief die ehrwürdige Matrone und umarmte ihren Ehegatten. „Doch einen Rat möchte ich dir geben: Sende den Grubenmeiſter noch heute nach Klagenfurt zu unſerem Sohne. Von da kann er dann leicht nach Haslach in Oberöſterreich gelangen, wenn er ſtatt durch Steiermark ſeinen Weg über Salzburg und Paſſau nimmt. Ein Reiſepaß wird ihm in Klagenfurt gewiß ausgeſtellt werden, wenn ſich Karl für ihn verwendet. Und nun höre meinen Rat: Durch dieſen Mann, von dem wir wiſſen, daß er uns treu bleibt bis in den Tod, ſchicken wir unſere goldenen Kleinodien, die koſtbaren Trinkbecher und was wir ſonſt noch an wertvollen Gegenſtänden beſitzen, nach Haslach. Wohl könnte der Grubenmeiſter unterwegs angefallen und ausgeraubt werden. Aber ich glaube, daß der Schatz unter der Obhut des einfachen Mannes ſicherer iſt, als wenn wir ihn durch eine Schar Berittener nach Oberöſterreich ſchickten."

„Wohl dem, dem ein tugendſam Weib beſcheret iſt; die iſt viel edler denn die köſtlichen Perlen. Sie merket, wie ihr Handel Frommen bringt, ihre Leuchte verlöſcht des Nachts nicht. (Spr. 31, 10. 18.) Wahrlich klug und verſtändig haſt du geſprochen, meine liebwerte Wirtin, denn

wer weiß, ob uns nicht dieſe gierigen Prieſter unſere Habe hier noch entreißen würden. Nichts iſt vor ihren Krallen ſicher," ſo ſagte der Ritter, indem er ſeiner Ehegattin die Hand drückte. Sie ließen nun den Grubenmeiſter zu ſich rufen und enthüllten ihm ihren Plan.

„Zum zweitenmal bin ich Euch zu großem Danke verpflichtet. Meinem Sohne und mir habt Ihr das Leben gerettet. Ich werde deshalb alles aufs Spiel ſetzen, um den Schatz unverſehrt nach Haslach zu bringen. Nur um eines möchte ich Euch noch bitten, mein gnädiger Herr General. Wenn es Euch gefällt, ſo reitet morgen nach St. Georgen und ſeht nach meinem Weib und meinen Kindern. Ich fürchte faſt, daß die Jeſuiten ſich an ihnen rächen, weil ich ihren Häſchern entkommen bin. Sollten ſie von Haus und Hof vertrieben werden, ſo ſchicket ſie mir nach gen Haslach."

„Ich werde für ſie thun, was in meinen Kräften ſteht," verſicherte ihn der Ritter. Die Schmuckgegenſtände wurden hierauf in einen unſcheinbaren Futterſack gepackt, wie ſie die fahrenden Handelsleute damals bei ſich trugen, und noch in derſelben Nacht ritt der Grubenmeiſter nach Klagenfurt. Ungeſtört konnte er das Städtchen Wolfsberg paſſieren; denn die raubgierigen Soldaten, die am vergangenen Tage ſo viel Weh über die armen Bewohner des Städtchens gebracht hatten, lagen nun in ſchwerem Schlummer. Berauſcht von dem feurigen Lavantthaler, hätten die dreihundert Büchſenſchützen von wenigen Kriegern niedergemacht werden können. Herr Matthias Freidel,

der ſie in dieſem Zuſtande liegen ſah, hatte auch anfangs nicht übel Luſt, dieſen Racheakt zu vollführen, worin ihn ſeine Kriegsleute ſehr beſtärkten. Doch ſein Gewiſſen und die abmahnenden Worte ſeiner hochbetagten Mutter, der Frau Armgard, hielten ihn davon ab. „Laß ihn gehn, denn der Herr hat's ihn geheißen," ſo ſagte ihm unwillkürlich eine Stimme in ſeinem Innern; er begnügte ſich deshalb damit, den Schlaftrunkenen die Waren wieder abzunehmen, die ſie ihm am Tage vorher aus ſeinen Magazinen geraubt hatten.

Am anderen Morgen ließ der Ritter von Lavantthal ſein Pferd ſatteln und ritt mit wenigen Knechten nach St. Georgen, um nach der Familie des Grubenmeiſters zu ſehen. Doch wie erſchrak er, als er das ganze Gehöft abgebrannt und in einen Trümmerhaufen verwandelt vor ſich liegen ſah! Von dem herrlichen Obſtgarten, der Linde, dem Gemüſeland erblickte man nichts mehr. Der ganze Platz, der vorher in üppiger Fülle grünte und blühte, war nun öde und leer. Die wohlgefüllten, neuerbauten Scheunen mit ihren Korn- und Heuvorräten, die ſchönen Stallungen, das ſchmucke Hofthor, alles war ein Raub der Flammen geworden. Von der Familie Kienbergers vermochten ſie weit und breit nichts zu entdecken. Endlich konnte der Nachbar, der den General mit ſeinen Reitern bemerkt hatte, über das traurige Schickſal, das die Angehörigen des Grubenmeiſters betroffen, Auskunft geben. Es war noch nicht dunkel geworden, als eine Schar Schützen unter Anführung des Paters Schorer in dem Orte einzog.

Sie durchſuchten das ganze Haus aufs peinlichſte, da ſie glaubten, der Beſitzer halte ſich darin verſteckt. Als aber ihre Bemühungen erfolglos blieben, gerieten ſie in Wut. Das Weib und die Kinder des Bergmanns wurden gebunden aus dem Hauſe geſchleppt, zwei der Unmenſchen trieben ſie mit Peitſchen vor ſich her. Nachdem die raubluſtigen Mordgeſellen alles, was ihnen wertvoll dünkte, aus dem Hauſe entfernt hatten — die Moſtfäſſer des Grubenmeiſters waren ihnen hiebei offenbar am wichtigſten — zündeten ſie unter großem Lärm und Hallo das Wohnhaus und die Scheunen an und begaben ſich in den Garten, um die wenigen Obſtbäume, die ihm die Redwitzſchen Reiter übrig gelaſſen, umzuhauen. Die umherſtehenden Bürger mußten hiebei Hand anlegen und das Holz der Bäume in die Flammen werfen, daß das gottgefällige Werk auch ganz vollführt werde. Als es auf dieſem Hofe nichts mehr zu verwüſten gab, wurden alle Bürger, welche die Redwitzſchen Reiter vor zwei Jahren mitgenommen hatten, wieder eingefangen und ihre Häuſer von den Mordgeſellen ausgeplündert. Unter großem Jubel und Lärm zogen die Büchſenſchützen endlich ab. Pater Schorer verhieß den erſchreckten Einwohnern die Ankunft des Biſchofs von Seckau, der ſein Bekehrungswerk hier fortzuſetzen gedenke. Eine große Anzahl von ihnen flüchtete ſich in die Gruben und Schächte der Umgegend. Ihr Vieh und ihre Habſeligkeiten verbargen ſie in einer wilden Waldſchlucht in der Nähe des Lavantſees.

Der Biſchof kam an. Doch bald genug bemerkte er,

daß ein Teil der Einwohner fehlte. Sofort machte man Jagd auf ſie. Mit Spürhunden und Fackeln wurde ein Schacht nach dem andern durchſucht, und die meiſten der armen Flüchtlinge ans Tageslicht hervorgezogen, wo ſie von den Soldaten aufs jämmerlichſte mißhandelt wurden.

Die vierzehn Tage Bedenkzeit, die man den Widerſpenſtigen in Wolfsberg gegeben hatte, waren um. Die Jeſuiten hatten durch Foltern und andere Quälereien die meiſten „bekehrt“. Nur vierzehn waren dem Evangelium treu geblieben. „Das Dulden und Leiden für himmliſche Freuden“ iſt eben nicht jedermanns Sache. — Manche nahmen den katholiſchen Glauben auch nur zum Scheine an, während ſie im Grunde ihres Herzens evangeliſch blieben. Die meiſten hatten ihren alten Glauben bald vergeſſen. Der große Haufe wußte ja zu allen Zeiten, wo es galt, ſich für oder wider das Reich Gottes zu entſcheiden, immer ſeinen eigenen Vorteil mit dem Religionswechſel trefflich in Einklang zu bringen. Die niederen Stände in Kärnten hatten von der Reformation eine Beſſerung ihrer materiellen Lage erhofft. Da ſich dieſe Hoffnung bei vielen nicht verwirklichte, war es den Jeſuiten ein Leichtes, ſie mit neuen Trugbildern zu ködern und ſo zur katholiſchen Kirche zurückzuführen.

Die wenigen Standhaften wurden übrigens, nachdem die Bedenkzeit vorüber war, nicht gleich entlaſſen. Bis anfangs Dezember wurden ſie in den Kerkern aufgehalten und kein Verſuch geſcheut, auch ſie noch zu einer Umkehr zu bewegen. Endlich, als die Jeſuiten ſahen, daß ihre

Bemühungen erfolglos blieben, gab man sie frei. Am Tage nach ihrer Befreiung mußten sie mit Zurücklassung des Zehnten aus dem Lande auswandern. Wie war es nun den Armen und durch die mannigfaltigsten Qualen geschwächten Dulbern möglich, in dieser kurzen Zeit ihre Güter zu verkaufen und sich zur langen Reise vorzubereiten! Mit klugem Vorbedacht hatten die Jesuiten diesen Befehl gegeben; denn so konnten sie unmöglich alles mitnehmen und mußten ihre Habe um einen Spottpreis verkaufen. Gewöhnlich brachten die Kirche oder die Klöster die Besitzungen der Auswanderer an sich. Den Wolfsbergern sollte es besser ergehen. Als sie ihre Güter zur festgesetzten Zeit versteigerten, trat auf einmal Herr Freibel in Begleitung des Generals von Lavantthal in den Rathaussaal, und die Jesuiten mußten zusehen, wie die vermaledeiten Ketzer mit den beiden Herren äußerst günstige Kaufverträge abschlossen.

Unter den Auswanderern befand sich auch die Ehegattin des Grubenmeisters. Das arme Weib war von den Jesuiten besonders hart behandelt worden. Ihre Kinder hatte man ihr, die zwei jüngsten ausgenommen, entrissen; sie waren in ein Kloster gesteckt worden, wo man sie mit Schlägen und Drohungen so lang überhäufte, bis sie sich zum Rosenkranzbeten bequemten. In ähnlicher Weise suchte man auch die übrigen Auswanderer zur katholischen Kirche zurückzubringen. Als die Knaben Kienbergers vernahmen, daß ihre Mutter aus dem Lande fortziehen müsse, entflohen sie in einem unbewachten Augen-

blick ihrer Haft und ſchloſſen ſich derſelben an. Der älteſte wurde von dem Ritter von Lavantthal ganz zu ſich auf ſein Schloß genommen. Der alte Herr hatte, ſeit er ihn aus den reißenden Wellen der Lavant gezogen, ein beſonderes Wohlgefallen an dem aufgeweckten Jungen. Auch der Knabe war dem General in kindlicher Anhänglichkeit und Verehrung zugethan. Er wurde von demſelben als Page angeſtellt und kam ſeinen Pflichten mit ſeltener Treue und Pünktlichkeit nach.

An einem Dezemberabend wurden die Gefangenen aus ihren Kerkern entlaſſen. Am anderen Tage ſollten ſie ihre Heimat verlaſſen! Kaum war es Morgen geworden, ſo weckten die Redwitzſchen Reiter die armen Auswanderer aus dem Schlaf und trieben ſie zur Eile an. Es blieb ihnen keine Zeit, ſich zur Reiſe gehörig zu rüſten. Die meiſten nahmen ihren Hausrat und ihre bewegliche Habe mit. Auf Wagen und Karren lag alles in buntem Gemiſch durcheinander. Die groben Ackergeräte, die Betten und Spiegel, das Weißzeug, die Tiſche und Kommoden, wie man's gerade in die Hand bekam, wurden aufgeladen. Dazu ſchleppten die durch die große Eile beſinnungslos gewordenen Leute manche unnötigen und ſchlechten Dinge mit ſich fort, die ihnen auf der weiten Reiſe nur beſchwerlich wurden. Alte Bretter und Fäſſer, Leitern und Stangen, nichts mochte man dahinten laſſen. Der Ritter von Redwitz gab den Befehl zum Aufbruch. Niemand war fertig. Doch kein weiterer Aufſchub wurde geſtattet. Ordnungslos ſetzte ſich der Zug in Bewegung. Schwer und gefährlich war

es in dieſer kalten Jahreszeit, die bergigen Wege der rauhen Gebirgsländer zu durchwandern. Erſchwert wurde die Reiſe beſonders noch durch die ungleiche Kraft der Pferde und Zugtiere, die vor die Wagen geſpannt waren. Der eine wünſchte langſamer zu fahren, der andere ſchneller, wieder andere ſchleppten ihre armſelige Habe in ſchweren Bündeln mit ſich fort und konnten dem Zuge kaum nachkommen. Auf die überladenen Wagen hatte man auch noch die Alten und Kranken gebettet, die bei dem Stoßen und Schwanken der Wagen auf dem holprigen Wege laut ächzten und ſtöhnten. Das Gebell der Hunde, das Brüllen des Zugviehs und das laute Weinen und Schreien der unmündigen Kinder erhöhte den Lärm und das Getöſe. Die Reiſe ging vor allem über Klagenfurt, wo den Auswanderern vom Landeshauptmann Päſſe ausgeſtellt werden ſollten. Den Bewohnern der Stadt war aufs ſtrengſte befohlen, den Emigranten keinerlei Speiſe und Trank zu reichen. Die meiſten herbergten in Scheunen und Ställen, da ſie kein anderes Nachtquartier finden konnten.

Die Ehegattin des Grubenmeiſters, die in Klagenfurt bis zum Tode erſchöpft ankam, fand im Hauſe des Oberſt von Lavantthal einen Zufluchtsort. Sie konnte ſich hier pflegen und auf die lange Reiſe ſtärken. Als ſie hörte, daß ihr Mann den Häſchern glücklich entronnen war, freute ſie ſich ſehr. Der Oberſt ließ ihr und ihren Kindern einen Paß ausſtellen, der ihre Reiſe nach Haslach in Oberöſterreich ermöglichte.

Den übrigen Emigranten ging es in Klagenfurt nicht

ſehr gut. Es hatten ſich mehrere Hundert dort zuſammengefunden. Aus der Stadt St. Veit waren es allein fünfzig. Um das ſtrenge Verbot des Landeshauptmanns bekümmerte ſich die Bürgerſchaft wenig, es fehlte den armen Reiſenden deshalb nicht an Speiſe und Trank. Aber die Jeſuiten begannen aufs neue ihr Bekehrungswerk und ließen es an ſchweren Drohungen nicht fehlen. Unter allerlei nichtigen Vorwänden wurde der und jener eine Zeit lang ins Gefängnis geworfen. Endlich waren die Päſſe ausgeſtellt und die Schwergeprüften konnten nun weiterziehen. Nach mannigfachen Mühſalen kamen ſie in Oberöſterreich an, wo ſie ſich häuslich niederlaſſen durften. Erzherzog Ferdinand war damals noch nicht Herr über die öſterreichiſchen Lande, und die Gegenreformation Kaiſer Rudolfs hatte bisher keinen rechten Erfolg gehabt.

Aber für immer war ihres Bleibens auch hier nicht. Nach neunundzwanzigjährigem Aufenthalt in dieſem Lande wurden ſie aufs neue vertrieben und zogen nun meiſt in die ſüddeutſchen Reichsſtädte.

Groß war die Freude des wackeren Grubenmeiſters, als er ſeine Frau und ſeine Kinder wiederfand. Dem tüchtigen Bergmann wurde es leicht, eine neue gute Stellung zu erlangen, wie überhaupt die Auswanderer überall gern aufgenommen wurden. Für Kärnten waren dieſe Maſſenauswanderungen, die ſich in den darauf folgenden Jahrzehnten noch viermal wiederholten, ein großer Verluſt; denn gerade die beſten und tüchtigſten Einwohner des Landes zogen allmählich fort. Die Gruben- und Schacht-

arbeit nahm einen erschreckenden Niedergang. Die katholischen Stände des Landes erklärten im Jahr 1635, „es sei durch die nächst fürgenommene Religionsreformation das Land um etliche hunderttausend Gulden an Vermögen geschwächt worden.“ Ferdinand sagte selbst in einem Briefe an seinen Freund, Herzog Maximilian von Bayern (7. April 1601): „Die Auswanderung ist mehr uns als den Abgezogenen nachteilig; denn sie waren fast die Vermöglichsten und nahmen viel Geld mit hinaus.“

6. Die Reformationskommission in Klagenfurt.

„Der Teufel bleibt Teufel, is' er
schwarz oder weiß.“

Kärntner Volksspruch.

„Guten Morgen, Herr Nachbar! Weiß er noch nicht, was die Herren und Ritter, die sich ja heut in aller Früh auf dem Rathaus versammelten, beschlossen haben? Sie werden doch nicht den Bischof von Seckau mit seinen Büchsenschützen und Jesuiten in unsre wohlbefestigte Stadt hineinlassen?“ So sagte der Gerbermeister Giglo, der auf dem Alten Platz in Klagenfurt in der Nähe des gräflich-götzischen Hauses wohnte, zu seinem Nachbar, dem Herrn Gewürzkrämer Godäus Schmelko.

„Schlimm, sehr schlimm steht es mit unsrer Stadt, mein lieber Giglo,“ erwiderte dieser. „Heute noch werden der Bischof und seine Pfaffen hier ihren Einzug halten. Der schlaue Priester hat nämlich den Rittern sagen lassen, im Fall nur der geringste Widerstand geleistet werde, würde

man ihre Landſitze zum Pfand nehmen. Das hat gewirkt. Eben ſind Bevollmächtigte nach St. Veit gezogen, wo ſich der Biſchof gegenwärtig aufhält, mit der Erklärung, daß man den evangeliſchen Gottesdienſt hier abſchaffen, die Prädikanten und Lehrer ausweiſen und die Bürger zur Ordnung und Ablegung der Waffen mahnen wolle."

„O, welch ſchmähliche Niederlage, welch ſchändlicher Verrat!" rief der Gerbermeiſter, indem er die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. „Nur von ihrem eigenen Vorteil laſſen ſich dieſe reichen Junker leiten, die Sache der Religion iſt ihnen gleichgültig. Sind doch die hohen Wälle der „jungfräulichen Feſte" mit herrlichen Geſchützen beſetzt, die dieſe dreihundert Büchſenſchützen mit einigen Salven wegfegen würden. Sechshundert Söldner ſtehen bereit zum Losſchlagen, ebenſoviele Ritter und Bürger ſtecken bis an die Zähne in Waffen; und ohne Schwertſtreich ſoll man ſich nun unter den Krummſtab beugen!?"

„Ihr bedenkt nicht, Herr Nachbar, daß unſer Landesfürſt es iſt, der die Reformationskommiſſion geſendet; ihm muß man gehorchen, auch wenn er verlangt, daß wir wieder papiſtiſch werden."

„Man ſoll Gott mehr gehorchen denn den Menſchen," rief entrüſtet der Gerbermeiſter; „und wenn mich der Erzherzog auch in der Folterkammer martern ließe, meinen Herrn und Heiland wollte ich doch nimmermehr verleugnen."

Die beiden Bürger hatten ſich unter dieſem Geſpräch immer mehr dem Rathaus genähert.

„Sehet dort den gewaltigen Ritter mit ſeinem mar-

tialiſchen Schnurrbart; das iſt der junge Herr von Lavantthal. Der iſt ſchon kaiſerlicher Oberſt; man ſagt, er habe heute mit den Ungnad, Freidel und Khevenhiller gegen die Einlaſſung des Biſchofs geſprochen. Das wird ihn wohl nicht ſehr empfehlen bei ſeinem kaiſerlichen Kriegsherrn."

„Recht ſo," rief Gerbermeiſter Giglo, „ein wackerer Herr, dieſer Lavantthal! dem ſein Glaube mehr wert iſt, als die Gnade ſeines Kaiſers. Er iſt mein Nachbar, und nie geht er an mir vorüber, ohne mir ein freundliches Wort gegönnt zu haben. Kein Ritter in der ganzen Stadt gefällt mir ſo gut, wie dieſer junge Held."

„Na, da möcht ich aber doch einen ausnehmen," verſetzte der Gewürzkrämer.

„Und wer wäre dieſer?" fragte Giglo in geſpannter Erwartung.

„Nun, das könnte Euch ja jedes Kind ſagen; der liebenswürdigſte, ſchönſte und edelſte Herr in Klagenfurt iſt ohne Zweifel Herr Walther von Staudach. Ich ſage Euch, in ganz Klagenfurt iſt keine Tochter Evas, die nicht in ihn vernarrt wäre."

„Halt, Nachbar Schmelko! Nimm dieſe Worte nur ruhig zurück; denn wahrlich, ich müßte mich zu Tod ſchämen, wenn meine beiden Töchter an dieſem hochmütigen, hochnaſigen Stutzer Gefallen finden würden. Ich muß es Euch nur geſtehen, Freund Schmelko, keine Seele in Klagenfurt ekelt mich ſo ſehr an, wie dieſer blondlockige Junker mit ſeinen ſchönen Redensarten, der allen Damen

unserer Stadt den Hof macht. Wißt Ihr, was mir da gestern der Schulmeister Jakob über ihn gesagt hat?"

„Was konnte der alte Mann doch gegen den herrlichen Junker vorbringen?" fragte Schmelko.

„An einem Baumast möge er hängen bleiben, dieser stolze Absalom; denn er ist immer hoch droben, sagte der Schulmeister. Ich wette was dran, er ist ein verkappter Jesuit und sucht die Herzen der edlen Frauen dem heiligen Evangelio zu stehlen und sie mit seinen trüglichen Fallstricken in die römische Kirche zurückzubringen."

„O, du heilige Einfalt!" rief da der Gewürzkrämer, und ein so gewaltiger Lachkrampf überfiel ihn, daß die vor dem Portal des Rathauses stehende Wache sich ernstlich besann, ob sie nicht gegen diesen Störer des wohllöblichen Rats vorgehen müsse. „Kein größerer Unterschied ist zwischen Himmel und Hölle, als zwischen dem blondlockigen Herrn Walther von Staudach und einem schwarzgekleideten, langröckigen, glattgeschorenen Pfaffen."

„Der Teufel bleibt Teufel, is er schwarz oder weiß," erwiderte der Gerbermeister Giglo und schritt nachdenklich seinem Hause zu.

Es war heute der 10. November ums Jahr 1600. Die Mittagsstunde war nahe. Da knarrten die Angeln des Rathausthores und der Herr Stadtrichter und hinter ihm der gesamte Stadtrat traten auf den Markt, wo sich die Bürger allmählich versammelt hatten. Die Spielleute gaben einen allgemeinen Tusch, und Stille war ringsumher. Der Stadtrichter schwenkte sein Richtschwert und begann also:

„Ehrsame Mitbürger! Nachdem es den Herren und Rittern, die über die Feste Klagenfurt befehligen, gefallen hat, den hochwürdigen Bischof Martin Brenner von Seckau mit seinen Büchsenschützen als Vollstrecker hoher erzherzoglicher Befehle freien Einzug in diese Stadt zu gewähren, ist es unser Wille, daß sich alle Bürger von der St. Veiter Pforte bis zum Stadthause wohl bewehrt in einer Doppelreihe aufstellen, um etwaigen Übergriffen der Schützenabteilung zu wehren. Auch sollen die Thore von Bewaffneten besetzt werden."

Mit großem Jubel wurden diese Worte des Stadtrichters von den Bürgern aufgenommen. Bald standen sie mit Schlachtschwertern, Musketen, langen Röhren mit aufgezogenen Hähnen in den vom Stadtrichter bezeichneten Straßen.

Die Reformationskommission ließ auch nicht lange auf sich warten. Mit fliegenden Fahnen zogen die Büchsenschützen und Priester in die Stadt ein. Die Bürger schlossen den Zug ab, besetzten die Thore und zogen hierauf mit klingendem Spiel auf die Wache, was ihnen übrigens von der Kommission untersagt wurde. Hiemit glaubte die Bürgerschaft genug zur Wahrung ihrer Interessen gethan zu haben, und sie ließ es ruhig geschehen, als einige katholische Adelige, an ihrer Spitze Walther von Staudach, zu Ehren der Kommission ein großes Bankett mit Ball veranstalteten, bei dem sich alle Adeligen und die angesehensten Bürger der Stadt beteiligten.

Auch Frau Maria nahm mit ihrem Gemahl an dem

Festgelage teil. Lange hatte sich dieser geweigert, das Bankett zu besuchen; doch der Überredungskunst seines Weibes vermochte er nicht auf die Länge zu widerstehen. Als das Mahl vorüber war, zog sich der Oberst mit einigen gleichgesinnten Freunden in ein Nebenkabinett zurück. Frau Maria hatte in großer Spannung diesem Abend entgegengesehen. Wie wird mein früherer Page mir heute entgegenkommen? Wird er, der hier überall den Ton angab, der Mann, nach dessen Gunst so viele strebten, der in höchst verschwenderischer Weise Bälle und Gesellschaften gab, die Tausende verschlangen, wird er mir freundlich begegnen und mich die Grobheit meines Schwiegervaters nicht entgelten lassen? Diese Fragen machten der eitlen Frau manch schwere Stunde. Und welche Überraschung! Wie der aufgehende Vollmond leuchtete das Gesicht des Herrn Walther, als sie ihm im Tanzsaale entgegentrat. Mit einer Flut von Schmeicheleien und Lobeserhebungen überhäufte er sie. Sie war die erste, die er zum Tanze führte. Aller Augen hefteten sich auf die beiden, und Frau Maria von Lavantthal war fortan die gefeiertste Dame des Kreises, die jedermann um ihre Vorzüge beneidete.

„Ja, ja, das ist bloß eine List dieser Jesuiten," sagte der alte Freidel zum jungen Lavantthal, als man vom Tanzsaale aus lautes Johlen und Schreien vernahm. „Dadurch, daß sie die alten schlechten Bräuche, besonders das unflätige „Pervo"-Tanzen durch ihre Handlanger wieder einführen, gewinnen sie beim Volke an Ansehen. Auch der schändliche Aberglaube, der in unserem Lande bei

ſolchen Gelegenheiten immer eine bedeutende Rolle ſpielt, wird von ihnen gefördert; da ſieht man ſo recht, daß ihre „alleinſeligmachende“ Kirche nicht von oben her iſt. In den Orten, in welchen das Evangelium nicht durchdrang, iſt am meiſten Liederlichkeit und Leichtſinn zu finden.“

„Und wenn ſie erſt ihre Feſte feiern,“ erwiderte der Oberſt, „an keinem Tag im Jahr wird von ihnen größeres Wohlleben und ſchändlichere Wüſtenei veranſtaltet, als an ihrem Fronleichnamsfeſte. Und zu dem allem giebt der Prieſter ſeinen Segen.“

„Ah, da haben wir ihn ja ſchon, den wackern Herrn Oberſt!“ rief in dieſem Augenblick der Biſchof von Seckau, indem er zu den Rittern trat. „Ich möchte gerne mit dem werten Herrn einige Worte wechſeln, würde er nicht die Güte haben, mich zu begleiten.“

„Ei, warum nicht?“ verſetzte der Oberſt und folgte dem Biſchof durch eine Seitenthüre.

„Da wir von Eurer Tüchtigkeit und hohem Ruhme, mit dem Ihr im kaiſerlichen Heere gedient, ſchon zu öfteren Malen gehört haben, iſt unſer durchlauchtigſter Erzherzog geneigt, Euch die Ehrenſtelle eines Stadthauptmanns in Klagenfurt anzubieten. Die eine Bedingung iſt, daß Ihr in den Schoß der alleinſeligmachenden Kirche zurückkehrt.“ Der Ritter machte eine ablehnende Bewegung; der Biſchof aber ſchien hierauf nicht zu achten. „Hier, gnädigſter Herr Ritter, nehmt dieſes wenige als Angeld. Es liegt uns ſehr viel daran, Euch für unſere Sache zu gewinnen.“ Der Prieſter ſchüttete auf ein Tiſchchen einen mit Gold=

ſtücken angefüllten Beutel aus. „Es ſind fünfhundert Gulden!“ (für jene Zeit eine ſehr bedeutende Summe) ſagte er, indem er die Dukaten in Rollen ordnete.

„Ich danke Euch für Eure Bemühungen, hochwürdiger Herr!“ rief da der Ritter mit großer Entſchiedenheit, indem er einige Schritte zurücktrat. „Meint Ihr, meine religiöſe Überzeugung ſei um Geld feil oder könne durch hohe Ehrenämter beſtimmt werden? Da habt Ihr Euch wirklich ſehr getäuſcht, Herr Biſchof.“

„Was? Ihr erfrecht Euch, die erzherzogliche Gnade auf dieſe Art abzuweiſen. Bedenket wohl, wie ſchwer ſein rächender Arm Euch dafür treffen wird!“

„Ich habe nichts gethan, was den Geſetzen dieſes Landes entgegen wäre, und fürchte mich deshalb auch nicht vor der Rache meines Erzherzogs, noch vor den heimtückiſchen Schwarzmänteln, die Ihr bei Eurem Reformationswerk als Spürhunde verwendet.“

„Ha! welch freches Wort! Das ſollt Ihr büßen müſſen, am Galgen ſollt Ihr es bereuen!“ rief der Biſchof außer ſich vor Zorn.

„Erinnert Euch daran, daß ich den Rock des Kaiſers trage,“ erwiderte der Oberſt in ruhigem Tone und verließ das Kabinett des Biſchofs.

Am andern Tage machte Walther von Staudach dem Ritter von Lavantthal ſeine Aufwartung, wurde aber von demſelben ſehr kühl aufgenommen. Um ſo mehr lag ſeiner Gemahlin daran, daß Herr Walther oft ihr Gaſt war. Nicht als ob ſie etwa eine beſondere Zuneigung an den

Junker gefeſſelt hätte, es war ihr bloß um die Ehre zu thun, mit einem ſolch vielbewunderten Mann Umgang zu haben. Ihr Vertrauen ſchenkte ſie dem leichtſinnigen Junker weit nicht mehr in dem Maße wie früher. Es verging ſelten ein Tag, an dem der Junker ſeine frühere Herrin nicht beſucht hätte. Einmal, als die Herrſchaft nicht zu hauſe war, ließ er ſich von dem Diener, den er gleich in den erſten Tagen in ſeinen Sold genommen hatte, in das Arbeitszimmer des Hausherrn führen und verweilte längere Zeit in demſelben. Am andern Tage bemerkte der Oberſt, daß ihm verſchiedene Briefe fehlten, die er von ſeinem Vater im vergangenen Monat erhalten hatte. Es war ihm rein unbegreiflich, wie ſie fortgekommen ſein ſollten. Schließlich tröſtete er ſich mit dem Gedanken, daß er ſie verlegt haben werde. Wem konnte auch etwas an dieſen Notizen liegen? betrafen ſie doch nur ſeine Familienangelegenheiten!

Der Biſchof Brenner und ſeine Kommiſſion ließ, nachdem ſie bei einigen andern Rittern ähnliche Bekehrungsverſuche gemacht wie bei dem Herrn von Lavantthal, die Adeligen ganz ihre eigenen Wege gehen und beſchränkte ſich vorläufig darauf, unter den Bürgern der Stadt ihre reformatoriſche Thätigkeit zu entfalten. Mit Gewaltmitteln konnte man noch nicht vorgehen, da die ganze Stadt evangeliſch war; um ſo mehr bemühten ſich die Jeſuiten, die Leute durch alle möglichen anderen Künſte zum Katholizismus zu bekehren. Vor allem wurde die neue lutheriſche Dreifaltigkeitskirche geſperrt und ihre Schlüſſel dem

Landesfürſten zur Dispoſition geſtellt. Vierundzwanzig Prediger mußten bei Todesſtrafe innerhalb dreier Tage das Land verlaſſen. Am erſten, zweiten und dreizehnten November wurden von dem Biſchof Predigten gehalten, die Maſſenbekehrungen zur Folge haben ſollten. Den Jeſuitenpater Gallus Schorer ernannte der Biſchof zum Prediger an der Pfarrkirche. Dieſer wendete ſich vor allem an das gemeine Volk; beſonders der Marienkult wurde durch ihn und ſeine Ordensgenoſſen wieder eingeführt. Es fanden beſondere Gottesdienſte zu Ehren der Maria ſtatt und viele Predigten wurden zu ihrem Lobe gehalten. Da hieß es dann:

„Wohl iſt Jeſus Chriſtus der eine Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen; aber Maria iſt die wirkſamſte Mittlerin zwiſchen uns und dem göttlichen Jeſus.“ „Alle Gnaden, welche den Menſchen mitgeteilt werden, gehen ihnen durch einen dreifachen Kanal zu: Gott legt ſie ins Herz Chriſti nieder, Chriſtus ins Herz der Maria, Maria teilt ſie unter ihre Kinder aus.“ „Sie iſt die helle Sonne, die eine Wolke nie verdunkelt; ihr Herz das wonnige Paradies, das von einer Giftpflanze nie berührt, von Wohlgeruch duftet.“ „Von Ewigkeit her auserwählt, der Schlange das Haupt zu zertreten, darf ſie ſelbſt durch deren Giftzahn nicht berührt werden.“ „Maria iſt die Kellnerin der heiligen Dreifaltigkeit; denn ſie bringt jedem von dem Weine des heiligen Geiſtes.“ „Wie Gott der Herr durch ſeine Macht alles hergeſtellt hat, ſo thut es Maria durch ihre Verdienſte.“

Besonderen Anklang fand in Klagenfurt auch die Verehrung von Reliquien. Der Preis dieser „angebeteten Fetische" stieg ins Fabelhafte. Ganze Schlösser und Landschaften waren den armen Betrogenen oft nicht zu teuer für eine Reliquie der Maria oder eines anderen gefeierten Heiligen. Sie führten unter anderem besondere Gottesdienste zu den Haaren der Maria ein. Dem Volk wurde hiebei folgendes Lied mundgerecht gemacht:

„Gott, der alle Härlein zählet,
Hat ihm diese auserwählet;
Mir seynd diese wenig Härlein
Werter drum als alle Perlein.

Absaloms goldgelbe Locken
Schätz ich mehr nicht als die Flocken;
Er selbst gilt bei mir sehr wenig,
Ist ja nur ein Eichelkönig.

Doch, Maria, deine Locken
Mich zu deiner Lieb anlocken,
Schönste Jungfrau, deine Strehnen
Pfleg' ich allzeit anzuflehnen.

Wie im Hohenlied zu lesen,
Seynd der Brauthaar Pfeil gewesen;
Ich befiehl mich deinen Haaren,
Die dem G'spons so ang'nehm waren.

Steh uns bei in all Gefahren,
Deck uns zu mit deinen Haaren,
Führe uns an deinen Locken
In die Stadt, wo all frohlocken."

(Von einem Jesuitenpater.)

Die Reformationskommission hatte übrigens in Klagenfurt sehr wenig Erfolg. Die evangelischen Lutherlieder

waren eben doch unendlich viel gehaltvoller als die eben angeführten unſinnigen Reimereien. Das mußte ſelbſt der Beſchränkteſte einſehen. Als daher nach dem Gottesdienſte die Bürger jedesmal vor's Rathaus geführt wurden, um daſelbſt ihren Glauben abzuſchwören, weigerten ſich die meiſten. Ganz beſonders eiferte der Gerbermeiſter Giglo gegen die Papiſten. Er wurde hiefür einige Monate in den Turm geworfen. Sein Nachbar, der Gewürzkrämer Godäus Schmelko, war einer unter den erſten, die ſich von dem evangeliſchen Glauben losſagten. Er hätte ja ſonſt ſeinen beſten Kunden, Walther von Staudach, verloren. Vor der verſammelten Gemeinde mußte er in der Pfarrkirche feierlich widerrufen, all ſeine Ketzerei bekennen und ihr auf ewig entſagen. Auch ſonſt war dies ein bei den Jeſuiten ſehr beliebtes Mittel, um Eindruck auf das Volk zu machen. Wenn ſie keine Übergetretenen hatten, welche die Herrlichkeit der alleinſeligmachenden Kirche öffentlich bekennen wollten, auch niemand von den Proteſtanten durch Gold hiezu zu bewegen vermochten, mußten fremde Katholiken ſich wie Übergetretene ſtellen und ſich in den katholiſchen Gottesdienſten zu dieſem Zwecke verwenden laſſen.

7. Der Meuchelmord.

„Wenn der Zweck erlaubt iſt,
So ſind auch die Mittel erlaubt."
Buſenbaum, Jeſuitenpater.

„Und ich ſag' es noch einmal, Bruder Staudach, ſterben ſoll der gottverdammte Ketzer, und zwar nicht durch den

Scharfrichter, das würde doch bei einem so angesehenen Manne zu viel Aufsehen machen, heimlich wollen wir das Werk ausführen. — Du sagtest mir einst, du habest einen Stallknecht des Lavenstein in Sold genommen, bevor er dich aus seiner Burg jagte. Der muß die That vollführen."

So sagte der Prediger der Pfarrkirche zu Klagenfurt, Gallus Schorer, zu seinem Ordensbruder, Walther von Staudach.

Es war ein heißer Junitag des Jahres 1603, die beiden saßen in einer einsamen Zelle der bischöflichen Residenz beisammen und pflogen geheimen Rat.

„Warum sollten wir ihn aber nicht vor die neue Reformationskommission stellen? Ist doch die Gelegenheit hiezu so günstig," entgegnete Walther von Staudach. „Der junge Oberst steht bei Kanizsa und wird demnächst ins ferne Ungarland gegen die Türken gesendet werden. So bleibt uns hier freie Hand gegen den alten General vorzugehen. Bin ich doch im Besitz des betreffenden Schriftstücks. In seiner Wohnung in Klagenfurt habe ich den Brief des Obristen aus seiner Schatulle genommen. Der General hat Thomas Kienberger über die Grenze geholfen. Darauf hat der Landeshauptmann die Todesstrafe gesetzt. Wir verlangen die Verhaftung des Ritters, er wird zum Tode verurteilt und aus Gnade und Barmherzigkeit in irgend einen alten Turm geworfen und mit Wasser und Brot gefüttert. Ist diese Rache nicht süß?" Der Junker rieb sich bei diesen Worten vergnüglich die Hände.

„Ich ſage dir noch einmal: er muß ſterben und zwar durch die Hand ſeines Stallknechts," erwiderte Schorer in ſehr entſchiedenem Ton. — „Warum ſich die ganze Ritterſchaft des Landes auf den Hals laden? Wenn die That mißglückt, können wir ja immer noch deinen Plan ausführen."

„Werden aber auch unſere Oberen dieſes Verfahren billigen? Iſt dieſer Fall in unſeren Ordensregeln vorgeſehen? Wird man uns nicht als Mörder verfolgen?" Der zarte Junker wurde bei dieſen Worten leichenblaß und ſank verzagt in einen Lehnſeſſel.

„Was, ſo wenig kennſt du unſere Ordensregeln? Stimmen doch die meiſten hervorragenden Männer der Geſellſchaft Jeſu darin überein, daß der Meuchelmord unter Umſtänden nicht nur erlaubt, ſondern ſogar geboten iſt." Der Prediger trat an einen Bücherkaſten und entnahm demſelben ein Buch. „Hier iſt das kaum vor ſechs Jahren in Spanien herausgegebene Werk „De rege et regis institutione" (Vom König und der Einſetzung des Königs), das ja von dem vortrefflichen Mariana, einem der frömmſten und weiſeſten Männer unſeres Ordens, verfaßt wurde. Höre, was er über dieſen Fall ſagt: „Wer den chriſtlichen Völkern die Verpflichtung auferlegt, immer denjenigen zu gehorchen, welche ſie einmal an ihre Spitze geſtellt haben, der iſt ein Feind und Verräter aller katholiſchen Völker und muß wie ein Abtrünniger angeklagt und zur Hölle verdammt werden. Wenn ein König die heilige Religion mit Füßen tritt, dann muß man ihn für einen Feind des Vaterlands erklären, der mit dem

Schwerte zu töten ist. Das Recht hiezu hat auch jeder Privatmann, der sein Leben für das Heil des Staates wagen will. — Es ist den Geistlichen und Mönchen sowohl als auch den Laien erlaubt, gegen jeden Angreifer der Religion, selbst gegen den Vater oder den Fürsten, durch Ermordung desselben sich zu verteidigen." So urteilt auch Lessius. „Jeder Fürst, der sich der Verkündigung des wahren Glaubens widersetzt, ist ein Tyrann, und die Kirche kann ihn auf jede Weise nötigen, von seinem Vorhaben abzustehen," sagt der berühmte Kardinal Johann von Lug. Und ich könnte dir noch manche Stellen aus unseren Schriftstellern anführen, die den Meuchelmord halsstarrigen Ketzern gegenüber empfehlen. Also nur frisch drauf los! Dein Siegespreis wird kein geringerer sein, als die Burg Lavenstein mit ihren ausgedehnten Besitzungen." Das Antlitz des Junkers leuchtete auf, als er das vernahm. „Aber der junge Oberst?" fragte er plötzlich wieder verzagt seinen geistlichen Vater. „Er wird des Landes verwiesen," antwortete dieser in nachlässigem Tone. „Hat er doch auch zur Flucht Kienbergers beigetragen; die gelindeste Strafe für ihn ist Konfiszierung seiner Güter und Verbannung."

Der Höfling umarmte den Pater, als er dies hörte. „So soll uns also mein Brief doch noch nützlich werden und mir zu den herrlichen Besitzungen der Lavensteiner verhelfen. Ewiglich will ich Gott dafür danken, daß ich ein Glied der heiligen Gesellschaft Jesu geworden bin; ohne Euch wäre ich mein Leben lang ein armer, erbärm-

licher Hofjunker geblieben; aber Ihr werdet mich reich, vornehm und glücklich machen! Wird mir aber auch der verſprochene Lohn gewiß werden? Wer weiß, ob ich nicht am Ende doch noch als Mörder verfolgt werde?"

„Nie und nimmer wird man eine ſolche Niederträchtigkeit an dir begehen!" antwortete Schorer, „ſchreibt doch Laymann, einer der frömmſten Männer unſeres Ordens: „Einem gedungenen Mörder muß man unter allen Umſtänden den verabredeten Lohn auszahlen, wenn er ſein Werk zu unſerem Vorteil ausgeführt hat." Und höre nun auch noch, mit welch herrlichen Worten der unübertreffliche Mariana den Königs- oder Ketzermord preiſt: „Entrinnen Königsmörder," ſagt er, „ſo werden ſie ihr ganzes Leben hindurch als gewaltige Herren gefeiert; fällt's anders aus, ſo fallen ſie als ein den Himmliſchen wie den Menſchen gleich gefälliges Opfer, durch ihr edles Wagnis im Gedächtnis aller Nachwelt leuchtend."

* * *

„Die Sunna geht uma
Und 's Laab fallt vom Baam
Und hiaz ziagn die luſt'gen
Sennderleut' ham."

So ſangen die Senner und Sennerinnen, als ſie von der Koralpe mit ihren Herden herab ins tiefe Lavantthal zogen. Der 8. September, an dem in dieſer Gegend der Abtrieb von der Alm jedes Jahr erfolgte, war auch für die „Sennderleut'", deren Vieh zum Lavenſteinſchen

Gut gehörte, wie überall im Lande, ein großes Freudenfest. Das Hornvieh bekränzten die Sennerinnen mit allerlei herrlichen Almblumen. Die „Schwoaghütten“ wurden geschlossen, und dann ging's unter Jubeln und Singen, Pfeifen und Schalmeiblasen hinunter ins Thal, der lieben Heimat zu. Die Leitkuh, die mit einer großen Glocke behängt war, eröffnete den Zug. Am Schluß desselben ging die Sennbin mit dem „Almgratlan“ (Almwägelein). Auf dem Platze, wo die Lavensteiner Besitzungen anfingen, hatte sich der alte Ritter mit all seinen Dienern aufgestellt. Aber nicht mit Harnisch und Wehre waren die Herren heute angethan: alle, der General nicht ausgenommen, prangten in der Originaltracht des Landes. Der runde, kleine, mit Hahnenfedern geschmückte Filzhut, das buntseidene Halstüchel, die grellfarbene Weste mit ihren silbernen Kugelköpfchen, die dunkelblaue oder dunkelgrüne Tuchjoppe, die geißledernen gelben Kniehosen, die zierlich mit Seide ausgesteckt waren, und endlich die hoch über die Kniee reichenden Stiefel durften heute bei keinem fehlen.

Als man den Almzug herankommen sah, brachen alle in großen Jubel aus. Der Ritter trat einige Schritte vor, schwenkte dreimal sein Hütchen und rief dann den Heimkehrenden einen lauten Willkommruf entgegen. Der Sennhalter, ein prächtiger, schlankgewachsener Bursche, erwiderte seinen Gruß. Nachdem sie noch allerlei altherkömmliche Reden gewechselt, trat endlich der Burgherr an den Zug heran und nahm die Leitkuh von dem Almhalter in Empfang. Er führte sie hierauf den Burgweg hinan

bis in den Stall. Das war ſo ein uralter Brauch im Kärntner Lande, auch der vornehmſte Gutsbeſitzer ſchämte ſich nicht daran. Auf der Burg angekommen wurden die Hirtenleute in den großen Ritterſaal geführt und ihnen vor allem ein Schmalzmuß mit Krapfen vorgeſetzt. Die Sennen hingegen bewirteten ihre Herrſchaft mit Milch, Butter und Käſe. Jeder der Hirten und Knechte freute ſich über die leutſelige und freundliche Art, mit der die hohe Herrſchaft unter ihnen verkehrte; laut hörte man die Heimkehrenden die Güte und Freundlichkeit des vornehmen Hauswirts preiſen.

„Und wenn mir der Junker auch 1000 Goldgulden geben würde, nimmermehr ſollte er mich dazu bewegen, dem General ein Leid anzuthun.“ So ſagte der hochwüchſige, muskulöſe Sennhalter, der eben den Heimweg antreten wollte, zu dem Reitknecht des Ritters von Lavantthal, als ihn letzterer zu ſich in den Pferdeſtall hereinnötigte. Herr Walther hat wirklich in Czerwenka Stjepanowitſch den rechten Mann auserkoren zu ſeinem abſcheulichen Plane. Der Reitknecht war ein Menſch von herkuliſchem Bau und ſchielenden Augen; ſeine niedere, flache Stirne machte den Eindruck des tieriſch Wilden. Sein Ausſehen wurde noch widriger durch ſeinen wüſten Bart und ſein wie eine Mähne ſtraffes Haar. Aus der Stärke ſeiner Arme und Beine konnte man erraten, daß dieſer Rieſe es furchtlos mit jedem aufzunehmen vermochte. Der Ritter von Lavantthal hatte dieſen Unmenſchen einſt im fernen Ungarlande zum Gefangenen gemacht;

als demſelben ein kaiſerlicher Reiter eben einen todbringenden Säbelhieb verſetzen wollte, hielt ihn der General davon ab und rettete ihm ſo das Leben. Von da an diente der Rieſe dem Ritter als Reitknecht, er war auch ſehr anhänglich an ſeinen Herrn und folgte demſelben aufs Wort. Nicht wenig Zeit und Mühe hatte es deshalb Herrn Walther von Staudach gekoſtet, bis er den Stallknecht für ſeinen Plan gewonnen hatte. Das rote Gold übte aber eine zu beſtrickende Macht auf den wilden Magyaren aus, als daß er der Verſuchung auf die Länge hätte widerſtehen können. Er hatte dem Junker ſchon vor Monaten verſprochen, ſeinen Herrn bei der erſten günſtigen Gelegenheit um 40 Dukaten meuchlings zu ermorden; aber immer, wenn ſich eine ſolche Gelegenheit bot, ſchreckte er vor der grauenvollen That zurück.

„Wenn du ihm dieſen Winter beim „Hazen“ nur einen einzigen Stoß giebſt, ſo erhältſt du dieſen Beutel voll Dukaten,“ ſagte der Reitknecht zu dem widerſtrebenden Sennen. Dieſer machte eine abwehrende Bewegung mit dem Arm und wollte aus dem Stall entweichen. „Höre, Burſche,“ rief da der grauenhafte Menſch mit ſchrecklicher Stimme, „wenn du mir nicht auf der Stelle verſprichſt, daß du mich zum „Hazen“ laden willſt, ſo biſt du des Todes.“ Der Reitknecht zog bei dieſen Worten ein langes dolchartiges Meſſer hervor und hielt es dem erbleichenden Sennhalter auf die Bruſt. Der Arme verſprach nun ohne weiteres Widerſtreben, den Reitknecht zum „Hazen“ zu laden. „Sollteſt du mich verraten, ſo iſt dir der Tod

gewiß, und wenn ich vor dir umkommen ſollte, ſo wird dich die Rache Herrn Walthers von Staudach und aller Mitglieder der „Geſellſchaft Jeſu“ treffen, und du weißt wohl, dieſe Männer kennen keine Schonung.“ — „Alles will ich thun, was Ihr mir ſaget, nur befehlet mir nicht, an meinen Herrn die Hand zu legen,“ ſtotterte der geängſtete Senne. „Wenn du mich zum „Hazen“ lädſt, ſo will ich es ſchon ſelbſt beſorgen, feige Memme,“ rief der ergrimmte Wüterich und ſtieß den armen Hirten zum Stalle hinaus.

* * *

Der Winter des Jahres 1603 auf 1604 war für das Kärntnerland ein beſonders ſtrenger. „Noch am Samstag vor dem Palmſonntag,“ ſo berichtet uns eine alte Chronik, „begann ein ſo lange andauernder Schneefall, daß die Vögel haufenweiſe verhungerten und ihre Brut verdarb.“ In dieſer kalten Zeit vernahm man auf dem Lavenſtein wenig von Waffengeklirr und Kriegslärm. Um ſo öfter hörte man das Jagdhorn erſchallen und die Meute kläffen. Wie im Sturmwind fuhr die wilde Jagd durch den Wald mit Roſſesſtampfen und lautem Hallo. Zwiſchen den uralten Föhren und Zirbeln dahin eilte in buntem Gemiſch der ſtattliche Jagdzug des Ritters von Lavantthal. In dem von Hirſchfell zuſammengenähten Jagdrocke, mit wallenden Schildhahnfedern auf dem kleinen Filzhute, umkreiſt von lechzenden Hunden und gefolgt von der Schar der Treiber, ritt der ſtattliche Herr unaufhaltſam weiter, den prächtigen Sechzehnender verfolgend. Im Kärntner-

land fehlte es in damaliger Zeit nicht an Edelwild. Den majestätischen Hirsch, „den König der Wälder," fand man dort in großen Rudeln, auch Meister Petz und Freund Isegrimm waren in jenen rauhen Gebirgswäldern keine Seltenheit. So war es denn damals die Gewohnheit aller Ritter und Herren, in der kalten Winterszeit der edlen Jagd zu pflegen. Und wenn der alte General am Abend mit seiner reichen Jagdbeute nach Hause kam, dann setzten sich Ritter und Knechte in den geräumigen Rittersaal. Es wurde aber in den langen Winterabenden nicht nur geschmaust und gezecht; die Bibel und Luthers Predigten, die nun seit fünfzig Jahren im Besitze der Familie waren, vergaß man auch nicht. Zahlreiche Bergknappen, die jetzt keinen Gottesdienst mehr besuchen konnten, kamen herauf in die Burg, und man erbaute und tröstete sich in dieser schweren Zeit an den Worten der Heiligen Schrift und anderen guten Büchern.

Die Frauen und Mägde der Burg beschäftigten sich in der langen Winterzeit mit dem „Haar" (Flachs). Die alte Bauernregel: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die schönste Bauerntracht," galt damals auch noch dem Ritterstande. Wenn einmal dichter Nebel die Bergkuppen verhüllte und fröstelnd kalte Luft durchs Thal strich, da dachte jedermann ans „Brecheln" (Brechen des Flachses). Die staubige Arbeit wurde von den „Brechlerinnen" in der Badestube besorgt. Niemand von den Mannsleuten durfte dieses Gemach betreten, das war strenge Satzung bei dieser Arbeit. Wagte es aber doch ein naseweises

Bürſchlein, ſo wurde er von oben bis unten mit dem beim Brechen abfallenden Staub überſchüttet. Nach gethaner Arbeit vereinigten ſich alle Brechlerinnen zum Brechlermahl, wobei der Hirſebrei und die Krapfen wieder eine große Rolle ſpielten.

„Morgen wird der Ritter von Lavantthal ins „Hazen“ ausziehen,“ ſo hieß es an einem kalten Dezembertage in den die Burg umgebenden Dörfern und Weilern. Die ſtärkſten Sennen der Umgegend wurden dazu geladen. Was verſteht man denn aber unter dem „Hazen“? — — Wenn im Winter die jähen Bergſchründe, die ſchroffen Gipfel und zackigen Spitzen der Kalkalpe mit Schnee bedeckt ſind und dem Älpler die Futtervorräte zu Ende gehen, dann zieht er hinauf auf die eisbedeckten Triften, um von den auf der Alm gelegenen „Heutriſten“ (Heuſchuppen) neuen Vorrat zu holen. Das iſt der „Hazen“. Im Hochſommer werden nämlich die hohen Bergwieſen oft mit Lebensgefahr von den Sennen gemäht, das Gras wird getrocknet und hierauf in die ſchon erwähnten Heutriſten gebracht.

Es war eine ſtattliche Anzahl von Männern, die ſich gegen Abend zu der mühevollen und gefährlichen Arbeit im Burghofe zu Lavenſtein zuſammenfanden. Jeder war in einen groben Pelzmantel gehüllt. Die hoch über die Kniee reichenden Stiefel waren mit ſcharfen Fußeiſen beſetzt. In der Rechten hielten die Männer einen kurzen, mit Eiſen beſchlagenen Stab, den ſogenannten „Stakelſtock“, andere waren mit Schneereifen ausgerüſtet. Ein ſchriller, aber weithin vernehmbarer Pfiff des in den Hof

tretenden Generals, der sich hiezu einer langen, flötenartigen Pfeife bediente, gab das Zeichen zum Aufbruch. Es war eine wunderschöne Winternacht; der Mond war über der Landschaft aufgegangen und verbreitete über die weißen Schneefelder ein magisches Zwielicht. Die mit Schnee bedeckten Obstbäume glitzerten und funkelten wie Rubinen und Diamanten, und durch den düstern Föhrenwald fuhr der eisigkalte Tauernwind.

Die Hazer hofften, mit dem Anbruch der Morgendämmerung die Alm zu erreichen. Gefahrvoll und mühselig war es, in dieser Jahreszeit hinanzuklimmen an den steilen Felswänden, die mit glattem Eise bedeckt waren. Der schmale Pfad mußte oft zuerst von dem vorausgehenden Sennhalter gangbar gemacht werden. Endlich nach langem, schwierigem Marsche kamen sie auf den mit Schnee bedeckten Hochwiesen an. Schon glänzte der Himmel rötlich und die Morgendämmerung brach herein. Die Männer bildeten einen Halbkreis um den Ritter, und dieser sprach mit lauter Stimme ein inniges Dankgebet, daß Gott sie alle wohlbehalten bis hieher geleitet hatte. Er las hierauf den 91. Psalm und zum Schluß sangen sie alle das gewaltige Media vita in morte sumus in der Übersetzung Luthers (Mitten wir im Leben sind ꝛc.).

Feierlich und majestätisch klang es von Gletscher zu Gletscher bis hinab ins tiefe Thal, und ein vielstimmiges Echo erhöhte die Gewalt des Gesanges. Jeder hatte durch diese schöne Andacht neuen Mut zu der gefährlichen Arbeit bekommen. Nachdem die Männer sich mit Speise und

Trank geſtärkt hatten, banden ſie das Heu in kleine Bündel zuſammen („Heufüderchen"). Bei der Faſſung desſelben entſpann ſich ein edler Wettſtreit. Jeder wollte der erſte auf dem Rückweg ſein; denn ein gewaltiger Krapfen („Spitzkrapfen") erwartete ihn. Allen voran ſenkte der Sennhalter ſein Heu in die Tiefe. Die Heufüderchen glitten auf den blendend-weißen, glatten Schneewänden ganz allmählich herab. Sie waren von der Ferne wie kleine, ſchwarze Punkte anzuſehen. — Eile that not; denn brach einmal der Abend herein und verhüllte dichter Nebel Berg und Thal, dann konnte man bloß noch unter äußerſter Lebensgefahr die Heimat erreichen.

„Warum aber Czerwenka heut mit ins „Hazen" gegangen? das begreife ein anderer," ſagte ein abſteigender Senne zu ſeinem Nebenmann. „Noch nicht ein Böckchen Heu hat dieſer Faulpelz heute angerührt, ſchon ſtundenlang ſtiert er hinaus in die blaue Luft."

„Nun, dem wird's von den Spitzkrapfen träumen, die jetzt in der Schmalzkachel der Burgfrau ſchwimmen," meinte ein anderer. „Ei, wo denkt ihr hin?" rief da plötzlich eine helle, muntere Stimme, „Czerwenka will nicht immer im Stalle ſchwitzen und den Pferden das Futter geben. Er will auch einmal hinauf auf die hohen Schneeberge und der friſchen Luft genießen. Im Ungarland giebt es keine Schneeberge, da wächſt auch nicht Wein noch Moſt, da giebt es nur Gras und Waſſer."

Der Reitknecht warf dem blonden Jüngling mit den tiefblauen Augen, der ſeine Sprache ſo trefflich nachzu-

ahmen verstand, einen unbeschreiblich grimmigen Blick zu. „In die Tiefe sollst du hinabfahren, vermaledeiter Hofjunge," murmelte er in verbissenem Tone. Thomas Kienberger, denn kein anderer hatte sich über den Reitknecht lustig gemacht, war erstaunt über den Zorn Czerwenkas. Er hatte als Page des Generals viel Umgang mit dem Riesen. Derselbe war früher immer sehr freundlich gegen ihn gewesen, und er hatte sich oft einen Scherz gegen ihn erlaubt.

Mit Verwunderung beobachtete der Jüngling schon seit einigen Monaten, wie der Reitknecht gegen den Burgherrn äußerst zurückhaltend und mürrisch war. Und oft schaute er mit seinen schielenden, grauen Augen wie ein Tiger umher. Eine dunkle Ahnung stieg in dem Pagen auf. Wollte Czerwenka dem General ein Leid anthun? „Laß Czerwenka heute nicht aus den Augen, es ist ein Teufel in ihn gefahren," so hatte auch der Sennhalter vor seinem Abstieg mit gar ängstlicher Miene zu ihm gesprochen. Thomas Kienberger nahm deshalb nicht an dem Wettkampf beim Abstiege teil. Wohl hätte es ihn gefreut, wenn er als der erste im Burghofe angekommen und von den „Gitschen" (Bauerndirnen) als Sieger begrüßt worden wäre. Aber heute wollte er keinen Augenblick von seinem Herrn weichen.

Der letzte Senne hatte die Alm verlassen. Der General gab einen schrillen Ton mit seiner Pfeife und wiederholte denselben zweimal. Als keine Antwort von der Heutriste erfolgte, nahm er an, daß niemand mehr oben sei und

ſchickte ſich zum Abſtieg an. Er mußte an einer tiefen, gähnenden Schlucht vorüber. „Halt oder du biſt verloren!“ rief da plötzlich eine ihm bekannte Stimme. Er kehrte ſich um. Czerwenka rannte mit geſenktem „Stakelſtocke“ mit Blitzesſchnelle auf ihn ein. Ein Ausweichen war unmöglich; der furchtbare Menſch mußte ihn im nächſten Augenblicke in die gähnende Tiefe ſtoßen.

„Entſetzlicher, laß ab von mir und denke daran, daß ich dir einſt dein Leben gerettet,“ rief der erſchreckte Ritter, ohne jedoch auf den Wütenden einen Eindruck zu machen. Da trat plötzlich der Page, Thomas Kienberger, zwiſchen ihn und den heranſtürmenden Reitknecht. „Gehet einige Schritte ſeitwärts, ſonſt ſind wir beide verloren,“ rief der mutige Jüngling ſeinem Herrn noch zu. Gewandt und behende wich er dann dem Anprall des Unſinnigen aus und warf ſich ihm hierauf in den Nacken. Czerwenka ſchüttelte ihn jedoch von ſich ab und wandte ſich wieder dem Ritter zu. Mit erneuter Kraft umſchlang jedoch der kühne Page den wütenden Rieſen, der noch einige Schritte vorwärts rannte, um ſeinen Gegner in die Tiefe zu ſtoßen, doch es gelang ihm nicht. Der hochherzige Jüngling umklammerte ihn um ſo feſter. Noch einmal verſuchte er es, den Pagen in den Abgrund hinabzuſtürzen. Er faßte ihn mit ſeinen Rieſenarmen unter der Schulter und hielt ihn hoch in die Höhe; er trat noch einen Schritt vor, da wankte die glatte Eisdecke unter ihm, er glitt aus — ein entſetzlicher, markerſchütternder Schrei — und beide ſtürzten hinunter in die grauſige Tiefe.

Die letzten unter den herabsteigenden Sennen hatten den Schrei und das Getöse der Herabstürzenden vernommen; ein schweres Unglück ahnend, kehrten sie auf die Alm zurück. Tief erschüttert stand der General vor dem gähnenden Abgrunde und schaute unverwandt hinab. Die beiden Sennen mußten ihre Frage wiederholen, bis er ihnen Red und Antwort geben konnte.

Der hochherzige Jüngling, der seinem Lebensretter nun seine edle That heimgegeben hatte, war hoffnungslos verloren. Die Sennen mußten sich beeilen, daß sie den Thalgrund noch bei Tag erreichten; die Nacht brach herein und jeder Aufschub machte die Heimkehr gefahrvoller und schwieriger. Dem sonst so viel begehrten „Hazermahl", das aus Knödeln und Kraut, „Spitzkrapfen" und Strauben besteht, wurde an diesem Abend nicht sehr zugesprochen. Traurig und betrübt schaute jeder vor sich hin. „Was mag den Czerwenka zu dieser grauenvollen That bewogen haben? War er doch früher immer so anhänglich an seinen Herrn." So fragten sich heute alle im Rittersaal Versammelten, zu denen sich auch Herr Freidel von Payerhofen gesellt hatte. Sie sollten nicht lange im Unklaren bleiben. Am andern Morgen thaten sich die kühnsten und stärksten von den Sennen und Gemsjägern der Umgegend zusammen, um die Leichname der beiden Unglücklichen aus dem Abgrunde emporzuziehen. Nach großer Anstrengung gelang es ihnen. Der Page, der den Reitknecht auch im Fallen festgehalten hatte, war weit nicht so grauenhaft entstellt wie dieser. In den Kleidern Czer-

wenkas fand ſich ein Beutel mit Goldſtücken und ein Stück Pergament. Beides wurde dem General übergeben. Das Pergamentblatt enthielt folgende Worte:

„Czerwenka Stjepanowitſch, du haſt ſchon vor Monaten vierzig Dukaten von uns empfangen. Du haſt hernach einen heiligen Eid geſchworen, dein frommes Gelübde nun endlich auszuführen und dich der heiligen Jungfrau mit Leib und Leben gelobt. Sie, die allgewaltige Königin des Himmels, will nun den Säumigen ſtrafen. Wenn du deine Pflicht nicht binnen drei Wochen erfüllſt, ſo mußt du ſterben.“ J. H. S.

„Das iſt das Zeichen der Geſellſchaft Jeſu,“ ſagte Herr Freidel, als er die drei lateiniſchen Buchſtaben am Schluß des Briefes erblickte. „Czerwenka iſt ohne Zweifel ihr Werkzeug und von ihnen zum Meuchelmörder gedungen worden.“

„Ja wohl ahne ich den Feind, der mich zu verderben drohte,“ rief da der alte General. „Es iſt kein anderer als Walther von Staudach.“

Ein weinendes Weib, die Gemahlin des Sennhalters, trat in den Saal. „Mein Mann wurde heute von den Reitern des Redwitz feſtgenommen,“ brachte die Unglückliche unter lautem Schluchzen kaum hervor.

„‚Gehe zum Burgherrn und ſage ihm, daß die Jeſuiten ſeinem Reitknecht viel Geld gegeben haben, um ihn zu töten. Mich wollte er zum Mithelfer bei der grauenhaften That machen, doch ich lehnte es ab; nun werde ich als einziger Mitwiſſer von ihnen feſtgenommen.‘ Das waren

die letzten Worte, die mir mein armer Mann vor seiner Gefangennahme zuraunte."

„Sie sollen sich ob dieser Schandthat verantworten," rief der entrüstete Ritter von Payerhofen. „Vor den versammelten Landständen will ich diese Mörder fordern und wehe ihnen, wenn sie das Verbrechen leugnen."

„Wir werden ihnen gar nichts beweisen können," entgegnete der alte General. „Zu dem frommen Gelübde des Czerwenka würden die klugen Patres eine fromme Deutung erfinden. Den Sennhalter haben sie ja durch den Vicedom von Redwitz gefangen nehmen lassen, um den Einzigen, der gegen sie zeugen könnte, auf die Seite zu schaffen. O, ich weiß es, diese Menschen wissen sich in allen Fällen rein zu waschen, Verbrechen und Laster wird bei ihnen zur Frömmigkeit und Tugend, wenn sie nur ihre Zwecke und Ziele gefördert haben. Nicht lange wird es anstehen, so werden sie einen neuen Racheplan ersonnen haben, um mich und die Meinigen zu verderben. Denn so lange ich mich in diesem Thale zu halten vermag, ist die völlige Durchführung des katholischen Glaubens unmöglich. Wenn ich nicht meinen Glaubensbrüdern in ihrer großen Not und Bedrängnis beistehen wollte, wahrlich, noch in diesem Winter würde ich den Wanderstab ergreifen, um in dem fernen Österreich bei unseren Verwandten eine neue Heimat zu finden."

8. Ein edler Dulder.

„Es giebt kein ſchöneres und der Götter würdigeres Schauſpiel, als das des unſchuldig leidenden Gerechten." Plato.

„Wahrlich, Ihr ſeid ein eifriger Katholik geworden, Nachbar Schmelko, Ihr verſäumt ja trotz der argen Kälte keine einzige Frühmeſſe, und wie oft Ihr zur Beichte geht!"

„O, das iſt mir alles eine Kleinigkeit," entgegnete der Gewürzkrämer, der eben wieder mit dem Brevier im Arm zur Meſſe ging. „Wißt Ihr, dafür habe ich meine Seligkeit nun auch gewiß. So lange ich in der proteſtantiſchen Kirche war, konnte ich nie recht Ruhe bekommen. Nie wußte ich, ob mir Gott meine Sünden auch wirklich vergeben habe; nun darf ich nur dem vortrefflichen Pater Schorer mein Herz ausſchütten; er erteilt mir Ablaß und legt mir hie und da eine kleine Geldbuße für fromme Stiftungen auf, dann iſt aber auch alles abgemacht."

„Ich glaube faſt, der Gewürzkrämer Schmelko möchte mich überreden, daß er aus Überzeugung Katholik geworden. Aber das laſſe ich mir nicht nur ſo aufbinden, mein lieber Herr Nachbar. Wer würde ihm denn ſeine Weihrauchvorräte abkaufen, wenn die Katholiken nicht wären. Wir Evangeliſche brauchen dieſen heidniſchen Wohlgeruch nicht, und darum hat der Herr Gewürzkrämer Godäus Schmelko durch ſeinen Übertritt in die alleinſeligmachende Kirche wirklich ein ausgezeichnetes Geſchäft gemacht."

„Ja ſpottet nur, auch Ihr werdet Euren breiten Rücken nun bald beugen müſſen. Eine neue Reformationskom-

miſſion iſt im Anzug; an ihre Spitze ſtellte unſer durchlauchtigſter Erzherzog wieder den frommen Biſchof Martin Brenner von Seckau. Man wird diesmal nicht ſo gelind mit den Klagenfurter Herren verfahren."

„Glaubet nicht, daß ich mich fürchte vor Eurem wutſchnaubenden Biſchof," entgegnete entrüſtet der Gerbermeiſter, indem er dem Krämer ſeine beiden Fäuſte wies. „Sehet! ich bin kein ſo ſpindeldürres Männlein wie Ihr und werde mich meiner Haut ſchon zu wehren wiſſen."

„Na, da werden unſere Herren Patres noch mit ganz anderen fertig als mit Euch. Wißt Ihr ſchon das Neueſte, Herr Nachbar?"

„Was bekümmere ich mich um das Neueſte? Ich habe ja keinen Kramladen und brauche meine Kunden nicht mit nichtsnutzigen Stadtklatſchereien zu unterhalten."

Der Gerbermeiſter wies dem Krämer verächtlich den Rücken und wollte in ſein Haus zurückkehren.

„O nur gemach, mein großmauliger Herr Nachbar! Wißt Ihr, der Vater des Oberſt von Lavantthal, von dem Ihr immer ſo viel Aufhebens machtet, der iſt ein ganz gemeiner" —

„Was ſagt er da von dem hochedeln Herrn von Lavantthal?" rief der Gerbermeiſter, indem er ſich raſch umwandte.

„Nun, dieſer hochedle Herr iſt ein gemeiner Landesverräter."

„Wie? das wagt Ihr hier auf offener Straße zu ſagen?" fuhr ihn Giglo drohend an. „Ich rate Euch,

Herr Gewürzkrämer, nehmet auf der Stelle dieſes Wort zurück, oder" —

„Ihr werdet mich doch nicht totſchlagen wollen mit Euren harten Fäuſten," verſetzte Schmelko, indem er ängſtlich einige Schritte zurückwich. „Was brauche ich denn da zurückzunehmen? Ich kann Euch verſichern, daß heute früh Pater Schorer im Auftrag des Biſchofs Martin Brenner mit Walther von Staudach und einigen Dutzend Berittenen auf den Lavenſtein eilten, um den alten Ritter gefangen zu nehmen, weil er trotz ausdrücklichen Verbots des Landeshauptmanns einem ketzeriſchen Schurken, der ſich Kienberger nennt, über die Grenze geholfen hat."

„Was? der Grubenmeiſter Kienberger, mein Freund und Glaubensgenoſſe, ſei ein Schurke? Dafür ſollſt du mir büßen, niederträchtige Krämerſeele!" Der Gerber drang auf ſeinen Nachbar ein und faßte ihn beim Genick. Dieſer aber ſchrie Zeter und Mordio, ſo daß die in der Nähe ſtehende Wache herbeieilte. „Aufruhr, Aufruhr! Helft mir, ihr wackeren Krieger," rief der ſchwergeängſtigte Kaufmann. Doch die beiden herbeieilenden Hellebardiſten nahmen die Sache nicht ſo ernſt. Sie mußten unmäßig lachen über den kleinen Knirps, der ſo mörderiſch brüllen konnte, und nachdem ihn der Gerbermeiſter aus der Hand gelaſſen, kehrten ſie auf ihren Poſten zurück.

„Noch heute werde ich nach Kanizſa reiten, um den Oberſt von Lavantthal von dem traurigen Schickſal ſeines Vaters zu benachrichtigen," das waren die erſten Worte des Gerbers, als er zu den Seinigen in ſeine Wohnung

trat. Und er ſäumte auch nicht lange, ſein Vorhaben auszuführen. —

Um dieſelbe Stunde zog ein Trupp Bewaffneter das Lavantthal hinauf; es waren die beiden Jeſuiten mit etwa dreißig berittenen Büchſenſchützen, die der Vicedom Georg von Redwitz befehligte. „Wohl kaum glaube ich, daß wir die Burg mit dieſen wenigen Reiſigen ſo geſchwind erobern werden, hochwürdigſter Herr," redete der Ritter den Pater an. „Der Lavenſtein hat hohe Mauern und tiefe Gräben und iſt auf einer ſteilen Felſenwand erbaut."

„O sancta simplicitas!" rief der Jeſuit und brach in ein Gelächter aus. „Ihr ſeid in der Kriegskunſt noch um ein Jahrhundert zurück und meint, wir würden dem Ritter in aller Feierlichkeit und Form Fehde anſagen und dann das Ketzerneſt einige Wochen beſchießen, bis wir endlich an ſeinen kahlen Wänden in Eis und Schnee erſtarrt wären. O weit gefehlt, mein lieber Herr Ritter; da iſt die Kriegskunſt der Geſellſchaft Jeſu doch eine beſſere."

„Nun, Ihr werdet den alten General mit all Eurer Beredſamkeit wohl nicht dazu bewegen, daß er uns gutwillig die Thore ſeiner Burg öffnet," erwiderte der Vicedom in gereiztem Tone.

„Das freilich nicht, mein lieber Herr Ritter," antwortete der Mönch mit überlegenem Lächeln. „Aber, wenn Ihr glaubt, die Geſellſchaft Jeſu ſei bloß zum Predigen berufen, dann habt Ihr Euch gewaltig in uns getäuſcht. Iſt das Schwert des Kriegers einzige Waffe? Sucht er nicht auf alle mögliche Weiſe ſeinen Feind zu verderben?

Und wo Gewalt und Macht fehlt, hat er nicht auch ſchon oft durch Klugheit und Liſt den Sieg davongetragen? Ebenſowenig kann es die Abſicht unſeres Ordens ſein, nur durch Meſſeleſen und Predigen die Welt dem heiligen Vater wieder zurückzuerobern. Kein Mittel, das uns zu unſerem Ziele führt, iſt uns zu gering und unſcheinbar. Wozu hat denn Gott dem Menſchen den Verſtand gegeben? Wir leiden nicht an der überſpannten Anſicht beſchränkter Tugendſchwärmer, die da wähnen, nur wenn man dem Gegner offen ins Antlitz ſchaue, ſei der Kampf ritterlich und ehrenhaft."

„Und welche Kriegsliſt habt Ihr Euch ausgedacht," fragte der Vicedom in unterwürfigem Tone, denn es reute ihn, dem gefährlichen Mönch widerſprochen zu haben.

„Wenn wir am Burgberg angekommen ſind," antwortete der Pater, „ſteigen wir alle von unſeren Pferden. Zwei von uns verkleiden ſich in Bergmannstracht. Wir ſchleichen nun behutſam und vorſichtig bis zum Burggraben vor. Die zwei verkleideten Reiſigen bitten hierauf demütig um Einlaß. Der Thorwächter wird ihnen denſelben nicht verſagen. Kaum ſind ſie ins Thor eingelaſſen, ſo ergreifen ſie den Wächter und knebeln ihn. Inzwiſchen eilen wir aus unſerem Verſteck herbei und die Feſte iſt gewonnen."

„Sehr gut ausgedacht; wahrlich, ein ſolch weiſer Herr wie Ihr hilft durch ſeine Klugheit mehr als dreihundert baumſtarke Krieger." Der Vicedom rieb ſich ſchmunzelnd die Hände. So einfach hatte er ſich allerdings die Eroberung der Feſte nicht gedacht.

Die Liſt Schorers gelang auch vollſtändig. Die Reiſigen drangen, nachdem der Thorwart gebunden und geknebelt war, in die Burg ein. Sie eilten hierauf zuerſt in die Geſindeſtuben und Ställe und feſſelten alle waffenfähige Mannſchaft, die ſich im Schloſſe befand. Mit großem Gepolter ging's die Treppen hinauf in den Ritterſaal. Pater Schorer, Walther von Staudach und der Ritter von Redwitz traten, ohne ſich angemeldet zu haben, in das Gemach. Der General ſaß mit ſeiner Gattin beim Frühſtück. Er hatte das Eindringen der Krieger in ſeine Burg bemerkt. „Meine Herren," redete er die Hereinſtürmenden an, „wie kommt ihr dazu, mich ſo heimtückiſch in meiner Burg zu überfallen? Glaubet ihr, es möge mir von euch widerfahren was da wolle, dieſe Frechheit werde von meinen Freunden ungerächt bleiben?"

„Es iſt uns ſehr leid, Ihro Durchlaucht mit Ihrer werten Frau Gemahlin in dieſer frühen Morgenſtunde ſchon zu ſtören," erwiderte der zuckerſüße Höfling Staudach und machte eine tiefe Verbeugung. „Wir werden Euch übrigens nicht lange vom Frühſtück zurückhalten, wenn Ihro Durchlaucht geruhen wollten, uns einige Fragen zu beantworten."

Den Ritter empörte die hämiſche Art des Höflings. „Einem ſolch erbärmlichen Burſchen werde ich keine Antwort geben, und wenn ich es mit dem Tode büßen müßte," ſagte er entſchloſſen und ließ ſich, wie wenn nichts vorgefallen wäre, auf ſeinen Seſſel nieder.

„Mein Herr," begann nun der Pater in barſchem Ton,

„wir kommen im Namen des Landeshauptmanns Johann von Ortenburg und des Reformationskommiſſärs Biſchof Martin Brenner von Seckau. Ihr ſollt wegen eines ſchweren Verbrechens von uns ins Verhör genommen werden. Kennt Ihr dieſen Brief?“ Er reichte ihm bei dieſen Worten ein Pergamentblatt.

„Nun, warum ſollte ich dieſen Brief nicht kennen? Ich habe ihn vor etwa vier Jahren an meinen Sohn nach Klagenfurt geſchrieben und weiß allerdings nicht, durch welchen Dieb er in Eure Hand gekommen iſt.“

„Das geht Euch nichts an,“ rief der Jeſuit. „Ihr habt dieſen Brief geſchrieben, er beweiſt, daß Ihr Thomas Kienberger über die Grenze geholfen trotz dem ſtrengen Verbot des Landeshauptmanns, der eine ſolche That mit dem Tode bedrohte. Ihr habt alſo ſein Gebot in gröblichſter Weiſe übertreten, deshalb verhafte ich Euch, Ferdinand Maximilian Lavenſtein von Lavantthal, im Namen unſeres durchlauchtigſten Erzherzogs. Von der Reformationskommiſſion ſollt Ihr ob Eures Frevels an Leib und Leben geſtraft werden.“

„Ja im Lügen und Betrügen, darin ſeid ihr von jeher Meiſter geweſen, ihr Männer von der Geſellſchaft Jeſu. Leſet doch einmal meinen Brief und vergleichet ihn mit dem Datum des erzherzoglichen Dekrets, und Ihr werdet finden, daß derſelbe zwei Tage vor demſelben geſchrieben wurde. Wie konnte ich aber ein Gebot übertreten, das noch gar nicht in Kraft getreten war, als ich Kienberger über die Grenze half?“

„Durch ſolch ſpitzfindige Entſchuldigungen ſollſt du uns nicht entgehen, du verdammter Ketzer," ſchrie ihn der erboſte Pater an. „Wie? ihr Krieger ergreifet den Böſewicht und leget ihn in Feſſeln. Er iſt nun weder General noch Junker mehr, ſondern ein ganz gemeiner Verbrecher."

Die rohen Söldner des Redwitz fielen über den greiſen Burgherrn her und feſſelten ihn und ſeine altersgraue Gemahlin. Der General fügte ſich in die Schmach, die ihm, einem vornehmen Ritter, durch die Feſſelung angethan wurde. Jeder Widerſtand hätte ſeine Lage nur verſchlimmert.

„Was gedenken nun Ihro Durchlaucht zu befehlen? Wollt Ihr vielleicht einen armen Höfling vor die Thüre werfen? Oder iſt der hochvermögende, hochwohledle Herr General vielleicht doch nicht mehr ſo ganz Herr in ſeinem Ketzerneſte?" Mit ſolchen und ähnlichen Hohnreden machte der abſcheuliche Walther von Staubach ſeinem rachgierigen Herzen Luft.

Die Krieger waren indeſſen in den Keller und die Speiſekammer des Schloſſes eingedrungen. Die guten Getränke des Ritters wurden von ihnen im Übermaß verſchwendet. Nachdem die beiden Jeſuiten alle Räumlichkeiten der Burg durchſucht hatten, kehrten ſie in den Ritterſaal zurück. Die zechenden Söldner machten ſich auf alle nur erdenkliche Weiſe über den General und ſeine Gemahlin luſtig. Doch als Pater Schorer das Gemach betrat, wurde es plötzlich ganz ſtille. Alle hatten eine geheime Furcht vor dem heimtückiſchen Mönch.

„Mein Herr, Ihr habt nun wohl zur Genüge gesehen, daß Eure Lage nicht beneidenswert ist," wandte er sich an den gefesselten Ritter. „Auch wir kennen wohl Eure Verdienste für Kaiser und Reich und wollen deshalb gern Gnade für Recht ergehen lassen. Versprechet Ihr uns mit Eurer Unterschrift, daß Ihr in die alleinseligmachende Kirche zurückkehren wollt, so werdet Ihr sofort Eurer Fesseln ledig sein; wir wollen alle Kränkungen, die Ihr unserem Orden zugefügt, vergessen; ja noch mehr — Ihr sollt eine der ersten Ehrenstellen im Ständehaus erhalten und von uns allen hoher Achtung und Ehre teilhaftig werden."

„Und ob es auch mit mir in den Tod gehen sollte, nie und nimmer werde ich meinen Glauben verleugnen," antwortete der Ritter mit fester Stimme, ohne sich das Anerbieten des Mönches nur einen Augenblick überlegt zu haben; seine Gemahlin nickte ihm beistimmend zu.

„Bedenket wohl, was Ihr saget," mahnte der Pater. „Jetzt ist es noch Zeit zur Bekehrung und Umkehr; seid Ihr einmal in der Gewalt der Reformationskommission, dann ist jeder Widerruf unnütz, Ihr empfanget den wohlverdienten Lohn für Eure Frevelthat."

„Ihr bemüht Euch umsonst, hochwürdiger Herr," erwiderte der General, „Eure Worte werden niemals den gewünschten Erfolg haben. Solltet Ihr aber noch ein menschliches Gefühl in Eurer Brust verspüren, so bitte ich Euch inständig, daß meiner Gattin die Ketten abgenommen werden, mit denen sie von Euren Reisigen be-

ſchwert wurde. Denn unwürdig und gemein iſt es, eine hochbetagte Frau auf dieſe Weiſe zu ſchänden.“

Der Mönch zuckte verächtlich die Achſeln: „Nun, wir wollen Euch noch einen Tag Bedenkzeit geben; laßt ſehen, ob Ihr dann noch ſo halsſtarrig ſeid.“

„O gewiß,“ rief Walther von Staudach, „dieſen verſtockten Erzketzer vermöchte keine Macht dieſer Welt von ſeiner Ketzerei zu bekehren.“

„Wir wollen ſehen,“ erwiderte Schorer. „Auf, ihr Schützen, wir haben nun lange genug Barmherzigkeit geübt mit dieſem Erzketzer; beginnt nun euer Werk und übet keine Schonung an dieſem verſtockten Böſewicht und ſeinem Hauſe!“

Mit dieſen Worten verließ der Jeſuit das Zimmer. Die wilden Geſellen, von denen die meiſten ſchon betrunken waren, gaben durch ein fürchterliches Gebrüll, das ſie nun erhoben, ihre Freude an dem höchſt erwünſchten Ausgang der Unterredung deutlich zu verſtehen. Wie wilde Tiere liefen ſie im Schloſſe hin und her, zerſchlugen Spiegel, Porträte und Schränke, trennten die Betten auf und ließen die Federn fliegen. Die prächtigen Möbel, die zum Teil ſchon Jahrhunderte lang im Beſitz der Familie waren, wurden zertrümmert; die Fenſter eingeſchlagen, die Böden durchlöchert und mit Unrat beſudelt, kurz alle erdenkliche Barbarei angewendet, um alles, was ſchön und wertvoll war, in möglichſt kurzer Zeit zu zerſtören. Nachdem die Unmenſchen ihre Zerſtörungswut endlich befriedigt, wandten ſie ſich an das Geſinde der Burg und ließen ihre

Schändlichkeit nun beſonders an dem weiblichen Dienſtperſonale aus. Auch vor dem Heiligſten ſchreckten ſie nicht zurück. Sie begaben ſich in die Burgkapelle und verwüſteten ſie ſchonungslos. Dann ſetzten ſie ſich um den Altar zu einem Zechgelage nieder. Die zahlreichen Abendmahlskelche wurden als Trinkbecher benützt. „Warum ſollte das nicht erlaubt ſein?“ meinte der Jeſuitenpater; „dieſe Kelche ſind ja niemals von echten Prieſtern geweiht worden und Ketzer haben ſie durch ihre ſündhaften Lippen verunreinigt.“

Nachdem ſie dem Weine genug gethan, kehrten ſie in den Ritterſaal zurück. Der General und ſeine Gemahlin wurden nun auf Schorers Befehl durch das ganze Schloß geführt; ſie ſelbſt ſollten die greuliche Verwüſtung, die in ihrem Hauſe angerichtet worden, vor ihrer Überführung ins Gefängnis noch mitanſehen. Unter Stößen und Schlägen zerrten ſie die Unmenſchen von einem Gemach zum andern. Die alte Burgfrau brach nach kurzer Zeit ohnmächtig zuſammen und wurde von den rohen Geſellen mit einigen Fußtritten beiſeite geſchoben. Der General bat unter Thränen, ſeine Gattin doch ſchonender zu behandeln. Doch Walther von Staudach wies ſeine Bitte mit Hohnworten zurück.

Endlich wurden die Unmenſchen des Treibens müde. Es war Mitternacht, als ſie den armen Burgherrn in den Ritterſaal ſchleppten und an eine Säule feſtbanden. So mußte er, ohne ſich zu rühren, die ganze Nacht ſtehend zubringen. Doch Gott, dem er ſein ganzes Leben lang gedient, gab ihm ſo viel Kraft und Freudigkeit, daß er das alles um Chriſti willen gern erduldete.

Die Jesuiten verzögerten absichtlich die Überführung des Generals nach Klagenfurt. So lange der Bischof von Seckau mit seinen Söldnern noch nicht in der Stadt eingetroffen war, mußten sie einen Krawall der Bürgerschaft befürchten, wenn der überall hochgeschätzte und beliebte General durch die Straßen der Stadt geführt worden wäre. Am andern Morgen traf in aller Frühe ein Bote von der Hauptstadt ein, der von dem Einzug des Bischofs Nachricht brachte. Pater Schorer und Walther von Staudach begaben sich nun sofort in den Rittersaal. „Ei, haben Ihre Durchlaucht angenehm geruht?“ spottete der Höfling. „Ihr werdet nun zum Widerruf bereit sein? Nicht wahr, wir wissen, wie man einen solch halsstarrigen Ketzer zum reuigen Sünder macht?“

„Nie und nimmer werde ich meinem Glauben untreu werden,“ antwortete der Ritter mit ruhiger Stimme.

„Ach so,“ höhnte der Pater, „es ist also noch nicht so weit. — Nun es ist ja heute Sonntag. Ihr versammelt sonst hier an diesem Tage die Ketzerbrut der Umgegend in Eurem Burghofe zu einem Gottesdienste. Die wenigsten unter ihnen wissen von den unangenehmen Gästen, die Ihr heute so ganz gegen Euren Willen bewirtet habt. Wir werden einen nach dem andern am Burgthore auffangen und dann Euch, Herr Ritter, mit Eurem Gesinde vor den Augen aller Eurer Genossen drunten im Hofe tüchtig durchpeitschen lassen. Wer sich dann unter den Zuschauern nicht bekehrt, dem widerfährt dasselbe Schicksal. Ich denke, das giebt ein recht erbauliches Schauspiel, oder nicht, mein Bruder?“

„Ei, ganz vortrefflich," rief Walther von Staudach. „Ich freue mich wahrhaft kindlich auf dieſe erhebende Feier. Das wäre ja herrlich, wenn auch in unſerm Lande die Auto da Fe, dieſe unvergleichliche Einrichtung, die wir dem gottſeligen Philipp von Spanien zu verdanken haben, eingeführt würden. Zu Tode martern und vernichten ſollte man an einem Tag die ganze Ketzerbrut."

„Gott möge unſrem Herzog Macht und Mittel dazu verleihen!" erwiderte Schorer. „An Mut und Energie wird es ihm gewiß nicht fehlen."

Der Pater hatte ſich in ſeiner Vermutung nicht getäuſcht. Nicht wenige evangeliſche Glaubensbrüder ſchritten harmlos den Burgberg hinan, die Gefahr nicht ahnend, der ſie entgegengingen. Nachdem gegen Hundert am Thore aufgefangen und feſtgenommen worden, wurde der General und ſein ganzes Geſinde in die Mitte des Burghofs geführt; die Kriegsknechte bildeten zwei lange Gaſſen, jeder von ihnen hatte eine Peitſche in der Hand.

„Und nun, ihr halsſtarrigen Ketzer," redete der Jeſuit die gefeſſelte Schar an, „nun ſollt ihr uns ſo lange durch die Gaſſen laufen, bis ihr euren Aberglauben abſchwört. Wem aber unter euch ſein eigen Fleiſch lieb iſt, der komme hieher und unterſchreibe ſeinen Widerruf; denn wahrlich, eure Rücken ſollen euch nachher jämmerlich zerfetzt werden." Viele von dem Geſinde des Ritters folgten dieſer Mahnung und unterzeichneten den Widerruf. Einige aber hielten treu bei ihrem Herrn aus. „Auf, ihr Muſikanten, ſpielet uns ein recht luſtiges Stückchen," rief der Pater. Einige

Pfeifer und Flötiſten traten vor und begannen einen jener bekannten Kärntnerjodler. Einer nach dem andern von den Knechten des Generals wurde in die Gaſſe geführt, und die Peitſchenhiebe der Unmenſchen fielen mit großer Wucht auf die entblößten Rücken der armen Bekenner. Mit großer Mannhaftigkeit unterdrückten ſie ihren Schmerz, nur verhaltenes Wimmern und Wehklagen verriet ihre großen Qualen. Jetzt ſollte auch der Ritter an die Reihe kommen. Noch einmal bot ihm der Pater die Pergamentrolle zur Unterſchrift. „Wir möchten Euch gerne von dieſer Schmach befreien, Herr General," ſagte Redwitz. „Ihr könnt dieſe Schande dem kärntiſchen Adel erſparen."

„Um Chriſti willen zu leiden iſt keine Schmach; iſt ja doch auch mein Herr und Heiland von rohen Kriegsknechten gegeißelt worden."

Der Ritter hatte dieſe Worte noch nicht geſprochen, als man in der Ferne Roſſegetrappel und Waffengeklirr vernahm. Alle lauſchten, jeder von den Gefangenen erhoffte Rettung und Hilfe. Eine Schar Reiter ritt durch die Zugbrücke und durch das offene Burgthor. „Ach, das iſt ja Johann von Ortenburg mit der Reformationskommiſſion," rief Pater Schorer. „Fahret ruhig fort in eurer Arbeit, ihr wackren Schützen." „Halt," donnerte da plötzlich die Eiſenſtimme des Landeshauptmanns, und der Ritter, der an ſeiner Seite war, ſprang vom Pferde und umarmte den alten General.

„Wie? Du in Ketten und Feſſeln? Und was ſollen dieſe Reiſigen hier mit ihren Peitſchen?" fragte der er-

ſtaunte Reiter, der kein anderer war, als der Sohn des Generals, Oberſt Karl von Lavantthal. Der alte Vater deutete auf ſeine ſchwer mißhandelten Knechte. „Mein Herr,“ fuhr da der Pater den Oberſt an, „wie kommt Ihr dazu, uns hier in dieſer Weiſe zu ſtören? Ergreifet ihn, ihr Büchſenſchützen!“

„Halt,“ ließ ſich da wiederum die Stimme des Landeshauptmanns vernehmen. „Ich frage nun Euch, hochwürdiger Herr, wer hat Euch den Befehl gegeben, dieſen Ritter in Ketten zu legen und ſeine Diener zu mißhandeln? Ihr ſeid beauftragt worden, den General von Lavantthal zu verhaften und nach Klagenfurt einzuliefern; aber niemand hat Euch den Befehl gegeben, daß Ihr ihn ſelbſt für ſeinen Frevel ſtrafen ſolltet.“

„Er iſt mir nun einmal überantwortet,“ entgegnete trotzig der Jeſuitenpater, „und ich habe im Namen des Biſchofs Martin Brenner von Seckau das Recht, ihn zur alleinſeligmachenden Kirche zu bekehren; auf welche Weiſe ich das vollbringen will, das iſt meine Sache.“

„Im Namen unſeres durchlauchtigſten Erzherzogs Ferdinand erkläre ich, Johann von Ortenburg, derzeit Landeshauptmann des Erzherzogtums Kärnten: Herr General Maximilian Lavenſtein iſt hiemit frei von jeder Kerkerhaft, hat aber binnen drei Tagen das Land zu verlaſſen, ſeine Habe fällt dem Staate anheim. Dies iſt der Wille unſeres durchlauchtigſten Erzherzogs.“ Der Landeshauptmann übergab dem Pater bei dieſen Worten ein Schreiben.

Der Burghof füllte ſich unterdeſſen mit Bewaffneten.

Die Herren von Payerhofen, Ungnad, Khevenhiller und viele Freunde des Generals waren in zahlreicher Begleitung erschienen, und als sie sahen, wie schändlich die Söldner des Redwitz gehaust hatten, bekamen sie nicht übel Lust, sie mit ihren Anführern niederzuhauen. Nur der strengkatholische Landeshauptmann und die Mahnworte des Generals verhinderten sie daran. „Schließlich wären sie ja doch in der Übermacht, und unseres Fürsten Rache würde uns dann unabwendbar treffen," so sagte der schwergeprüfte Mann, als er das Vorhaben seiner Freunde merkte. Das Gesinde der Burg wie überhaupt alle Gefangenen wurden nun ihrer Fesseln entledigt. „Wo ist meine Mutter?" fragte der Oberst seinen Vater. „Komm eilig herauf, daß wir ihr die neue Botschaft von unserer Befreiung mitteilen können."

Die beiden eilten in das Schloß. Die alte ehrwürdige Burgfrau kam ihnen freudestrahlend entgegen. Sie umarmte ihren Sohn. „Wie war es dir möglich, uns noch aus der Hand dieser Unmenschen zu erretten?" fragten ihn seine Eltern.

„Ich kam mit meinem Regimente von einem blutigen Scharmützel zurück, das uns übrigens vortrefflich gelang; der Feind mußte sich unverzüglich in die Festung Kanizsa zurückziehen; da kam ein Mann in atemlosem Laufe auf mich zu. Ich kannte ihn schon von ferne, es war der Gerbermeister Giglo von Klagenfurt, mein Nachbar und Hausfreund, der mir schon manchen guten Dienst geleistet. Er erzählte mir von eurer Verhaftung durch die Jesuiten.

Anfangs wußte ich nicht, wie ich euch helfen ſollte, und hatte ſchon im Sinne, mit den Tapferſten meines Regiments das Lager zu verlaſſen, um euch durch einen Gewaltſtreich zu befreien. Die Folgen dieſer raſchen That hätten mich und euch unter Umſtänden das Leben koſten können. Da erinnerte mich einer meiner Freunde an jene Waſſerfahrt auf dem Klagenfurter See und an den glücklichen Schuß, durch den ich der jetzigen Königin von Spanien ihren Lieblingsfalken gerettet. Glücklicherweiſe war die Erzherzogin Mutter im Lager. ‚Wer weiß, ob ſie nicht um Euretwillen das traurige Schickſal Eurer Eltern mildern kann,‘ ſagte mein Freund. Ich ſäumte keinen Augenblick und ließ mich ſofort bei ihr melden. Mit außerordentlicher Herablaſſung und Huld hat mich die fürſtliche Frau aufgenommen. Aber ihr Geſicht umwölkte ſich, als ich ihr den Hergang und die Gründe eurer Verhaftung, wie ich ſie vom wackeren Gerbermeiſter vernommen, berichtete. ‚Warum wollt Ihr aber die vermaledeite Ketzerei nicht laſſen, ſo doch alle Eure ſchönen Ausſichten durch ſie zu nichte werden müſſen?‘ herrſchte ſie mich an. ‚Durchlauchtigſte, allergnädigſte Frau,‘ erwiderte ich, ‚jede Zurückſetzung um meines Glaubens willen dulde ich gerne, nur rettet meine armen Eltern aus der Hand der Jeſuiten.‘

‚Wir wollen die Ketzerei aus unſeren Landen austilgen,‘ erwiderte ſie zornig und entließ mich höchſt ungnädig. Doch kaum war eine Viertelſtunde vorüber, ſo ſchickte ſie mir durch den Pagen ihres Sohns, des durchlauchtigſten Erzherzogs, ein verſiegeltes Schreiben an den

Landeshauptmann von Ortenburg, das ich auf Befehl des Fürſten ſofort zu überbringen hatte. Ich ahnte ſeinen Inhalt, im nächſten Augenblick ſaß ich mit meinen treueſten Freunden zu Pferde. Wir kamen um Mitternacht in Klagenfurt an, ich übergab das erzherzogliche Dekret dem Landeshauptmann und bat ihn um ſchleunigſte Ausführung des darin Befohlenen. In der Frühe des anderen Morgens verließen wir die Hauptſtadt; wunderbarer Weiſe kamen wir gerade noch recht, um euch, meine lieben Eltern, aus der Hand dieſer Unmenſchen zu erretten."

„Nicht zu lange wird hier unſeres Bleibens ſein, meine liebwerte Gemahlin," ſagte der General in zärtlichem Tone zu ſeiner Gattin. „Der Erzherzog gönnt uns nur vierundzwanzig Stunden Zeit, um uns von unſerer Habe zu trennen, welche dem Staate oder vielmehr der Geſellſchaft Jeſu anheimfallen wird."

„O keine Stunde mehr möchte ich in dieſem ſchändlich zugerichteten Hauſe wohnen, es würde mir das Herz brechen, wenn ich all dieſen Greuel und dieſe Verwüſtung noch länger mit anſehen müßte."

„Wie wollen wir aber die ſchwere Reiſe mitten im Winter zurücklegen? Unſere Habe iſt uns geraubt und ſo bleibt uns nichts anderes übrig, als zu Fuß durch den tiefen Schnee zu wandern."

„Nie und nimmer ſoll das geſchehen," rief da Matthias Freibel, der zu den dreien getreten war. „So lange es euch gutdünkt, ſteht euch meine Burg offen, und ſoll die Reiſe doch noch dieſen Winter erfolgen, für einen tüchtigen Schlitten mit vier Pferden werde ich ſorgen."

„Ich danke Euch herzlich, mein getreuer Freund und Nachbar," erwiderte der General. „Ihr ſollt es uns nicht umſonſt thun; denn wiſſet: unſere beſten Schätze an Gold und Silber ſind ſchon längſt im fernen Haslach in Sicherheit."

„Ei, wo denkt Ihr hin, mein lieber Freund? Wie könnte ich mir dieſen letzten Freundſchaftsdienſt von Euch bezahlen laſſen!"

Die Ritter von Ungnad und Khevenhiller traten mit ihren Reiſigen in den Saal, um dem General das letzte Lebewohl zu ſagen. „Der Allmächtige möge euch noch lange für die Sache des Evangeliums in dieſem Lande erhalten! Stehet euren Glaubensbrüdern mit Rat und That bei, ſo lange es euch möglich iſt, und verlaſſet eure Heimat nicht, wenn ihr nicht mit Waffengewalt dazu gezwungen werdet. Aber hoffet auch nicht, daß euer Schickſal ein beſſeres werde, als das meinige; dieſe Mönche von der Geſellſchaft Jeſu ruhen nicht, bis auch der letzte Proteſtant Kärntens Boden verlaſſen hat."

So redete der alte General zu ſeinen Freunden. Der Abſchied von ihnen war ungemein herzlich. Der Ritter wollte mit ſeinem Abzuge von der Burg nicht länger ſäumen.

„Nicht ratſam wäre es, dem Gebot des Fürſten zuwider noch längere Zeit in dieſem Lande zu verweilen," riet der alte Burgherr. „Wer weiß, ob den Jeſuiten ein neuer Anſchlag auf mein Leben nicht beſſer gelingen würde."

„Du haſt recht, mein Vater," antwortete ihm ſein Sohn. „Wir wollen nun ſofort gen Payerhofen ziehen,

wo wir für dieſe Nacht die Gaſtfreundſchaft des Herrn von Payerhofen gerne annehmen. Morgen aber werden wir mit dem Früheſten die Reiſe antreten. Ich und meine Freunde können euch bis zur Landesgrenze das Geleit geben; und in Öſterreich einmal angelangt, ſeid ihr vor den Nachſtellungen eurer Feinde ſicher.“

Sie rüſteten ſich hierauf zur Abreiſe. Der General ſetzte ſich auf ſein Schlachtroß und nahm ſeine Gemahlin zu ſich auf den Sattel. Der Sohn führte das Pferd am Zaume, da der ſteile Burgweg, vom Wintereiſe geglättet, ſchwer paſſierbar war.

Dreiundneunzig Jahre alt war nun die hochbetagte Burgfrau; ſie hatte immer gehofft, daß ſie noch in kärntner Erde zur ewigen Ruhe beſtattet würde. Doch ihr Herzenswunſch wurde nicht erfüllt, auch ſie mußte in ihren alten Tagen noch ins Elend und in die Verbannung wandern. Sie litt es aber ruhig, ohne Murren und Thränen. Fröhlich und getroſt zogen die drei durch das Burgthor; Herr Freidel mit ſeinen Begleitern folgte ihnen; ſie hatten alle Thränen in den Augen und konnten die frohe Glaubenszuverſicht des ehrwürdigen Ehepaars nicht genug bewundern.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobet!“ rief Herr Maximilian mit feſter Stimme, als er über die Zugbrücke ritt. Das war von Alters her der Wahlſpruch ſeiner Familie geweſen, auch er wollte heute in denſelben einſtimmen.

„Die Erde iſt überall des Herrn,“ ſagte getroſt die

Burgfrau, „ich werde im fremden Lande wohl noch ein Ruhebettlein für meine matten Gebeine finden, wo ich endlich von aller Sorge und Angst dieses Lebens zum ewigen Schlafe eingehen kann.“

Wild heulte der Tauernwind und fuhr mit Ungestüm durch den hochstämmigen Föhrenwald, den die Vertriebenen nun durchwanderten. Der Schnee lag metertief auf dem Wege; die Pferde versanken in ihm bis an die Brust. Schneewehen und umgestürzte Tannen hemmten den Pfad der Wanderer. Wäre Herr Freidel mit seinen Reitern dem Ritter und seiner Gattin nicht hilfreich zur Seite gestanden, wohl schwerlich hätten sie den schwierigen Marsch nach Payerhofen an diesem Tage vollenden können.

Nun hatten sie eine Anhöhe erreicht, von der man die Burg Lavenstein noch einmal erblickte. Der Ritter und seine Gefährten wendeten sich um, um ihrer Heimat den letzten Abschiedsgruß zuzuwinken.

Da verhüllte plötzlich eine dichte Rauchwolke den Lavenstein, und von den hohen Mauern und Zinnen der stattlichen Burg war nichts mehr zu sehen. Ein markerschütternder Donnerschlag erfüllte die Luft — und das herrliche Schloß war ein Flammenmeer. Hoch wirbelte die Lohe gen Himmel empor, und der mächtige Feuerschein rötete die grauen Schneewolken ringsumher. Die Vertriebenen und ihre Begleiter schauten lange stumm und unbeweglich dem grausigen Schauspiele zu.

„Die Pfaffen haben das Schloß angezündet und in die Luft gesprengt,“ rief endlich einer der Reisigen. „Gott

möge die Brandstifter dafür strafen!“ erwiderte sein Nachbar. Der Ritter von Payerhofen aber schritt feierlich auf den alten General zu, legte seine Hand auf seine Schulter und sprach also:

„Alles ist Euch nun geraubt oder vernichtet. All die Pracht und Herrlichkeit Eurer hochangesehenen Familie ist in Staub und Asche zusammengesunken; ja noch mehr, die gottlosen Buben haben sogar Euch selbst und Euren hohen Adel in freventlicher Weise geschändet, und Ihr ziehet nun arm und rechtlos, wie ein Verbrecher, vertrieben von Haus und Hof, hinaus ins Elend. Diese Trübsal wird Euch Gott einst vergelten. Er wird Euch in jener Welt all dieses Unglück mit überschwenglicher Herrlichkeit belohnen. Als ein Fürst und Apostel sollt Ihr einst unter den Heiligen und Engeln im Himmel stehen, und die schönste Märtyrerkrone wird Euch schmücken.“

Der General schüttelte bedenklich das Haupt, als er diese Worte vernahm. „Schweig stille,“ befahl er mit ruhigem Lächeln seinem Freunde. „Auch ich bin wie du und ihr alle ein armer Sünder und habe mit all meiner Trübsal den Himmel *nicht* verdient. Von Jugend auf verkehrte ich mit meinem Herrn und Heiland wie ein Freund mit seinem Freunde. Mit ihm wollte ich verbunden sein im Leben und im Sterben, und niemand, auch nicht diese abgöttischen Priester mit ihren eitlen Versprechungen, durften mich von ihm trennen. Er hat mir Kraft von oben geschenkt, daß ich in aller Not und Anfechtung bei ihm bleiben konnte. Ich selbst habe ihm dafür un-

ausſprechlich zu danken, und wenn ich einſt als der geringſte unter ſeinen Knechten in jene Herrlichkeit aufgenommen werde, ſo will ich ihn darum loben und preiſen ewiglich."

„Ihr ſeid ſehr demütig, mein wackerer Freund," rief erſtaunt der Ritter von Payerhofen; „ſo demütig und beſcheiden, daß ich befürchten muß, Ihr werdet einſt die Märtyrerkrone zurückweiſen, die Euch in jener Welt ſchon bereit iſt."

„Ihr habt nicht wahrhaft evangeliſch geſprochen, mein lieber Freund," erwiderte der General. „Nicht durch unſere eigenen Werke können wir den Himmel verdienen, ſondern allein durch das Blut Jeſu Chriſti, Er iſt der wahre Märtyrer, und nur im Hinblick auf ihn können wir dulden und ſterben. Wer den Märtyrertod erleidet, um hiedurch die ewige Herrlichkeit zu verdienen, der iſt in blindem Wahne befangen; denn er ſtellt ſich dem heiligen Gotteslamme gleich, das am Stamme des Kreuzes auch ſeine Sünden getragen hat."

Unter ſolchen Reden erreichten die Vertriebenen endlich das Schloß Payerhofen. Schon am anderen Morgen fuhren ſie mit einem von vier Pferden gezogenen Schlitten aus dem Burgthore; der Oberſt und ſeine Reiter ritten vor und hinter dem Schlitten her, und ſo ging es mit Sturmeseile das Lavantthal hinab. Überall, wo ſie durch ein Dorf oder einen Flecken kamen, traten die Bewohner an den Schlitten heran und nahmen unter Thränen Abſchied von der hochverehrten und inniggeliebten Gutsherrſchaft. Leut-

ſelig und ſelbſtlos hatten die Ritter von Lavantthal von jeher das Wohl des gemeinen Mannes zu fördern geſucht; deſſen ungeachtet wurden ſie von dem Erzherzog all ihrer Habe beraubt und des Landes verwieſen, aus keinem anderen Grunde, als weil ſie ſich ſeinem fanatiſchen Bekehrungseifer widerſetzten.

9. Die ferneren Schickſale des Oberſten Karl Maximilian Lavenſtein und ſein Ende.

„Meine Seele müſſe ſterben des Todes dieſes Gerechten und mein Ende werde wie dieſes Ende.“ 4 Moſ. 23, 10.

Nach einer langen und gefahrvollen Reiſe kamen die Vertriebenen endlich in Haslach an. Mit großer Freude wurden ſie von dem wackeren Grubenmeiſter und ſeiner Familie begrüßt. Von dem geflüchteten Schatz wurde nun ein Teil veräußert; hievon erwarb ſich der General ein in der Nähe befindliches Rittergut. Die beiden Eheleute lebten noch einige Jahre in ungetrübtem Frieden auf demſelben; doch tiefes Heimweh nach dem verlaſſenen Vaterlande erfüllte ihr Gemüt. In einem Alter von faſt hundert Jahren durfte endlich die alte Burgfrau die ewige Heimat ſchauen, von wo es keine Vertreibung und Flucht mehr giebt. Ihr Gemahl folgte ihr wenige Monate nach ihrem Heimgang. Der Oberſt von Lavantthal drückte ſeinem Vater die Augen zu und bettete ihn an die Seite ſeiner Ehegattin. Er war bisher im kaiſerlichen Heere unter dem Befehl des Generals Dampierre geſtanden. „Verlaſſe die ſchnöde Sache des Kaiſers

und kehre in deine neue Heimat zurück," das war die letzte Mahnung des alten Vaters geweſen, und der Sohn befolgte ſie auch. Noch in demſelben Jahre nahm er ſeinen Abſchied und ließ ſich auf dem Rittergut in Haslach nieder.

Viel Unglück und Trauer erlebte der fromme Kriegsmann in den elf Jahren, in welchen er ſich hier aufhielt. In ſeiner Familie hatte er viel Kreuz; ſein in Klagenfurt geborener Sohn ſtarb und ebenſo zwei andere Kinder. Die Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit ſeiner Gemahlin in religiöſen Dingen that ihm in innerſter Seele weh. Wohl war ſie kurz nach ihrer Ankunft, dem Wunſche ihres Mannes folgend, zur evangeliſchen Kirche übergetreten. Doch ein tieferes Verlangen nach dem Verdienſt Chriſti und der Rechtfertigung durch den Glauben hatte ſie nie.

Am meiſten aber ſchmerzte den frommen Dulder die bedeutende Niederlage der Böhmen in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag. Damit war das Schickſal aller Evangeliſchen in den öſterreichiſchen Landen entſchieden. Mit unerſättlicher Blutgier hauſten die Jeſuiten in Böhmen und Mähren, und nachdem ſie im Jahr 1625 ihre Henkersarbeit dort geendet, ſetzten ſie dieſelbe in den übrigen kaiſerlichen Provinzen fort, ſo beſonders in Kärnten, wo im Jahr 1625 eine neue Reformationskommiſſion erſchien, die alle vorhergehenden an Strenge und Grauſamkeit überbot. Als die Reihe des Auswanderns im Jahr 1628 und 1629 auch an den Adel kam, verſuchte es derſelbe, die Rücknahme dieſer Maßregel dadurch zu bewerkſtelligen, daß er zur Bearbeitung der kaiſerlichen Räte einen Schatz von 6279 Gulden in

barem Gelde und in goldenen Ketten nach Wien ſchickte. Man ſteckte ihn bei Hof ruhig ein und bekehrte weiter. In der Mitte des 17. Jahrhunderts war kein evangeliſcher Ritter mehr in Kärnten.

Mehrere dieſer adeligen Familien fanden bei dem Oberſt in Haslach ein Aſyl. Der Gerbermeiſter Giglo, der einſt durch ſeine kühne Entſchloſſenheit Ehre und Freiheit des alten Generals gerettet hatte, war auch unter den Emigranten. Auch die Herren von Ungnad und Khevenhiller wanderten aus. Den wackern Gerbermeiſter hatten die Jeſuiten all ſeiner Habe beraubt. Seine Gemahlin und ſeine Töchter wurden mit Gewalt zur katholiſchen Kirche zurückgeführt; er aber war ſeinem Glauben trotz Folter und langjähriger Kerkerhaft treu geblieben. Der Oberſt machte den tüchtigen Mann zum Verwalter ſeines Gutes in Haslach. Er ſelbſt zog nach Raithauſen in Niederöſterreich, wo er ein zweites Rittergut ankaufte. Hier ſchenkte ihm ſeine Gemahlin am 28. Januar 1628 einen Sohn, der den Namen Karl Chriſtoph erhielt und „der zu viel Müh und Trübſal allerhand Art in die Welt geboren wurde.“ Er wurde der Stammhalter der Familie Lavenſtein.

* * *

Es war am 24. September 1631. Traurig ſaß der Oberſt von Lavantthal mit ſeinem Freunde Johann von Khevenhiller auf dem Balkon ſeines Schloſſes in Raithauſen. „Nicht lange wird unſeres Bleibens mehr ſein in dieſem Lande,“ ſagte er zu ſeinem Waffengenoſſen, „jeden Tag kann unſere Vertreibung angeordnet werden. Seit der Kaiſer

mit dem König von Dänemark Frieden geſchloſſen, kennt ſein Übermut keine Grenzen mehr; es wird nicht mehr lange anſtehen, bis auch der letzte Evangeliſche aus ſeinem Lande vertrieben iſt."

„Noch iſt meine Hoffnung auf einen Umſchwung des Kriegsglücks nicht ganz dahin; vielleicht daß es dem Schwedenkönig gelingt, den unüberwindlichen Tilly zu beſiegen," antwortete der Ritter von Khevenhiller.

„Ich halte nicht viel auf Guſtav Adolf," entgegnete der Oberſt. „Hat er doch die Stadt Magdeburg, die ein Bündnis mit ihm ſchloß, treulos im Stich gelaſſen."

„Er konnte ſie unmöglich entſetzen; denn zum erſten" — — Der Ritter von Khevenhiller konnte ſeine Gründe nicht ausführen; der wackere Verwalter von Haslach, Herr Giglo, trat mit freudeſtrahlender Miene zu den Beiden.

„Guſtav Adolf hat geſiegt; das Heer Tillys liegt in Leipzigs Ebene vernichtet; der große Schwedenkönig zieht unaufhaltſam nach Süden," mit dieſer freudigen Nachricht überraſchte der wackere Gerbermeiſter die beiden Ritter.

„Gott ſei Lob und Dank für dieſes ſichtbare Wunder, das er an uns gethan hat," rief Karl von Lavantthal. „Aber nun wollen wir hier nicht länger müßig liegen und die Hände in den Schoß legen. Wir ſind nicht umſonſt Kriegsleute und haben unſere Waffen ehedem nicht zum Vorteile unſeres Glaubens gebraucht. Jetzt ſollen ſie einem edleren Zwecke dienen. Die verroſteten Klingen ſollen wieder ans Tageslicht gezogen werden. Freund Giglo, verkaufe er binnen acht Tagen alle meine Beſitzungen; was er dafür

löſt, iſt mir gleichgültig. Und dann laſſet uns aufbrechen zu dem großen Siegesheld."

„Wie? Ihr wolltet Eure Familie verlaſſen und im Heere des Schwedenkönigs Dienſte nehmen?" fragte verwundert der Oberſt von Khevenhiller.

„Meine Familie? warum ſollte ich ſie zurücklaſſen. Ich nehme Weib und Kind mit. Wohl kaum werde ich der einzige ſein, der im Heere Guſtav Adolfs ſeine Familie bei ſich hat."

„Darob braucht Ihr Euch allerdings keine Sorge zu machen. Sind doch mehr denn 15 000 Weiber im Heere Wallenſteins geweſen. Aber ob Frau Maria Euch begleiten will?"

„O das bezweifle ich nicht," antwortete der Ritter von Lavantthal. „Freilich nicht aus Liebe zu unſerer evangeliſchen Sache. Doch ſie liebt das Neue, Abwechslungsvolle und Abenteuerliche und ſo hoffe ich, daß ſie uns gerne folgen wird."

„Auch ich will Euch begleiten, gnädiger Herr," rief der biedere Giglo, „und für unſern evangeliſchen Glauben kämpfen bis zum letzten Blutstropfen."

Sämtliche evangeliſche Knechte der beiden Rittergüter erklärten ſich bereit, ihrem Herrn Waffenbrüderſchaft zu halten. Freilich mußten die Vorbereitungen zur Reiſe nach Mitteldeutſchland in aller Stille getroffen werden, da das Bekanntwerden ihres Plans ihr ſicheres Verderben zur Folge gehabt hätte. Die beiden Rittergüter waren binnen kurzem verkauft. Frau Maria, welche die Mühſale und Strapazen des Kriegslebens nicht kannte, war ſehr erfreut über die

Abſicht ihres Gatten. Sie hatte ihn von Jugend auf am liebſten in Waffen und Harniſch geſehen. — Wie herrlich, wenn er nun wieder an der Spitze eines Regiments ſtand und ſeinen und ihren Ruhm durch ſeine großen Kriegsthaten vermehrte! Der Ritter von Khevenhiller mit verſchiedenen kärntiſchen Adeligen ſchloſſen ſich an.

An einem Herbſtmorgen verließen ſie etwa 20 Mann ſtark das Städtchen Haslach. Die meiſten hatten ihre Familien bei ſich. Sie waren wie gewöhnliche öſterreichiſche Bauern gekleidet. Da die Nachricht von dem Siege Guſtav Adolfs ſich überall verbreitet hatte, waren die Katholiken in großer Beſtürzung und Angſt. Ja ſelbſt die Jeſuiten hatten ihren Spürſinn für Ketzer auf einige Zeit verloren; ſo kamen die Reiſenden völlig ungekränkt nach Paſſau. Von hier aus wurde aber ihre Reiſe äußerſt gefahrvoll. Der blinde Eifer der Jeſuiten hatte es ſoweit gebracht, daß die bayeriſchen Landleute jeden, der nicht an den Papſt glaubte, als ein furchtbares Ungeheuer, als ein Kind der Hölle, anſahen. Wehe dem, der einem Haufen dieſer Wilden einzeln in die Hände fiel, wenn er verraten hatte, daß er Proteſtant ſei. Alle Martern, welche die erfinderiſche Wut nur erdenken mag, wurden an dieſen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt. Der Ritter von Lavantthal verſah ſeine Mannſchaft deshalb mit Waffen und Pferden; weil er des Weges kundig war, ſetzten ſie fortan ihre Reiſe nur bei Nacht fort, während ſie ſich bei Tag in einem Walde verborgen hielten. Hie und da ſahen ſie einen Trupp fliehender Kaiſerlicher. Dieſe bekümmerten ſich aber wenig um ſie, ſondern waren

darauf bedacht, ſobald wie möglich Wien zu erreichen. Nach ſechstägigem Marſche langten ſie in der Nähe der bayeriſchen Hauptſtadt an. Sie wollten aber München umgehen und ſich Regensburg zuwenden, da ſie hörten, das ſchwediſche Heer werde dieſe Stadt belagern. Wie verwunderten ſie ſich aber, als auf einmal ein gewaltiges Heer auf der Landſtraße ſichtbar wurde. Kaiſerliche konnten es unmöglich ſein, dazu paßte die Art ihrer Bewaffnung nicht, und das ligiſtiſche Heer lag, wie ſie wußten, in Regensburg und Ingolſtadt verſchanzt. Ja, es konnte kein Zweifel mehr ſein, der große Schwedenkönig war es ſelbſt mit ſeiner ganzen Armee, der vor ihren Augen feierlich in der Hauptſtadt einzog. Unbeſchreiblich war ihre Freude. Gleich am andern Tage meldete ſich der Oberſt bei dem König im Kurfürſtenpalaſt. Der edle Siegesheld empfing ihn außerordentlich gnädig und war tief gerührt, als er von den mannigfachen Drangſalen der Emigranten von Kärnten hörte. Er ernannte den Herrn von Lavantthal zum Obriſtleutnant im Leibregiment des Generals Guſtav Horn. Im gleichen Regimente wurde auch der Ritter von Khevenhiller als Rittmeiſter verwendet. Den Gerbermeiſter Giglo machte der nunmehrige Obriſtleutnant zu ſeinem Wachtmeiſter.

Bald waren ſie alle das rauhe Kriegshandwerk wieder gewöhnt. Unter den Fahnen des ruhmreichen Schwedenkönigs erfochten ſie manch herrlichen Sieg. Auch als er ſein edles Heldenleben bei Lützen aushauchte, blieben ſie ſeinen Nachfolgern treu und teilten mit ihrem wackern General Horn alle Mühſale und Gefahren des furchtbaren

Krieges. Der edle Oberſt von Lavantthal galt als einer der kühnſten und gewandteſten Offiziere im ſchwediſchen Heere; General Horn war ſein beſter Freund.

Doch der 6. September 1634, der über das ganze evangeliſche Deutſchland ſo große Trübſal brachte, ſollte auch für den Oberſt von Lavantthal und ſeine Kriegsgefährten verhängnisvoll werden.

Das kaiſerliche Heer hatte Regensburg belagert und eingenommen; Donauwörth traf bald darauf das gleiche Schickſal, und nun wurde auch Nördlingen belagert. Die Reichsſtadt war wie die vorher erwähnten mit den Schweden verbündet. Dieſe eilten daher ihren Bundesgenoſſen in Nördlingen zu Hilfe, um ihre Stadt womöglich zu entſetzen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte. Das Unternehmen war jedoch ſehr gefährlich, da ſich die Kaiſerlichen in der Übermacht befanden. Zudem war auch ihre Stellung eine vorteilhaftere. Guſtav Horn machte dieſe Gründe im ſchwediſchen Kriegsrat geltend und riet ſehr, unter dieſen Umſtänden ſich nicht zu ſchlagen, ſondern hinter Nördlingen eine feſte Stellung zu nehmen und ſolange zu warten, bis die feindliche Macht ſich trennen mußte. Alle ſeine Vorſtellungen waren jedoch vergeblich. Überſtimmt von dem höheren Anſehen des Herzogs von Weimar mußte er ſich zu einer Schlacht entſchließen, deren unglücklichen Ausgang er vorausſah.

Es war um die Mitternachtsſtunde, als die ſchwediſche Reiterei ſich langſam einer Anhöhe näherte, von deren Beſitz der Erfolg der am andern Morgen bevorſtehenden

Schlacht abhing. „Es muß gehen," rief der Oberſt von Lavantthal ſeinen Reitern immer wieder zu, wenn ſie, von den Strapazen des Tages ermattet, ruhen wollten.

„Dieſe Anhöhe müſſen wir noch in dieſer Nacht erreichen, ſonſt wird ſie von den Kaiſerlichen beſetzt werden," ſagte er zu ſeinen müden Reitern.

„Herr Oberſt, es iſt unmöglich, daß die ſchwachen Pferde, die nun ſchon 24 Stunden ohne Raſt und Erholung geweſen, durch dieſes Gehölz bringen können," erwiderte der Rittmeiſter von Khevenhiller.

„Dann ſteigen wir ab und erklimmen den Hügel zu Fuß."

Der Befehl des Oberſts wurde befolgt; die anderen Regimenter Guſtav Horns kamen dem Beiſpiele des tapfern Leibregiments nach. Sie hatten den Wald durchſchritten und wollten nun die Höhe ohne weiteres beſetzen. Doch welches Erſtaunen, als der eben aufgehende Vollmond den Hügel beleuchtete. Er war von den Kaiſerlichen beſetzt! Ihre hohen, mondförmigen Schanzen machten jeden Angriff in dieſer Nacht unmöglich. Mit trübem Mute gab der Oberſt ſeinem Regimente den Befehl zum Rückzuge. „Mir ahnt nichts Gutes," ſagte er zu ſeinem treuen Wachtmeiſter, als ſie am Rande des Waldes lagerten. „Es wird uns morgen ſchwerlich gelingen, die Anhöhe zu erſtürmen, und wenn auch, dieſer Kampf wird uns jedenfalls ſehr teuer zu ſtehen kommen. Ich glaube, daß die meiſten unter uns wohl kaum den nächſten Abend erleben werden."

„Ei, Ihr ſeht zu ſchwarz, edler Herr, und unterſchätzt

die Tapferkeit unſrer Kriegsleute. So gut wie bei Lützen können wir auch heute den Sieg davontragen, wenn er gleich viel Blut koſtet," ſo ſuchte der Wachtmeiſter Giglo ſeinen Herrn, an dem er mit Leib und Seele hing, zu ermutigen, aber der Oberſt war zu ſehr von der Gefährlichkeit ihrer Lage überzeugt, als daß er noch auf einen Sieg hätte hoffen können. Der General Horn hatte ihm auch den Gang der Verhandlungen des Kriegsrats mitgeteilt, was ihn in ſeiner Anſicht beſtärkt hatte.

„Sollte der heutige Tag mein letzter ſein, Meiſter Giglo," ſagte er bewegt zu ſeinem Wachtmeiſter, „ſo nehmet Euch meines Weibes und Kindes an, die im Lager weilen, daß ſie nicht in die Hände der barbariſchen Feinde fallen." Der biedere Kriegsmann wiſchte ſich die Augen. Er hatte ſchon manch wackern Kameraden an ſeiner Seite fallen ſehen und war nach wie vor mutig weiter gezogen von Schlacht zu Schlacht. Aber ohne ſeinen Herrn ſchien ihm jedes längere Verweilen beim Heere unmöglich.

Der Morgen brach an; die Reiter ſtanden zum Sturme gerüſtet. Jetzt ſchmetterten die Hörner, eine Brigade nach der andern ſprengte den Hügel hinan. Furchtbar wütete das Geſchütz in ihren Reihen; doch die ſchwediſche Tapferkeit brach ſich Bahn. Der Hügel wurde genommen und die feindliche Artillerie vernichtet. Auch von entgegengeſetzter Seite her drängten die Schweden in die Schanzen. Doch dies ſollte verhängnisvoll für ſie werden. Ihre Glieder verwirrten ſich. Die Regimenter gerieten in Unordnung. Da erſchütterte auf einmal ein furchtbarer Knall die Luft; das Pulverfaß der

ſchwediſchen Artillerie war in die Luft geflogen. Die Kanoniere gerieten in Verwirrung. Die kaiſerliche Reiterei ſtürmte den Hügel heran. Die Flucht wurde allgemein.

„Halt," donnerte da die Stimme des Generals von Horn, „halt," rief auch der tapfere Oberſt von Lavantthal. Er ſtürzte ſich mit ſeinen Reitern den Kaiſerlichen entgegen. Doch zu kühn war dieſes Unternehmen. Ob er auch ſchon den fünften Feind vom Pferde gehauen, es ſtürmten neue heran; plötzlich ſah er ſich, da er zu ſchnell vordrang, von einer Schar Feinde umringt. Er wurde verwundet, kämpfte aber mit ungebrochenem Mute wie ein Löwe weiter. Da trifft ihn eine Stückkugel ins Herz; tödlich verwundet ſinkt er vom Sattel. Sein Wachtmeiſter eilte auf ihn zu und ſuchte mit ihm eiligſt aus dem Schlachtgedränge zu entweichen. Doch es war zu ſpät; in den Armen ſeines treuen Dieners hauchte der edle Kriegsmann ſeine Heldenſeele aus. Nicht um Ehre und Ruhm zu erwerben, ſondern für die Sache des evangeliſchen Glaubens hatte er gekämpft, und im Vertrauen auf ſeinen Herrn und Heiland konnte er getroſt dem Tod ins Antlitz ſehen.

Die Schlacht bei Nördlingen war für die Schweden zu einer furchtbaren Niederlage geworden. Beinahe ihre ganze Infanterie wurde niedergehauen. Mehr als zwölftauſend Mann blieben tot auf dem Wahlplatz. Achtzig Kanonen, viertauſend Wagen und dreihundert Standarten fielen den Kaiſerlichen in die Hände. Guſtav Horn geriet mit vielen anderen vornehmen Offizieren in Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettete mit Mühe einige Trümmer der Armee, die er erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen

vereinigte. Unter den Gefallenen waren eine Reihe kärntiſcher Adeligen; auch der Rittmeiſter von Khevenhiller hatte ſein Leben für die evangeliſche Sache gelaſſen.

Am Abend nach dem blutigen Tage irrten vier Männer auf dem Schlachtfelde umher. Es waren ihren Abzeichen nach kaiſerliche Küraſſiere. Aus den ehrlichen Geſichtern der Männer konnte man wohl erkennen, daß ſie keine Schlachthyänen waren, die auf Raub auszogen. Bedächtig gingen ſie den Hügel hinan, auf dem der ſchlimme Ausgang der Schlacht entſchieden worden war.

„Hier iſt unſer Herr gefallen," rief endlich einer von ihnen, indem er auf dem Scheitel der Anhöhe Halt machte. „Als ich ſeinen Leichnam zu mir aufs Pferd nehmen wollte, wurde ich von einigen Kaiſerlichen hieran verhindert und mußte eiligſt fliehen; wahrlich! wenn ich nicht die letzte Bitte des edlen Herrn hätte ehren wollen, ich hätte ſo lange mit dieſen Burſchen gekämpft, bis ich dem tapfern Oberſt nachgefolgt wäre." „Ach dort liegt ja unſer Herr," rief da einer der Dienſtmannen des Wachtmeiſters Giglo, „er iſt ganz mit Blut überſtrömt und kaum noch zu erkennen."

Die drei Krieger kamen heran, legten den Oberſt auf eine Bahre und trugen ihn ins nahe Gehölz. Hier gruben ſie mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte ſo ſchnell wie möglich ein Grab, betteten den Ritter in dasſelbe und deckten die Grube unter Wehklagen wieder zu.

„Der hochedle Herr von Lavantthal ſoll ein ehrliches Begräbnis haben, das habe ich mir gelobt, als ich ihn an meiner Seite fallen ſah," ſo ſagte der biedere Giglo und wiſchte ſich die Thränen aus ſeinem narbigen, wettergebräunten Geſicht. —

Wie war es aber dieſen vier Dienſtleuten des ritterlichen Offiziers möglich geworden, zu ihren fremden Abzeichen zu gelangen, die ſie ja allein vor der Rache der wütenden Kaiſerlichen ſchützen konnten?

Da die Flucht im ſchwediſchen Heere allgemein geworden war, zogen ſich die vier Reiter, die von dem Leibregimente des Generals Horn allein übrig geblieben waren, in das dichte Gehölz, das unterhalb der Anhöhe lag, zurück. Einige kaiſerliche Küraſſiere folgten ihnen. Doch der kühne Wachtmeiſter überraſchte ſie plötzlich, indem er ſich umwandte und ſie unvermutet von hinten angriff. Seine drei Gefährten machten Halt und drangen von vorn auf die Kaiſerlichen ein. Die Feinde fielen nach kurzer Gegenwehr. „Auf und ziehet ihnen ihre Feldbinden aus!“ befahl der kluge Wachtmeiſter. „Sie ſollen uns noch Dienſte leiſten.“

Die drei Krieger kamen dem Befehle ihres Unteroffiziers nach und ſo blieben ſie alle vor den Nachſtellungen ihrer Feinde ſicher.

Der Wachtmeiſter Giglo hatte ſeinem Herrn das Verſprechen gegeben, im Falle ſeines Todes für ſeine Familie zu ſorgen. Doch wie ſollte er dieſelbe auffinden? Da er vermutete, daß die unglückliche Frau mit ihrem Söhnchen in die Hände der Kaiſerlichen gefallen ſei, ging er zum feindlichen Heere über und ließ ſich in einem Regimente des Grafen Piccolomini anwerben. Er durchſuchte das ganze Heerlager der Kaiſerlichen; aber all ſeine Bemühungen, eine Spur von der Frau von Lavantthal zu entdecken, waren umſonſt. Gegen die proteſtantiſche Sache wollte er nicht fechten, deſer-

tierte deshalb bei günſtiger Gelegenheit und reiſte nach Haslach, um dort nach der Familie ſeines Herrn zu fahnden.

Doch auch dieſe Reiſe blieb erfolglos. Er begab ſich nach Wien und ging dort zu einem Gerbermeiſter in Arbeit, immer noch hoffend, daß eines Tages doch eine Kunde von den Verſchollenen an ſein Ohr bringen werde.

Das ganze Heerlager der Schweden war mit all den hilfloſen Weibern und Kindern, die ſich in demſelben befanden, nach der Schlacht bei Nördlingen in die Hände des wütenden Siegers gefallen. Die Frauen wurden entweder getötet oder ihrer Ehre beraubt und wie Sklaven behandelt. Auch in das Zelt, in welchem ſich Frau Maria befand, drang eine Schar der Unmenſchen. Von den Koſtbarkeiten und Geräten, die ſich in demſelben befanden, war nach wenigen Augenblicken nichts mehr zu ſehen. Die Barbaren drängten ſich an die unglückliche Frau heran, die ihr Söhnchen in den Armen haltend, weinend in einer Ecke des Zeltes ſtand. Einige Kroaten wollten ihr eben die koſtbare Kette, die ſie um den Hals trug, entreißen, als ein unvermutetes „Halt“ die frechen Geſellen ſtutzig machte.

Ein feingekleideter, vornehmer Offizier trat in das Zelt. In ſeiner Begleitung waren mehrere Herren, unter denen ſich auch ein Jeſuitenpater befand. Die Soldaten hatten ſich auf einen ſtummen Wink des Offiziers ſofort entfernt, Frau Maria ſah ſich erſtaunt um. Da trat ein zartes, blondlockiges Männlein auf ſie zu. „Walther von Staubach, mein ehemaliger Page, wie kommt Ihr hieher?“ rief die erſtaunte Obriſtin.

„Ich komme, um meine allergnädigſte Gebieterin endlich glücklich zu machen," antwortete der Junker, und ein ſüßes Lächeln flog über ſein milchweißes Antlitz.

„Wie konntet Ihr aber wiſſen, daß ich mich im Lager der Schweden befand?" fragte ſie wieder.

„O gnädige Frau," rief da Gallus Schorer; denn kein anderer als dieſer war der Jeſuitenpater, der mit ins Zelt getreten war. „Einem Manne von der Geſellſchaft Jeſu bleibt nichts auf dieſer Erde verborgen. Und wäret Ihr mit Eurem Gatten auch bis ans äußerſte Meer geflohen, unſer Arm hätte Euch doch endlich erreichen müſſen. Wir haben Euch ſeit Eurem Wegzuge aus Kärnten nie aus dem Auge gelaſſen, und ſchon bei Lützen hofften wir, Euch zu ſehen. Ich habe nun einmal dem hl. Loyola, unſerem Herrn und Apoſtel, gelobt, dieſe Ketzerbrut entweder zur alleinſeligmachenden Kirche zu bekehren oder zu vernichten." Er wies bei dieſen Worten auf das weinende Knäblein in den Armen der Edelfrau. „Und was ein Jeſuit ſeinem Patron verſpricht, das hält er, und wenn auch dreißig Jahre verſtreichen, bis ſein Gelübde erfüllt iſt."

Frau Maria drückte ihr Kind krampfhaft an ſich. „Niemals ſollt Ihr mir mein Söhnchen umbringen," rief ſie entſchloſſen aus. „Helft mir, Herr Walther, und rettet mich vor dieſem furchtbaren Manne."

„Seid ohne Sorge, meine allergnädigſte Herrin," tröſtete ſie dieſer. „Es ſoll ihm kein Härlein gekrümmt werden, wenn Ihr mit Eurem hübſchen Knäblein zur katholiſchen Kirche zurückkehret und mich als Euren Gatten erwählet."

Frau Maria konnte dieser Bedingung nicht widerstehen. Sie hatte noch nie daran gedacht, den Junker von Staudach anders anzusehen, als ihren Diener und Berater; jetzt aber mußte sie all seinen Wünschen gehorsam sein, wenn sie sich und ihrem Söhnlein das Leben erhalten wollte. Herr Walther nahm sie zu sich in sein Quartier nach Nördlingen; noch an demselben Tage wurde sie mit ihm getraut. Wenige Monate nachher ist sie gestorben, und ihr Söhnchen wurde durch den Grafen Ferdinand Jakob von Dietrichstein, einen Verwandten Walthers von Staudach, dem Jesuitenkollegium in Wien übergeben, wo er nach den Grundsätzen des Ordens erzogen wurde.

So hatten denn die Männer von der Gesellschaft Jesu ihre Pläne durchgeführt. Eines der edelsten und besten Geschlechter von Kärnten, das einst am kaiserlichen Hofe die höchsten Ehrenämter bekleidete, war seiner Ehren und Güter beraubt und sein letzter Sproß ein Zögling der Jesuiten!

„Groß Macht und viel List,
Sein grausam Rüstung ist.
Auf Erd' ist nicht seins gleichen!"

Aber im Himmel wohnt einer, vor dessen Macht doch all diese Tücke der Hölle zu nichts zusammenbrechen muß; und sein wunderbarer Rat wußte Mittel und Wege zu finden, daß diese Familie noch vielen zur Erbauung und zum Segen werden sollte. Hierüber wird uns die Familienchronik des Helfers Johann Maximilian Lavenstein, die wir im folgenden Abschnitt möglichst wörtlich wiedergeben, näheren Aufschluß verschaffen.

III. Abschnitt.

In dem Namen der heil. Dreifaltigkeit. — Amen.

Haus-, Familien- und Oekonomiebuch

von

Magister Johann Maximilian Lavenstein,

Pastore und Diakono

der

christlichen Kirchen Gemeinde zu Leonberg in dem löblichen Lande zu Wirtemberg.

In dem Jahr 1716 den 15. Dezember.

Lebensregul:

Sing, bet und geh auf Gottes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird bei dir all's werden neu;
Denn welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Symbolum:

Es kommt alles von Gott u. s. w.

In dem Jahr 1678 den 5ten Tag St. Placidi morgens früh zwischen vier und fünf Uhr in dem Zeichen der Jungfrauen bin ich Johann Maximilian Lavenstein in dem oberschwäbischen, reichsprälatischen Marktflecken

Ottenbeuren eine Meile von der hl. römischen Reichsstadt Memmingen in diese jammer- und mühevolle Welt geboren worden.

Mein Vater: Karl Christoph Lavenstein, der nunmehro schon 28 Jahr in Gott ruhet, ist auch zu viel Mühe und Trübsal allerhand Art in diese Welt geboren worden in Niederösterreich in der Stadt Raithausen an der Treya in dem Zeichen der Wag in dem Jahr 1628 den 28. Jenner.

Meines selig frommen Vaters sein Vater war: Herr Karl Maximilian Lavenstein von Lavantthal aus Kärnten gebürtig, gewesener Obrist-Lieutenant im Leibregiment des Generals Johann Horn, der in dem berühmten hitzigen Treffen bei Nördlingen um sein Leben gekommen, und durch dessen Tod auch mein Vater in einen frühzeitigen Waisenstand gesetzt worden.

Denn als mein seliger Ahnherr anno 1634 den 4. September vor Nördlingen geblieben, so ist mein Vater Karl Christoph Lavenstein in dem Jahr 1635 als ein siebenjähriger Knab von ihrer hochgräflichen Gnaden Herr Ferdinand Jakob von Dietrichstein nach Wien gebracht und nach der Anordnung des bemeldeten Herrn Grafen in der römisch-katholischen Religion im dortigen Jesuitenkollegio unterrichtet worden.

Von dasigem Kloster er mancherlei kuriose Historien erzählet, wie er sie seinen Kindern zum Andenken in ein Büchlein geschrieben, darinnen er folgendermaßen erzählet:

Als ich noch ein Knab von nicht vierzehn Jahr gewesen, hat mich mein Herr Vetter, ihre hochgräfliche Gnaden

Herr Ferdinand Jakob von Dietrichſtein, den hochwürdigen Patres des Jeſuitenkloſters zu Wien übergeben, daß ich ſollte als Novize in daſigem Novizenhauſe eintreten. Ich ſelber hab mich darüber von Herzen gefreuet, indem ich die hochwürdigen Herren Patres von der Geſellſchaft Jeſu als fürnehmlich gottſelige Männer hoch angeſehen und über die Maßen geehrt, derohalben ich nichts ſehnlicher gewünſchet, als auch ein Scholaſtikus (Schüler, wie ſie von der Geſellſchaft Jeſu genannt wurden) zu werden, ſo man im Gegenſatz zu denen, ſo nur bei den Jeſuiten in der Schule, nicht aber ganz im Novizenhaus wohneten, scholastici nostri (unſere Schüler) nennet.

Zum Eintritt mußte ich vor allem den hochwürdigen Herren mein Curriculum vitae verfaſſen und wurde endlich nach mancherlei geiſtlichen Prozeduren (Übungen) dem Novizenmeiſter übergeben, welcher Pater mir zuvor noch ſonderlich eingepräget, doch ja nicht mehr meiner ketzeriſchen Eltern zu gedenken, daß ich nicht hiemit einer Todſünde ſchuldig werde. Hiezu ich mich aber keineswegs reſolvieren (verſtehen) konnte. Anfangs mußte ich im Novizenhaus gar mancherlei niedrige Dienſtleiſtungen verrichten und lange Wallfahrten und Wanderungen zu Fuß als Bettler machen, was ich mit großem Eifer gethan, indem ich mich perſuadieren wollte, ich würde hiemit das Paradies verdienen.

Nach unſerer Ordensregul mußte man in daſigem Kloſter ſchon um vier Uhr aufſtehen. „Beim Ankleiden,“ heißt es in unſerer Inſtruktion, „muß man ſich im Angeſicht Gottes und ſeiner Engel denken. Man macht das

Zeichen des Kreuzes und betet einige Lippengebete. Hierauf besucht man das hl. Sakrament. Dann hat man sich an der Betrachtung der Heilsgeschichte zu erbauen, welches also geschiehet: Mit dem Glockenschlag geht jeder in seine Einzelzelle, Fenster und Thüren werden geschlossen, der Scholastikus wirft sich auf die Kniee und sucht seiner Sünde inne zu werden. Er betrachtet, wie um einer einzigen willen die Engel in die Hölle gestürzet worden, für ihn aber, obwohl er viel größere begangen, die Heiligen vorgebetet, Himmel und Gestirne, Tiere und Gewächse der Erde ihm gedient haben; um nun von der Schuld befreiet zu werden und nicht in die ewige Verdammnis zu fallen, rufet er den Gekreuzigten an.

„Er suchet sich dann noch weiter an der Heilsgeschichte zu erbauen. Ich sehe, sagt er, wie die drei Personen der Gottheit die ganze Erde überschauen, erfüllet von Menschen, so in die Hölle fahren müssen: sie beschließen, daß die zweite Person zu ihrer Erlösung die menschliche Natur annehmen soll; ich überblicke den ganzen Umkreis der Erde und gewahre in einem Winkel die Jungfrau Maria, von der das Heil ausgehet u. s. w." Mit solch theatralischen Vorstellungen und Exaltationen der Einbildung hat man im Novizenhaus eine schöne Zeit des Tages zubringen müssen. An dem Rodriguez hat man täglich zweimal memorieret und Messen und Litaneien ohne Zahl angehöret. „Messe dienen," sagte der Novizenmeister gar oft zu uns, „ist ein Dienst so edel, daß die Engel darum auf uns eifersüchtig sind und euch diese Beschäftigung gerne streitig machen möchten." Auch

durch viel Roſenkranzbeten hab' ich thörichter Menſch mir den Himmel erkaufen wollen. Der liebe Gott verzeihe mir all das unnütze Geplapper, durch das ich ſeinen Namen jahrelang verunglimpfet und verſchimpfieret.

Jede Minute vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend ward aufs genaueſte vorgeſchrieben, was wir thun mußten. Einen Diskurs durften wir nie miteinander anheben, und wir haben wahrlich wochenlang kein Sterbenswörtlein miteinander geredet.

An meinen Commilitones (Mitſchülern) hab' ich nicht viel Erfreuliches erfahren dürfen.

Da war keine einzige Seel, mit der man ſich hätt in vertraulichen Diskurſen vergnügen können. Wohl haben wir auch in unſeren Ferien hie und da ein Stündlein zum Billard oder Dominoſpiel Verlaub bekommen. Wer ein ſolch Spiel dann verlor, mußte ſogleich nach demſelben niederknieen und ein Ave Maria herſagen, welches dann dem Gewinner angehörte. Alſo wurde in allem das Heilige mit dem Gemeinen vermengt.

Dieſem allem ohnerachtet hab ich in meinem Herzen nie recht ruhig werden können; denn das Verdienſt Chriſti ward vor lauter Heiligen, Roſenkranzbeten und guten Werken ganz in den Hintergrund geſtellet.

Auch hab ich trotz all den vielen frommen Zeremonien manch Gemeines und Abſcheuliches im Novizenhaus ſehen und hören müſſen, abſonderlich von einem Scholaſtikus mit Namen Hormisdas, des ich mich ſchämen würde, ſein faul Geſchwätze hier zu rezitieren (zu wiederholen).

Das ganze Regiment im Hauſe ward aufgebauet auf Spionage und Afterreden, alſo daß man keinem Mitbruder ohne Fährlichkeit etwas anvertrauen konnte; ſchier jeder ſpielte den Spion und Kundſchafter, und ein alter Pater hat einmal zu mir geſagt, als ich ihm dieſen meinen Anſtand wider die Geſellſchaft Jeſu geklaget: „Mein lieber Herre, ſo Ihr einmal in das geheime Archiv unſeres Generals in Rom einen Blick thun dürftet, Ihr würdet in ſelbigen Akta auch nicht eine einzige Perſon finden, die einen einigermaßen guten Charakter hätte. Ein jeder iſt von ſeinem Nebenbuhler wie ein wahrer Teufel hingeſtellet und ſein ehrlicher Name aufs Schändlichſte verunglimpfet.“

Was nun unſern Unterricht in bemeldetem Kloſter anbelangt, ſo haben die ehrwürdigen Väter vor allem durch Prämia und andere Inſignationen unſere Ruhm- und Ehrſucht anzureizen verſucht, alſo daß jeder, der ſich einigermaßen ausgezeichnet, ein beſonderes Ehrenamt bekommen als Prätor, Zenſor, Dekurio und wie die römiſchen Beamtentitul alle geheißen. Die Schülerklaſſen ſelber waren allermeiſt in Parteiungen geſpalten, und jeder hatte dann wiederum ſeinen Mann, welcher an der Spitze eines Parts geſtanden, wodurch unſäglicher Ehrgeiz in unſern Herzen entzündet worden.

Nach nicht ganz zwei Jahren ward ich zu den drei Gelübden zugelaſſen, mit den Statuten des Ordens bekannt gemacht und als scholasticus approbatus zu den eigentlichen Kollegiis promovieret, wo ich alſo in ein ander Haus kam und unter die Aufſicht des Pater-Rektors ſelbſt geſtellt wurde.

Hier hab ich die Gottesgelahrtheit als meinen zukünftigen Beruf auf Befehl des daſigen Rektors erwählet und mich ſonderlich noch mehr in allerlei frommen Werken geübet. Allein all dieſe Prozeduren und Kaſteiungen waren ein löchrichtes Sieb, das kein Waſſer hielt; denn meine Seele blieb unruhig, und in mein Herz ſcheinete kein Fünklein Licht.

Als ich gegen ſechs Jahr im Kloſter zugebracht, geſchah es, da ich einen ſonderlich kräftigen Tenor ſang, daß mir vom Pater-Rektor befohlen ward, künftighin in der Kirchen zu Maria Stiegen Meſſe zu ſingen; wobei mir einmal eine ganz abſonderliche Sach widerfahren, die ich von wegen ihrer nachmaligen Wichtigkeit für mich nicht ganz verſchweigen möchte.

Zur ſelbigen Zeit hatte man nämlich im Jeſuitenkloſter zu Wien einen großen Handel begonnen mit Jordanwaſſer, welches von zwo Mönchen im heiligen Lande aus dem Fluſſe Jordan geſchöpfet worden und den Leuten für allerlei Krankheit und leibliches Übel um teures Geld dargereicht wurde; ſelbige Arznei hat auch dem thörichten Volke dergeſtalt imponieret, daß wir von unſeren Vorgeſetzten angehalten wurden, ſolches Waſſer überall, wo wir gingen und ſtanden, in einem Fläſchlein bei uns zu führen, welches wir dann den Leuten um teures Geld verkauften. Ach, was iſt das für ein ſchändlicher Betrug geweſen! Ich wollt mich anfänglich gern darob rechtfertigen und kam mit dem Kram meiner guten Meinung bei Gott angezogen, daß ich ſolches aus keiner böſen Intention (Abſicht) thäte; aber ich bin in meinem Innern doch ein Betrüger geblieben, da ich wohl gewußt, daß ſolches alles aus eitel Geldgier und Habſucht entſprungen.

Wenn ich nun in der Kirchen zu Maria Stiegen (eine der schönsten Kirchen in Wien) zur Messe gesungen und dann wieder ins Kloster zurückgegangen bin, traten mir oft allerlei Menschen in den Weg, die entweder nur von mir gesegnet sein wollten, also daß ich ihnen die Hände auflegete, oder aber mich angingen, daß ich ihnen von oben erwähntem Wasser einige Tropfen verkaufen sollte. Da ich aber niemalen allein in selbige Kirchen gegangen und etliche Ordensbrüder immer meinen Wandel auch dorthin bewacheten, hab ich von bemeldeten Commilitones viel Neid und Mißgunst erfahren müssen, indem ich immer derjenige gewesen, von dem sich die Weiber und Kinder am liebsten segnen ließen und Wasser kaufeten. Aus welcher Ursach sie eine solche Vorliebe für mich bezeuget, wußte ich dazumalen nicht. Es hat mir eitlen Narren aber diese Bevorzugung über die Maßen sehr imponieret, also daß ich mich für den fürnehmsten und frömmsten Mönch gehalten. Doch ich aufgeblasener Thor sollte dafür tief gedemütiget werden.

Denn als ich eines Tags von der Messe ins Kloster zurückgegangen, kam ein Mägdlein in atemlosem Lauf auf mich heran, kniete vor mir nieder und bat mit flehentlicher Stimme, ich möchte ihr doch nur einige Tröpflein Jordanwasser schenken, ihre Mutter liege an der Gicht schwerkrank darnieder und sie hätte kein Geld, um das Wasser zu zahlen. Ich aber weigerte mich dessen allem ohnerachtet, dem Mägdlein von meinem Wasser zu geben, da uns im Kloster aufs Strengste befohlen worden, keinen Tropfen zu verschenken.

Da hub das Mägdlein noch viel mehr an zu weinen

und ſagte mir, daß ſie Anna Kroner heiße und ihr Vater der Wirt zum Goldenen Hecht ſei, und ſie wollte Tag und Nacht arbeiten, bis ſie mir für das Waſſer einen Gulden geben könne; nur ſollte ich ihr jetzt davon ein einziges Tröpflein darreichen, ſonſt müßte ihre arme Mutter ſterben. Als ich ſolches vernommen, wurde ich auf einmal ſehr traurig und mein Herz ward ſo weich wie Wachs. Ich ſchaute mich um und konnte keinen meiner Gefährten gewahren; da ſah ich denn das Mägdlein an, und ſie ſchaute mir ſo herzinniglich in die Augen, daß ich nimmermehr glauben konnte, ſie werde mich um des Geldes willen betrügen. Sie war auch dem Leibe nach wohlgewachſen, weiß und zart und deuchte mir eine ſchön florierende Blume in Gottes Paradies zu ſein, ſo das verderbliche Gift der gottloſen Welt noch nicht verſchmecket. Alſo daß ihr Antlitz gleich dem der heiligen Jungfrau geweſen, ſo im Chorfenſter von Maria Stiegen gemalet, und ſo ich alle Tage angeſchauet und mir tief in mein Gemüt gepräget hatte.

Und in dieſem meinem Affekt reichte ich dem holdſeligen Mägdlein, dieweilen ich faſt ſehr von Sinnen geworden, das ganze Fläſchlein mit Jordanwaſſer, worauf ſie meine Kniee umfaſſet und meine Hände geküſſet. Derohalben ich aber faſt ſehr erſchrocken wurde und mich mit großer Schnelle von ihr abwendete, um meine Gefährten noch vor dem Kloſter zu erreichen. Doch ich ſollte meine Verfehlung gegen die Ordensregul bald bitter zu büßen haben. Denn da ich noch nicht drei Schritte von dem Mägdlein entfernt war, kam der böſe Scholaſticus mit Namen Hormisdas, der mich

ſelbigen Tags zur Kirchen begleitet, hinter einer Mauer hervor und hat mich dann wie der Leibhaftige angegrinzet. „Ei, Bruder Chriſtophorus, was er da für coulante Diskurſe mit Frauenzimmern führet! Wie? hat er denn ſein ganz Fläſchlein dem holdſeligen Jungfräulein dargereichet?“ So hat dieſer böſe Neidhart mich angeredet, und ich hätt in den Boden verſinken mögen vor faſt großer Scham.

„Weiß er denn gar nicht ſeine Ordensregul?“ hat er mich nun examinieret, „ich will ſie ihm einmal recitieren, ſie heißet alſo:

„Mit einem Auswärtigen ſollſt du nicht ohne Erlaubnis diskurieren (dich unterhalten), ſonderlich nicht allein. Wenn die Beſuchenden Frauenzimmer, ſollſt du nicht ohne einen Gefährten bleiben; dieſe Regul iſt von größter Strenge. Du ſollſt dann ſo ſtehen oder ſitzen, daß du ihnen nicht ins Geſicht ſieheſt, oder wenn ſolches nicht angehet, keinesfalls in die Augen. Der Diskurs ſei in ſolchem Falle kurz und erbaulich,“ mit ſolchen und ähnlichen Vermahnungen hat mich der Böſe bis zum Kloſter geplaget. O was war mir das für ein ſaurer Gang!

Aber ich ſollte ob dieſer meiner Thorheit noch vielmehr Schmähung leiden müſſen; denn ich ward noch zur ſelbigen Stunde zum Pater-Rektor geführet, der mich mit gar vielen Worten ob meiner Verfehlung beſtrafet, ſo ich hier nicht alle ſchreiben mag, auch nicht mehr ſo feſt im Sinne habe. In der Kirchen zu Maria Stiegen hab ich von der Zeit an nicht mehr geſungen, denn ich meiner Strafe gemäß ein ganz Jahr lang das Kloſter nicht mehr verlaſſen durfte.

Auch hab ich mich in jenem Jahr Tag und Nacht bemühet und darum zu Gott und allen Heiligen geflehet, daß er meinen Sinn gänzlich von der Gewalt des Böſen befreie, alſo daß aus meinem Herzen die Augen obenbenannten Mägdleins ganz verbannet würden. Suchte auch mit allerlei Büßungen die Liſte des Teufels zu dämpfen. Vornehmlich am Mittwoch und Freitag habe ich mir ſolche Kaſteiungen auferleget: vor dem Bettgehen ließ ich mich unter Recitieren (Aufſagen) eines Bußpſalms gar oftmals geißeln. Ich lag mit dem entblößten Rücken auf meinem Gebetſchemel und gar wuchtiglich fielen die Streiche auf mich nieder. Ich hab dies mein thöricht Martyrium oft ſo weit getrieben, daß das Blut floß und mein Rücken mich tagelang ſchmerzte. Die Geißeln, deren man ſich hiebei bediente, waren mancherlei Art. Die einen aus Stricken mit kleinen Knoten, andere aber waren mit Bleikugeln, Zacken oder Rädchen verſehen, wodurch es dann geſchah, daß meine natürlichen Kräfte dergeſtalt geſchwächet wurden, daß ich ohnmächtig darniederſank.

Auch hab ich mich mit einem Marterinſtrument, ſo man Cilicium nennet, des Nachts oft jämmerlich gepeiniget. Unter ſelbigem Marterinſtrument iſt eine Kette gemeinet, ſo aus hufartigen etwan einen Zoll langen Drahtgleichen (Gliedern) zuſammengeſetzet, deren ſtumpfe Zacken nach innen gekehret ſind. Dieſe Kette hab ich mir des Nachts oftmals um den bloßen Leib gegürtet, wodurch ich denn auch dergeſtalt gemartert wurde, daß meine Geſtalt zuſehends verfiel und ich zum Arbeiten ganz und gar un-

tüchtig ward, derohalben mir auch der Pater Spiritualis gebot, in Zukunft mich niemals mehr mit solch absonderlichen Kasteiungen und Proceduren zu quälen.

Diesem allem ohnerachtet befand sich doch in mir ein verborgener, trauriger Affekt meines Herzens, daß ich nicht so eigentlich sagen kann, wie mir zu Mute war. Da erkannte ich erst zum Teil, was ich vor ein armer, elender Mensch war, der das Gute wohl wußte, dennoch aber gar keine Kraft hatte, solches zu thun. Und so marterte mich mein eigen Gewissen und preßte einen Seufzer nach dem andern aus meiner Brust hervor.

Ach! was hätte damals ein kräftig Kapitel aus dem Neuen Testamente, absonderlich auch aus den Episteln des heiligen Apostels Paulus in meinem Herzen für große Dinge anrichten können. Aber solche Tröstung ward meinen Augen gar lange verborgen.

Die Theologie, wie sie von den Vätern der Gesellschaft Jesu docieret (gelehret) wurde, war eben ein ganz ander Ding, wodurch das Herze sich nicht sättigen konnte, also daß uns nur leere Schalen und schlechte Träber, nicht aber die süßen, erquicklichen Früchte als geistliche Speise dargeboten wurden. Denn die vielen Wundergeschichten und abergläubischen Lügen, so uns vor allem von dem Patron unseres Ordens erzählet wurden, dienten niemand zur Erbauung und Stärkung seines Glaubens. Da konnte der Pater-Rektor kühnlich docieren: „Die Gesellschaft Jesu bestand von dem Moment der wunderbaren Empfängnis unseres Heilandes an. Dies war die erste Gesellschaft, so

Gott unter den Menſchen geſtiftet, deren erſtes Kollegium der Schoß der heiligen Jungfrau geweſen. Wie unſer Herr Jeſus vom Anfang ſeiner Geburt bis zu ſeinem Tod nichts anderes beſorget als das Geſchäft unſeres Heiles, ſo iſt auch das Leben unſeres h. Ignatius ganz der Rettung unſerer Seelen gewidmet geweſen, und er ſelbſt hat ſich in denjenigen verwandelt, von dem die Geſellſchaft den Namen träget. Durch den Namen des Ignatius werden Blinde ſehend, Verkrüppelte geſund und die Teufel ausgetrieben. Gott hat in dieſen letzten Tagen ſeinen Sohn Ignatius zum Erben über alles eingeſetzt, alſo daß zum Gipfel ſeines Lobes nichts fehlet außer das Wort, durch welches Gott die Welt geſchaffen."

Mit ſolch gottesläſterlichen Worten haben dieſe Jeſuiten ihren Heiligen gebenedeiet. Der eine hatte in verſchiedenen Zungen geredet, ein anderer die Peſt vertrieben und Tote auferwecket, und Franz Xaver iſt ſogar ein zweiter Joſua geworden und hat eines Tags die Sonne ſtill ſtehen laſſen.

Durch ſolch unabläſſige Imaginationen (Einbildungen) und thörichte Vorſtellungen haben etliche meiner Commilitones ſelbſt Erſcheinungen von Heiligen bekommen und lagen oft tagelang verzücket in ihrer Zelle, ob ſie nicht irgend einer der himmliſchen Märtyrer mit einem Beſuch beehren wollte, wovon ſie dann nachher viel erzählet und auf ihre Offenbarungen keinen geringen Stolz hatten. Derohalben dieſer Unfug im Kloſter nach und nach alſo eingeriſſen war, daß der Pater Rektor ein Memorial verfaſſet, ſo in dieſen Formalien beſtand: „Niemand darf ſich

länger als zwo Stunden in seiner Zelle verschließen. Keiner soll seine in dieser Zeit etwan empfangene Offenbarungen seinem Mitbruder erzählen; solche Regul ist von größter Strenge."

In einem Alter von vierundzwanzig Jahren hatte ich die Philosophie und Theologie beendet und wurde zum geistlichen Koadjutor (Gehilfe) promovieret (befördert) und Scholasticus formatus genennet. Der Pater Rektor hat mich dann als Lehrer der griechischen Sprache dem Jesuitenkollegio in Graz anempfohlen, an welchen Ort ich auch demnächst abreisen sollte. Ich mußte aber nach der Ordensregul zuvor noch drei Tage betteln gehen, was ich auch mit Freuden gethan. Diese drei Tage sollten aber für mich die letzten sein, in denen ich dem Orden der Jesuiten angehöret. Und das ist also zugegangen:

Von ungefähr bin ich am dritten Tag, als ich in Wien einen Bettelgang machte, in ein eng Gäßlein geraten und habe an der Thür eines Gerbers angeklopfet mit Namen Giglo. Als ich aber in sein Haus trat, hat mich bemeldeter Gerbermeister gar unwirsch hinausgewiesen und mir keine Gabe darreichen wollen, da er Protestant sei. Ich schaute den Mann erstaunt an, indem es mit meinem Wissen der erste Ketzer gewesen, so mir unter die Augen gekommen. Und auch der Gerbermeister hat mich nun auf einmal scharf fixieret (fest ins Auge gefaßt), ohne ein Wort dabei zu reden. „Wie heißt Ihr denn, lieber Herre?" redete er mich endlich freundlich an. Ich sagte, ich wüßte nicht, warum ihn das bekümmere, da er mich ja doch noch nie von An-

geſicht geſehen, wenn er's aber des ohnerachtet wiſſen wolle, ſo möchte ich ihm meinen Namen nicht verſchweigen, ich würde von meinen Ordensgenoſſen Chriſtophorus genennet, heiße aber in Wahrheit Karl Chriſtoph Lavenſtein. „Lavenſtein!" rufete da mein Gerbermeiſter in großem Affekte und fiel mir um den Hals. Ich wähnte, der Mann wäre von Sinnen, und wollte mich von ihm losreißen. Er aber ſagte mir unter Freudenthränen, daß er viele Jahre vergebens nach mir geforſchet und daß er der Diener und Freund meines Vaters, des ehemaligen Obriſtlieutenants im Leibregiment des Grafen Horn, Herrn Karl Maximilian Lavenſtein von Lavantthal, geweſen. Worauf ich mich über alle Maßen erſtaunet auf einen Stuhl niedergelaſſen, und er hat mir alles mit großer Freudigkeit und Affektion ſeines Herzens erzählet, was er von meinem Vater und Großvater wußte. Als ich nun wieder ins Kloſter zurückgekehret, hab ich ihm verſprechen müſſen, am andern Tage wiederzukommen, und er legte ein Pergament in meine Hand, auf dem alle wichtigen Momente im Leben meines Vaters und meiner Vorfahren geſchrieben ſtanden, welches ich auch ſofort in meinen Bettelſack praktizieret (eingeſteckt) und in das Kloſter mitgeführet. Was für großes Unglück ich mir hiedurch angerichtet, wird man gleich erſehen.

Denn als ich im Kloſter angekommen, ging ich eilig in meine Zelle und war eifrig bemühet, aus dem Pergament zu leſen. Wie hat doch all dieſe Nachricht von meinen Vorfahren mein Herz ſo wunderbarlich beweget, als ich merkte, wie vieles meine ſeligen Großeltern und Eltern um

ihres Glaubens willen erduldet und welch große Schmach und Verfolgung ihnen von Männern aus dem Orden zugefügt worden, dem ich nun selber angehörete.

Unterweilen ich aber mich also mit meinen Vorfahren beschäftiget und mich mit der Materie, so in obenbenanntem Pergamente vorkam, erbauet, schlich sich der böse Scholasticus mit Namen Hormisdas zu mir in meine Zelle, so ich aus großer innerer Affektion nicht fest verschlossen, und riß mir, eh ich's mich versahe, das Pergament aus den Händen und ging eilends damit fort. Ach, was war mir das ein Schrecken! Mir ward zu Mute, wie wenn die Hölle ihr Maul aufgerissen, um mich mit Haut und Haar zu verschlingen. Da hab ich gar inbrünstig zu Gott geflehet und den 130. Psalm gebetet, so also beginnet: „Aus der Tiefe rufe ich Herr zu dir. Herr, höre meine Stimme, laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens."

Der böse Hormisdas war unterweilen eifrigst beflissen, mich zu verderben, dieserwegen er mein Pergament dem Pater Rektor zugetragen und mich dazu noch aufs abscheulichste denunzieret (angeklagt). Derowegen ich alsobald als ein offenbarer Verbrecher in den Carcer abgeführet wurde. Dieweilen ich nun in großer Angst meines Herzens in dasigem Arrest gesessen, haben die hochwürdigen Patres einen Conventus über mich gehalten. Nach etlichen Stunden wurde ich auch selbst ins Refektorium citieret (geladen) und mir daselbst der Prozeß gemacht. Der Monitor (Mahner, Beamter im Jesuitenkloster, der den Pater Rektor zu beaufsichtigen hatte), der das Wort geführet, begann also:

„Kennſt du denn gar nicht die Ordensregul, Bruder Chriſtophorus; weißt du denn nicht, daß darinnen ſtrenge verboten, etwas zu leſen, was nicht der Pater Rektor zuvorderſt geſehen?“ „Wohl weiß ich das, ihr hochgelahrten Herren,“ antwortete ich, „daß man in Glaubensſachen allerwegen am beſten thuet, wenn man nur das lieſet, was die Oberen durch Approbatur (Genehmigung) beglaubiget; aber dies Pergament handelt von meinen Voreltern, und braucht niemand ſonſt davon zu wiſſen.“ Auf dieſe Antwort ward mir heftig Silentium (Stille) imponiert und durfte ich nun kein einzig Wörtlein mehr reden.

Meine Strafe aber war dieſe: Da ich die Ordensregul freventlich verletzet, dazu von ſchändlicher Ketzerei ganz vergiftet ſei, derohalben werde ich nicht nur aus dem Orden der Geſellſchaft Jeſu ausgeſtoßen, ſondern auch als ein ganz und gar unwürdig Glied der alleinſeligmachenden Kirche exkommuniziert. Hiemit war das ganze Kollegium einverſtanden; nur der Pater Rektor wollte mich nicht aus der Kirche ausgeſtoßen wiſſen, da ſonſt am Ende ein Hauptproteſtant und Erzketzer aus mir würde und ich dann leicht durch Enthüllung von mancherlei Geheimniſſen den Orden in große Verlegenheit bringen könnte. Zuvorderſt ſollte ich aber nun dem Korrektor übergeben werden, um für meine Widerſpenſtigkeit, mit der ich den Herren im Refektorium demonſtrieret, eine Züchtigung zu empfahen. Einer, der dem Orden ſelber angehörte, durfte dieſe Exekution nicht vollziehen; da nun aber obenbenannter Korrektor nicht zur Stelle war, ſollten mir die Streiche durch meine Commili-

tones applizieret werden. Ich wurde also wieder ins Refektorium geführet, wo sich oben bemeldeter Hormisdas mit etlichen seiner Gefährten schon parat hielt, um mich zu malträtieren. Es wurden mir auch alsobald meine Hände und Füße festiglich zusammengebunden und mein Rücken entblößet, und durfte ich von obenbenanntem Böswicht und seinen Gesellen keiner Schonung gewärtig sein.

Da hab ich denn abermalen Gott flehentlich angerufet, und er hat mich armen Wurm nicht vergessen. Denn ich hatte noch nicht allzuviel Streiche empfahen, als auch schon der Pater Rektor hereintrat, welcher meinen Peinigern alsobald inne zu halten geboten und sie zur Thür hinausgewiesen. Ach! wie hab ich da in meinem Innern Gotte gedanket, daß er mich aus dieser Trübsal erlöset.

Der Pater Rektor hat nun gar freundlich mit mir diskurrieret (geredet) und mir dargethan, daß ich ohnerachtet meiner groben Verfehlung nicht sollte exkommunizieret werden, so ich mit einem Eide gelobte, niemals Protestant zu werden und mich auch in keinem Memorial (Gedenkschrift) über die Gesellschaft Jesu ausließe. Ich sollte dann ohne alle Umstände aus dem Kloster entlassen und als Informator (Erzieher) für den Sohn des Grafen von Fugger demselben nachdrücklich empfohlen werden. Ich sollte auch mit demselben allerlei Reisen machen, was ich ja schon lang gewünschet. Widrigenfalls ich aber mein Leben lang im Kloster festgehalten und zu allerlei niedrigen Dienstleistungen gezwungen würde. Insofern ich nun keinerlei Grund in mir verspüret, die katholische Kirche zu verachten, in der

ich auferzogen, und auch die Proteſtanten mir bisher nur als ſchlechte Menſchen dargeſtellet worden, hab ich nicht gezaudert, dem Pater Rektor mit einem Eide zu verſichern, daß ich der alleinſeligmachenden Kirche bis in meinen Tod getreu verbleiben und auch gegen den Orden nichts feindſeliges unternehmen wolle.

Dies Gelöbnis hab' ich zu allen Zeiten gehalten; ich bin dem Äußern nach immer ein Glied der katholiſchen Kirche geblieben; aber in meinem Herzen ward ich von ſelbiger Zeit an immer mehr evangeliſch, alſo daß ich wie meine Vorväter allein auf das Verdienſt Chriſti gebauet, der für mich armen, elenden Wurm ſein Leben gelaſſen; daß ich aber nie mehr mit dem Kram meiner guten Werke vor dem lieben Gott angezogen kam.

So ward ich denn noch zu ſelbiger Stunde aus dem Kloſter geſchicket, ohne daß ich von meinen Commilitones Abſchied nehmen durfte. Als ich aber aus der Pforte des Kloſters getreten, da begann mein Herz zu jubilieren vor faſt großer Freude, und es war mir zu Mute, wie einſtmals dem Joſeph, als ihn der König Pharao aus dem Kerker vor ſeinen Thron gerufet, und gleich dem Propheten Daniel, als ihn der Herr aus der Löwen Rachen errettet. „Du bereiteſt vor mir einen Tiſch gegen meine Feinde; du ſalbeſt mein Haupt mit Öl und ſchenkeſt mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang und ich werde bleiben im Hauſe des Herrn immerdar," ſo hab' ich mit David den Herrn geprieſen und ihm für ſeine unausſprechliche Gnade gedanket.

Mein erſter Gang, als ich aus dem Kloſter frei geworden, war zum Gerbermeiſter Giglo, welcher mich denn auch herzlich empfangen und bei dem ich etliche Tage gewohnet. Er hat mir denn auch noch mancherlei Anekdoten und wunderliche Hiſtorien von meinen Vorfahren erzählet, welche Materie ich dann nachmals in ein Büchlein geſchrieben habe. Obenbenannter Gerbermeiſter hat mir in den wenig Wochen, ſo ich bei ihm verweilet, viel Gutes und Liebes erwieſen, derohalben ihn Gott in jenem Leben mit überſchwenglichem geiſtlichem Gute bedenken möge. Hernach bin ich gen Augsburg gereiſet, habe aber zuvor noch eine wunderliche Geſchichte erlebet. Denn ehe ich Wien verlaſſen, bin ich nochmals in die Kirchen zu Maria Stiegen gegangen, und als ich ſelbige Kirchen verlaſſen, ſtand plötzlich obenerwähntes Mägdlein vor mir, ſo ich vor zwo Jahren das Jordanwaſſer geſchenket und das in meinem Herzen ſo große Affektion erreget. Es iſt mir auch diesmal hierin nicht anders ergangen, indem ſie ſofort vor mir niedergekniet und mir unter Thränen für ſelbiges Fläſchlein gedanket. Auch wollte ſie mir hiefür etliche Gulden darreichen, ſo ich aber nicht angenommen. Sie bat mich auch inſtändig, ich möchte doch zu ihrer Mutter in den Hecht kommen. Ich habe ihr aber dargethan, daß ich nunmehro kein Mönch mehr ſei und am heutigen Tag noch eine Reiſe gen Augsburg beginnen möchte. Aber ſo ich einmal wieder gen Wien reiſete, wollte ich gewißlich nicht unterlaſſen, im goldenen Hecht vorzuſprechen, was die tugendgezierte Jungfrau mit vielen Freuden vernommen. Und als mich nun das Mägd-

lein verlaſſen, ward ich dergeſtalt von ihr affizieret, daß ich mir auf der Stelle gelobet, ſie einſtmals als mein Gemahl heimzuführen, ſo mir der liebe Gott Haus und Hof beſcheren würde, was denn auch nachmals geſchehen iſt.

In dem Jahr 1649 den 1. November bin ich mit oben bemeldetem Grafen nach Italien gezogen und im Jahr 1652 nach Venedig. Hier und auch in vielen anderen Orten, ſo wir durchreiſeten, habe ich leider mit meinen Augen mitanſehen müſſen, wie die Proteſtanten aufs ſchändlichſte gemißhandelt und abgeurteilet wurden. So begab es ſich eines Tages in letztbenanntem Orte, daß eine große Schar ſolcher Delinquenten (Verbrecher) in zwo Schiffen ins Meer hinaus gefahren wurden, um daſelbſt den Märtyrertod zu erleiden; und das geſchah alſo: Als die Ruderer eine Strecke vom Lande entfernt waren, machten ſie Halt; und nun wurde zwiſchen die beiden Schiffe ein ſehr langer Balken geleget, auf dem ſich obenbenannte Proteſtanten platzieren mußten. Als dies geſchehen, gab der Schiffsherr den Ruderern ein Zeichen und die beiden Schiffe fuhren auseinander, die Unglücklichen rufeten nochmals alle laut den Namen Jeſu Chriſti, alſo daß man es in der Stadt deutlich gehöret, und verſanken dann in der Tiefe des Meeres. Unſer Gott und Herr wird ſie einſtmals an ſeinem Tage gewißlich auch von den Toten auferwecken, wie er vor Zeiten den Jona aus dem Bauch des Fiſches erlöſet hat.

Im Jahre 1657 hat mein gnädiger Herr ſich auf ſeiner Herrſchaft Gutman in Oberſchwaben niedergelaſſen, und nicht weit von da in dem reichsprälatiſchen Marktflecken

Ottenbeuren hat ſich auch mir eine beliebige Gelegenheit gezeiget, daß ich mich allda häuslich niedergelaſſen, ſintemal ich mir auf meinen Reiſen eine größere Summe erworben, alſo daß ich mir in obengedachtem Orte ein klein Gut gekaufet, allda ich mit Handel und Wandel meinem Beruf treulich nachgekommen. Auch bin ich nach etlichen Monden gen Wien gereiſet und hab' daſelbſt den Gerbermeiſter Giglo aufgeſuchet, welcher dazumalen ſchon ein faſt altes Männlein geweſen. Was er noch von meinem Vater an Utenſilien (Geräten) u. ſ. w. beſeſſen, hab' ich dann zu mir genommen.

Alsdann bin ich auch im goldenen Hecht geweſen und hab' um die Tochter des daſigen Wirts mit Namen Anna Maria Kroner angehalten, welche tugendgezierte, ſchönflorierende Jungfrau ich auch hernach in mein Haus geführet, und ſie iſt mein treues Ehegeſpons geworden, ſo ich in den fünfzehn Jahren, in der ſie mit mir in der Ehe gelebet, über die Maßen ſehr geliebet. Sie hat mir auch zwo Kinder geſchenket, ein Mägdlein, dem wir den Namen Maria Johanna gegeben und das ſeiner Mutter in vielem ähnlich geweſen, und einen Knaben, den wir Johann Kaſpar geheißen und der hernachmals in Ottenbeuren die Bildhauerei gelernet und annoch in daſigem Marktflecken lebet.

* * *

Bis zu dieſer Stelle hat mir mein ſelig lieber Vater ſein Curriculum vitae (Lebenslauf) hinterlaſſen, welches ich nunmehro meinen Kindern des weiteren erzählen möchte.

Mit obenbenannter Frau Anna Maria Kroner hat

mein Vater fünfzehn Jahr lang chriſtlich und liebreich gelebet und noch eine zweite Tochter von ihr bekommen mit Namen Maria Thereſia; nachdem aber nahm ihm Gott ſeine liebwerte Gemahlin durch einen jähen und unvermuteten Todesfall, indem ſie abends noch friſch und geſund zu Bette gegangen, morgens aber tot unvermerkt an ſeiner Seite gelegen, was ihn auch über die Maßen ſehr betrübet, alſo daß er ſchier an Gottes Gnade und Barmherzigkeit gezweifelt hätte. Die jüngſte Tochter dieſer ſeiner erſten Ehe hat als eine Kloſterfrau des Franziskanerordens über die dreißig Jahr in Memmingen nach ihrer Art fromm, aufrichtig und gottesfürchtig gelebet; ſie hat mir auch viel Liebes und Gutes gethan. Wegen ihres guten Verſtandes, ihrer Sittſamkeit und Leutſeligkeit iſt ſie in dem Kloſter allezeit zu Ämtern gezogen worden und wäre auch gewißlich zu den höchſten gelangt; hat aber einmal den Zuſpruch eines evangeliſchen Predigers bei einem Kranken gehöret, darob ſie in ihrem Herzen alſo gerühret worden, daß ſie gar oftmals heimlich zu obenbenanntem Prediger in die Kirchen gegangen und ſogar das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt gefeiert, derohalben ſie bei ihren Oberen ſehr in Ungnade gefallen und um Chriſti willen viel Ungemach erdulden mußte, alſo daß ſie all ihrer Ehrenämter beraubet als eine gemeine Nonne zu den niederſten Dienſtleiſtungen herangezogen wurde. Sie hat aber das alles um Chriſti willen gern getragen und abſonderlich die Kranken mit vielem Fleiß und Aufwendung aller ihrer Kräfte gepfleget. Dabei hat ſie auch bei keinem unterlaſſen, ihn auf das

Verdienſt Jeſu Chriſti hinzuweiſen, der für unſere Sünden am Kreuze ſein Leben gelaſſen. Auf ſeine Gnade vertrauend, iſt ſie vor drei Jahren durch einen ſeligen Tod in den Himmel eingegangen.

Nach etlichen Jahren hat ſich mein Vater zum zweitenmal verehelichet mit Anna Katharina Baumännin von Baumannsfelden, geboren zu Rheinfelden am Rhein. Sie iſt meine nunmehro ſchon mehr denn 36 Jahre verſtorbene Mutter. Denn als ſie mit ihrem Gatten kaum fünf Jahre in liebreicher Harmonie gelebet, hat ſie der Herr nach der Geburt einer Tochter in der neunten Wochen nach ſolcher als eine ihn herzlich fürchtende Seele in ſein heilig Reich aufgenommen und mich alſo gar frühzeitig einer wahren Mutter beraubet und mich unter das Joch einer gewaltthätigen Stiefmutter geſpannet, welche meinem Vater gar unausſprechlich viel Jammer und Elend bereitet. Dieſe Frau ſeiner dritten Ehe war Anna Grieſingin von Bezau. Er hat ſich mit ihr auf Anraten eines Jeſuitenpaters, der bishero immer ſein guter Freund geweſen, verehelichet. Aber ſelbiger Freund hat es offenbar mit ihm gar nicht gut gemeinet und ihn aufs ſchändlichſte betrogen. Er hat mit obenbenanntem Weibe über zwölf Jahr ſehr unglücklich gelebet und ſie hat ihm in dieſer Zeit all ſein Sach verthan und war gegen ihn ſo feindſelig, daß ſie ihn bei der Herrſchaft aufs höchſte verdächtigte und ihm durch Beſtechung Feinde erweckte, ſo daß er bis zu ſeinem Tode keine gute Stunde mehr hatte. Es iſt ihr aber nachdem auch übel ergangen, da ſie ſich an gottloſe Offiziere ge-

hänget, die ihr all ihr Sach verthan, alſo daß ſie ehedem ſehr vermöglich in die bitterſte Armut geraten und in einer Scheune, doch bußfertig und die gerechten Gerichte Gottes erkennend, geſtorben.

Unter ſolcherlei mannigfaltigen und ſchweren Leiden hat ſich mein ſelig lieber Vater als einen wackeren Chriſten bewieſen, alſo daß ſein reiner und unbefleckter Gottesdienſt, mit dem er ſeinem Gott alle Tage aufrichtig gedienet, auch euch, meine lieben Kinder, zur wahren Erbauung werden kann, derohalben ich euch von der großen Frömmigkeit eures Vorfahren einiges berichten möchte.

Mein Vater hat Gott wahrhaftig und herzlich geforchten und geliebet, daß ich mich nicht erinnern könnte, nur ein einziges grobes Schelt- oder Zornwort aus ſeinem Munde gehört zu haben, da er doch ſonderlich in ſeiner dritten unglücklichen Ehe in gar viel Trübſal und Verdruß geſtecket. Beim Untergang des größten Teils ſeiner Habe durch die böſe Stiefmutter war tauſendmal der Spruch Hiobs in ſeinem Mund: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gebenedeiet! Als auf Anſtiften der Gattin die Herrſchaft all ſeine Habe durchſuchen ließe, gab er keine Widerrede und ging in dem Hauſe um, als ginge es ihn gar nichts an.

Mußte er feindſelige Läſterworte hören, ſo hat er entweder ſtill geſchwiegen oder oft geſaget, daß man auch vor die Feinde bitten müſſe, denn ſie verſtehen es nicht beſſer. Ja, in ſeinem oft ſchweren Kreuz hat er nicht bald jemand was geklaget, ſondern ſtill geſchwiegen und mit Gott im Gebet

geredet. Wenn ich, sein Kind, oft vor ihm aus zärtlichem Mitleid oder bei ihm im Bette liegend über seine Trübsale geweinet und ihn gekusset, konnte er sprechen: „Sei nur zufrieden, mein Kind, wir müssen alle wie unser Herr Jesus durch Kreuz und Leiden in den Himmel kommen.“ Ach! wären dem lieben, frommen Vater die so schönen evangelischen Trostlieder bekannt gewesen; ach, was für große Freude und Trost würde er an ihnen gefasset haben!

Über seine Sünden hab' ich ihn gar oft betrübt und herzlich weinend gesehen, daß er zu Gott um Gnade und Verzeihung derselben gerufen, auf den Knieen liegend an seine Brust geschlagen und gesprochen: Gott sei mir Sünder gnädig! Woher kam ihm aber solche Demut und Sanftmut? Er war ein sonderlicher Liebhaber seines lieben Herrn Jesu und sonderlich des bittern Leidens Jesu Christi, wie er denn alle Tage die ganze Woche hindurch dasselbe mit großer Andacht und herzlichem Trost betrachtet. Am Montag begann er jede Woche mit dem Leiden am Ölberg, auf den Freitag fiel der Abschnitt von der Kreuzigung, am Samstag las er das Begräbnis, am Sonntag die Auferstehung Christi, wobei er dann allezeit seine gewissen Passionsgebeter hatte, also zwar, daß sein dabei gehabtes Passionsbüchlein von vielem Gebrauch also verschmozet wurde, daß man nicht mehr darin lesen konnte. Tausend und aber tausendmal war sein Wort: Mein Jesu mein Alles; mein Jesu: Dir leb' ich, Dir sterb' ich!

Dessentwegen hatte er auch oft gar gottselige Träume, und manchmal auch wachend, ja gar auf dem Felde gehend

ſehr nachdenkliche Geſichte, aus denen er aber nichts anderes machte, als daß er's etwa den Seinigen erzählete.

Wie im Worte Gottes, ſo ſuchte er ſeinen Herrn Jeſum auch im Gebete gar ernſtlich. Sein Mund war ſtets voll des Lobs Gottes und Betens, wie er denn viele Jahre hindurch alle Nacht nach Glock zwölf Uhr ſowohl zu Haus als auf Reiſen, ſowohl im Winter als im Sommer ſich aus dem Bette gemacht und eine ganze Stunde bis Glocken ein Uhr gebetet und Gott gelobet. Auf alle Tage hat er gewiſſe Gebeter gehabt die Woche hindurch, da er an einem Tage gebetet für ſeine Kinder und Angehörigen, einen andern für gute Freunde und Gönner, einen andern für ſeine Feinde und Verfolger, einen andern für alle Sünder und ihre Bekehrung, einen andern für Türken, Heiden und Juden, am Samstag für die ganze liebe Chriſtenheit.

Er hat aus Mitleid keinen armen Sünder können ſehen abthun; wann was ſolches hat ſollen verrichtet werden, ſo hat er zu Haus für ſolchen gebetet, bis er abgethan und gerichtet geweſen. Alſo war er auch gar mitleidig mit den lieben Armen, nahm oft dergleichen von der Gaſſen mit ſich in ſein Haus und beherbergte ſie; er ſtellet ihnen gar oft vor das Exempel Hiobs, Lazari und Chriſti, ſie ermahnend, ſie ſollten geduldig ſein und fleißig beten.

Für ſeine Kinder ſorgete er ſehr, liebete ſie gar zärtlich und erzog ſie aufs ſorglichſte. Sonderlich liebete er mich gar herzlich und hielt unter allen ſeinen Kindern am meiſten auf mich; ich mußte ihm das ganze Jahr hindurch an ſeiner Seite ſein, er erzählete mir ſeine Schickſale, Reiſen, aller-

hand ausgestandene Gefahren, sonderlich die Verfolgung und harten Stand seiner lieben Eltern und Großeltern um des evangelischen Glaubens willen, zu dem er allezeit eine sonderliche Neigung hat vermerken lassen, dahero er allezeit große und recht vertrauliche Gemeinschaft mit den Evangelischen, sonderlich in der Reichsstadt Memmingen, gepflogen und manchmal zu mir gesagt: er wolle nach Sachsen ziehen und nur allein mich mitnehmen; ich müßte wieder werden was sein seliger Vater und Großeltern gewesen.

Den Tod hat er gar nicht geforchten, sondern gar viele Betrachtungen bei Tag und Nacht, sonderlich bei seinem mitternächtlichen Gebet, darüber gehabt; wie er denn einesmals nach Mitternacht unter seinem Fenster stehend eine ganz große Leichenprozession ohne alles Entsetzen durch seinen Garten gehend angesehen und unbeweglich still gestanden, bis alles vorbei über eine am Garten über den Fluß Günz stehende Brucken war. — Er sprach oft: was soll ich den Tod fürchten? ist doch mein Jesus für mich gestorben?

Vierzehn Tag vor seinem seligen Hinscheiden zur Winterszeit erhielt er, als er mitternachts im Gebet war, ein deutliches Zeichen von der Nähe seines Todes. Gleich morgens darauf ging er zu seiner in Ottenbeuren verehlichten Tochter Johanna Maria, zu der er ihrer Liebe wegen stets ein großes Vertrauen getragen; er erzählete ihr das gehabte Gesicht und sprach: „nunmehr werde ich bald sterben und zu meinem Jesu kommen; ich bin das

letzte Mal bei dir und werde nicht mehr zu dir kommen.“ So geſchah es denn auch. Er ging nach Haus, legete ſich nieder zu Bette, ſtund auch nicht mehr auf, ſondern ſtarb in vierzehn Tagen ſeliglich in den Armen obenbenannter Tochter. Der liebe Gott hat ihm geholfen ſein Stündlein glücklich überwinden, da er in der Welt gelebet hatte unter allerhand Zufällen 62 Jahr und etlich Wochen. Mein herzinniglicher Wunſch iſt vor mich und all meine Nachkömmlinge, daß meine und ihre Seele auch möchte ſterben des Todes dieſes in ſeinem Jeſu Gerechten und ihr Ende werde, wie dieſes Ende!

Dieſes hab ich mit Fleiß, ſo viel mir bewußt war, auf fleißiges Nachdenken in etwas weitläufig melden wollen, meinen lieben von Gott mir verliehenen Kindern und Nachkömmlingen zu lieb, damit ſie auch möchten wiſſen, von was für einem gottſeligen, gottesfürchtigen, Gott liebenden und lobenden, aber auch in allerhand Kreuz geübten, gedulbigen und ſanftmütigen Großvater ſie abſtammten, auf daß ſie möchten in ſeine Fußſtapfen treten, fromm und chriſtlich zu leben und auch ſelig ſterben; daß alsdann wir allzuſammen im Himmel mit unſeren ſeligen Voreltern und allen Seligen Gottes den dreimal allerheiligſten Gott ewig loben und preiſen. Amen.

* * *

Mein Lebenslauf und fata:

Nun von dieſen meinen lieben nunmehro ſeligen Eltern

Karl Chriſtoph Lavenſtein

und

Anna Katharina geb. Baumännin

bin ich armer Wurm und Staub und Aſche der Erden

Johann Maximilian Lavenſtein ·

in dem in Oberſchwaben gelegenen reichsprälatiſchen Marktflecken Ottenbeuren den 15. Oktober 1678 in dieſe mühſelige Welt geboren und ſofort auch zur hl. Taufe, dem Bade der Wiedergeburt, befördert worden. Gar frühzeitig, nämlich in meinem dritten Jahr, habe ich meine liebe Mutter durch zeitlichen, ſeligen Hintritt verloren und mit ihr alle mütterliche Treu und Sorge, alſo daß ich nichts weiß von Mutterliebe, wohl aber viel ſagen könnte von der Unart einer gewaltthätigen Stiefmutter. Doch aber hat mein lieber ſeliger Vater deſto mehr für mich geſorget und mir meine Auferziehung ſehr laſſen angelegen ſein; da er mich nicht nur fleißig zur Schule befördert, ſondern auch ſelbſt mir die Hauptgründe des Chriſtentums geſprächs- und erzählungsweiſe beigebracht, wie er denn oft halbe Nächte mit mir (da ich gar viel bei ihm ſchlief) mit geiſtlichen Diskurſen, gar erbaulichen Geſchichten und chriſtlichen Ermahnungen zugebracht. Seine ſonderlichen oft wiederholten Hauptlehren waren: fürchte Gott, bete fleißig, nimm niemand nichts; ſei demütig und unterdienſthaft gegen jedermann: ſo wird Gott für dich ſorgen und alle ehrlichen Leute dich lieben.

Dieſen meinen lieben Vater liebte und fürchtete ich auch gar zärtlich und konnte mir kein größer innerlich Vergnügen ſein, als wenn ich ihm unter Augen war, das ihm auch nicht verborgen geweſen, dahero ich gar viel ſein Schlafgeſell und Reisgefährt ſein durfte, mir auch in der ganzen Welt nichts lieberes geweſen, als die Geſellſchaft und Diskurs dieſes meinen lieben Vaters. Ich hielt mich auch in dieſen meinen ſo jungen Jahren perſuadieret, daß ich nicht mehr würde leben können, wenn ſolch mein mir ſo gar lieber Vater mir durch den Tod entfallen ſollte.

Doch hat es die göttliche Vorſehung alſo gefüget, daß ich von ihm noch in ſeinem Leben entriſſen und durch gute Freunde als ein Knab des zehnten Jahrs nach Memmingen zu den Kreuzherrn rekommandieret worden, mir aber bald hernach mein zärtlich geliebter Vater nach Gottes heiligem Willen im Jahr 1690 durch einen chriſtlichen Tod entgangen. Durch ſolch unverhofften Fall bin ich in meinem zwölften Jahr nicht nur in den vater- und mutterloſen Waiſenſtand verſetzet — in fremdem Lande faſt ohne Freunde — ſondern auch unbeſchreiblich empfindlich betrübet worden. Ich muß aber hier billig in tiefſter Demut meinem herzlieben treuen Gott innigen, höchſt kindlichen Dank ſagen, daß mich armen Waiſen dieſer liebe himmliſche Vater niemalen verlaſſen, ſondern bis auf dieſe Stunde von jener Zeit an für mich elenden, ſündigen Menſchen ſo väterlich geſorget, ja mich ſogar wieder zur Erkenntnis der wahren evangeliſchen Lehre wunderlich gebracht, um welcher willen meine Großeltern all ihr Gut verloren.

Kurze Zeit nach dem Hingang meines Vaters, da ich erſt einige Anfänge in der lateiniſchen Sprache gemacht, bin ich mit zwei jungen Grafen als Edelknabe nach Italien gereiſet, wo ich dann auf verſchiedenen Univerſitäten meine Studien fortgeſetzet.

Über dem wären mir faſt meines ſeligen Vaters Erinnerungen aus dem Sinn gekommen, da ich mich nun — es war in meinem 16. Jahre — entſchloß, ein kommodes, ruhiges Ehrenleben in der Welt zu pflegen und deshalb in den Kloſterorden der Kreuzherren zu Memmingen zu treten. Nachdem ſolches auch alsbald geſchehen, bin ich als ein Kreuzherr auf die Univerſität Dillingen verſchicket worden, um das Studium der Theologie und des Kirchenrechts zu abſolvieren.

Von da an ſollte ich dem Namen eines Kreuzherrn mehr Ehre machen, ſintemal mir Gott das Kreuz auflegete, das zu tragen und zu verkündigen, die Beſtimmung für mein ganzes Leben geworden. Allda in Dillingen habe ich von verſchiedenen Jeſuiten, meinen Lehrern, aus unrechtmäßigen Urſachen viel Haß und Verfolgung ausgeſtanden, viele ihrer Gottloſigkeiten eingeſehen und auch wegen allerlei bedenklicher Theſen, ſo ſie von wegen der Kaſuiſtik im Beichtſtuhl aufgeſtellet, gegen ſie geredet habe. Abſonderlich hab' ich gegen die Lehren von Paul Laymann u. a. geeifert und mit den Jeſuiten hierüber diſputieret. Um ihre ſchlechte Moral recht ans Licht zu ſtellen, halte ich es für angezeiget, auch hier einige ihrer gotteswidrigen Theſen aufzuſchreiben.

Frage: Muß ich ein Verſprechen, das ich meinem Freunde gegeben, halten?

Antwort: Ein Verſprechen oder ein Eid bindet nicht, wenn du nicht die Abſicht hatteſt, dich zu verpflichten, ſondern es dir nur zu erfüllen vornahmeſt.

Frage: Iſt es zuläſſig, uneheliche Kinder auszuſetzen?

Antwort: Ja, wo man den Vater nicht kennet; oder ſo dies erforderlich, um ein Verbrechen zu verheimlichen oder großer Schmach zu entgehen.

Frage: Sind beim Schwören zweideutige Redensarten erlaubt?

Antwort: Ja, denn die Zweideutigkeit iſt nichts anderes, als daß der, welcher ſchwöret, mit ſeinen Worten einen anderen Sinn verbindet, z. B. Ich ſchwöre, den Mord nicht begangen zu haben, denke aber hiebei: nicht öffentlich, oder nicht ungerecht oder nicht freiwillig. Wenn z. B. einer gefragt wird, ob er heut Schweinefleiſch gegeſſen, ſo kann er ſchwören, er habe keins gegeſſen, nur muß er noch hinzu denken: heute morgen oder heute nachmittag nicht.

Frage: Darf man ſeinen Feind, dem man vergeben, töten?

Antwort: Ja, denn Eskobar lehrt uns alſo: „Wenn jemand ſich auch etwa mit ſeinem Feinde ausgeſöhnet und ihm die Bürgſchaft gegeben hat, ihn nicht zu töten, ihn nachher aber doch tötet, ſo kann man nicht ſagen, daß er ihn geradezu auf verräteriſche Weiſe getötet habe, wenn nicht eine intimere Freundſchaft etwa durch gemeinſame

Mahlzeit u. ſ. w. dazwiſchen gekommen iſt, ſo daß angenommen werden konnte, daß trotz der Bürgſchaft der Haß noch fortdauere."

Frage: In welchen Fällen iſt die geheime Schadloshaltung d. h. der Diebſtahl erlaubt?

Antwort: Nach dem Jeſuiten Gury in vier Fällen:

1. Wenn die Schuld (d. h. die Forderung, für welche man ſich ſchadlos halten will) gewiß iſt.
2. Wenn man die Schuld auf andere Weiſe nicht bekommen kann, wenigſtens nicht ohne großen Schaden.
3. Wenn man womöglich Dinge derſelben Art nimmt.
4. Wenn man den Nachteil des Schuldners verhütet, d. h. dafür ſorget, daß derſelbe nicht der Gefahr ausgeſetzt wird, zweimal zu bezahlen.

Z. B. Der Hirt Tityrus hält ſich durch einen Richterſpruch für ungerecht verurteilt; er iſt alſo der Anſicht, daß dieſes Urteil unbillig ſei, und träget dahero keinerlei Bedenken, ſich teils aus den Gütern der Privatleute, teils aus dem Fiskus bezahlt zu machen, d. h. er ſtiehlt; wiederum hiefür nach ſeiner Meinung ungerecht verurteilt, beeilet er ſich äußerſt betrübet, ſeinen Schmerz in geheimer Schadloshaltung zu beſänftigen und zu ſtillen.

So haben dieſe Herren Jeſuiten das Recht verdrehet und die heiligen zehn Gebote Gottes ſchmählich verunglimpfet; abſonderlich iſt das auch beim ſechsten Gebot der Fall geweſen, das ſie ihren Beichtkindern gar ſehr erleichterten, alſo daß ſie den Sündern oft noch Anleitung zum Ehebruch und anderen großen Schanden und Laſtern

gaben. Wenn ich nun über ſolche Sätze disputieren ſollte, hab ich mich nicht geſcheuet, den Herren Patres meine Meinung über ihre Bosheit und Argliſt, mit der ſie die Leute an ſich lockten, gründlich und eifrig darzuthun, weshalb ſie mich aber bald als einen Erzketzer allenthalben verläſterten.

Ferner hielten die Herren Jeſuiten mit mir zum öftern Religionsgeſpräche, um mich zum erfolgreichen Kampfe mit den Lutheranern in Memmingen, unter denen ich nachgehends zu leben hatte, vorzubereiten. Ich hatte aber die etlichen evangeliſchen Grundſätze, welche ich vordem auch in Memmingen von den Evangeliſchen eingeſogen, nicht vergeſſen; auch war mir endlich durch Gottes Gnade mein Gewiſſen in etwas aufgewacht, und ich fing an, ihre Irrtümer zu bezweifeln. Dies hatte zur Folge, daß ich in jenen Geſprächen ſtets die Sache der Evangeliſchen verteidigte, womit die Herren Jeſuiten gar nicht zufrieden waren. „Man wiſſe wohl," meineten ſie, „daß meine Vorfahren greuliche Ketzer geweſen, und ich ſollte mich derohalben wohl verwahren, daß ich nicht auch zuletzt ein Häretiker würde." Ich wurde meinen Vorgeſetzten in Memmingen als ein Verdächtiger bezeichnet und deshalb von dieſen nach Hauſe berufen, allwo ich der Jeſuiten falſche Beſchuldigungen unter dem Vorwand des theologiſchen Studiums und gründlicher Religions- und Wiſſensbegierde zu nichte gemacht. Doch bin ich auch hier nicht ohne empfindliche Verfolgung geweſen, da teils einige aus meinen Kollegen mich beneidet und mit mir geeifert, teils einer

und der andere mich gar aus gottlosen Ursachen verfolget, und mich gesuchet, bei andern verhaßt zu machen, weil ich ihren schändlichen Zumutungen nicht habe wollen stattgeben, darüber ich auch dann und wann in Leib- und Lebensgefahr unter einigen solcher ungeistlichen Geistlichen gestanden und gezwungen gewesen, mich wohl fürzusehen und zu verwahren, solches aber dem Superiori anzuzeigen aus Furcht mich nicht getrauet.

Absonderlich einer meiner Kollegen mit Namen Willibald hat mich über die Maßen sehr gehasset. Dieser Bösewicht ist mir von den Jesuiten in Dillingen als Aufpasser bestellet worden, und hat auch dieser sein Amt mit großer Treue verwaltet. Als ich ihn endlich ob seiner frechen und unverschämten Zumutungen an mich zur Rede gestellet, ist er darob in großen Zorn geraten und hat einen Schwur gethan, er wollte mich Erzketzer strafen. Er hat seinen Schwur auch gehalten; denn als ich einmal des Nachts von der Ordenskirche in Memmingen, wo ich annoch eine Seelenmesse gehalten, ins Kloster zurückkehren wollte, hat er sich mir auf der Brucken, so über die Aach gehet, in einen Hinterhalt geleget. Und als ich selbige Brucken überschreiten wollte, hat er mir unvermerkt einen heftigen Stoß versetzet, also daß ich ins Wasser hinuntergestürzet, und so ich mich nicht durch Schwimmen hätte retten können, wohl sicherlich ertrunken wäre. So hat mich Gott in allen Gefahren gnädiglich behütet und bewahret, daß meine Feinde nichts über mich vermocht haben.

Weil ich mich aber ehrlich und redlich aufgeführet, so

bin ich doch vor den Jahren durch beſondere päpſtliche Dispenſation in dem zweiundzwanzigſten Jahr meines Alters in Augsburg zum Presbyter ordinieret und dann gleich zum Predigtamt in der Ordenskirche zu Memmingen und im Jahr 1702 in der Hauptkirche befördert worden, welche Kirche den Evangeliſchen und Päpſtlichen gemeinſchaftlich iſt, da der päpſtliche um 7 Uhr, der evangeliſche Pfarrer aber um 8 Uhr die Kanzel betritt.

Unter dieſer Zeit, wie auch vorher, hat die Treue und Güte Gottes mit mir es dahin geordnet, daß ich große Achtung vor der evangeliſchen Religion in meinem Herzen bekommen. Denn noch war in mir nicht erloſchen die Erinnerung daran, daß meine lieben Großeltern um der evangeliſchen Religion willen all ihre Hab und Ehrenſtand verlaſſen und daß auch mein lieber, ſeliger Vater ſelbſten ſehr viel auf die Evangeliſchen gehalten und bis in ſeinen Tod große und vertrauliche Gemeinſchaft mit ihnen gepflogen; auch konnte ich nie vergeſſen, wie er all ſein Vertrauen, Seligkeit, Liebe und Andacht auf das teure Verdienſt und allerheiligſte Leiden und Sterben Jeſu Chriſti geſetzet. Solch Angedenken trieb mich zu fleißigem Forſchen bei mir ſelber und zu Beſprechungen mit den Evangeliſchen, die ich mit allem Fleiß aufſuchte. Ich hatte täglich Konverſation mit denſelbigen, und kam auch endlich dazu, heimlich ihre Bücher zu leſen. Solche gab mir der wohlehrwürdige Herr Johann Ludwig Bodenknecht, höchſt verdienter Prediger des Evangelii bei eben dieſer Hauptkirche zu unſerer Frauen in Memmingen. Mit ihm habe

ich geraume Zeit durch Briefe heimlich, auch dann und wann mündlich zu nächtlicher Zeit verkehret und ihm meine Bedenken zur Lösung vorgeleget. Durch solche Bemühung dieses christlichen Freundes, dessen Liebes- und Ehrengedächtnis bei mir bis in das Grab in Ehren sein soll, hat meine Erkenntnis von Tag zu Tag also merklich zugenommen, daß ich endlich eine rechte Aversion (Abneigung) gegen einige ganz klar als irrig erkannte päpstliche Glaubensartikel in meinem Herzen empfangen, und meine Achtung und Vorliebe zur evangelischen Religion sowohl auf öffentlicher Kanzel, als auch im Privatgespräch nicht mehr zu verbergen vermocht habe. Die Wirkung davon blieb nicht aus. Von päpstlichen wie von evangelischen guten Freunden wurde mir oft unters Angesicht gesagt, daß ich gewiß noch lutherisch werde; desgleichen habe ich von beiden Parteien den Namen eines lutherischen Predigers erhalten, weil ich all mein Predigen nur auf den Text der Schrift gegründet, und niemalen Streitfragen oder päpstliche Überlieferungen, Mährlein u. s. w. berühret habe. Es konnte so nicht ausbleiben, daß ich meinen Vorstehern, Klosterbrüdern oder anderen Papisten nicht ohne Grund ganz verdächtig wurde.

Absonderlich hat der obenbemeldete Willibald es nicht unterlassen, mich bei dem Superiori schwer zu verklagen, derohalben auch eine strenge Untersuchung mit mir begonnen worden; ich habe mich aus dieser Sache hinausgezogen, war aber hiedurch bei meinen Kollegen und den Herren Jesuiten in Dillingen, die mich durch ihre Aufpasser auf jeglichem Schritte beobachteten, keineswegs gerechtfertiget,

ſondern meine Feinde ſuchten täglich neuen Anlaß, um mich bei meinen Vorgeſetzten zu verunglimpfen.

Darum, und weil ich immer mehr Antrieb und Luſt in meinem Herzen empfunden, die ſchon teils ganz gründlich erkannten römiſchen Irrtümer zu verlaſſen und die wahre evangeliſche Religion zu ergreifen, habe ich mich endlich unter vielem Streit dahin entſchloſſen, dieſes letztere mit Gottes Gnade ins Werk zu ſetzen, und wenn ich auch mein Brot von Thür zu Thür ſuchen ſollte, doch nimmermehr von dieſem Vorſatz zu weichen, ſondern auch bei größter Gefahr feſt auf ſolchem zu verharren. Dieſen Entſchluß hab ich daher obengeſagtem Herrn Bodenknecht als meinem erwählten chriſtlichen Vater erſt ſchriftlich, dann mündlich aufrichtig entdecket und ihn um chriſtlichen Rat und Beiſtand gebeten. Beides hat er mir nicht allein treu und eifrig geleiſtet, ſondern mich auch in meinem Vorhaben aus dem Worte Gottes geſtärket, getröſtet, mir meine Irrtümer noch deutlicher unter Augen geleget, ja ſogar einige ſeiner Bücher getrennet und ſelbe mir bogenweiſe zugeſchicket, daß ich deſto bequemer und unvermerkter ſelbe konnte bei mir tragen und daraus noch mehrere Belehrung und Überzeugung nehmen, bis es endlich unter der Hand dahin kommen, daß ich Herrn Pfarrer Bodenknecht den 17. September 1705 als einen gelegenen Tag beſtimmt, an welchem ich wollte Babel verlaſſen und mich in das löbliche Land Wirtemberg begeben, um allda die evangeliſche Religion öffentlich zu bekennen. Zu dem Ende hat dann ſolcher liebe Geiſtliche dieſen meinen Entſchluß in aller Stille und

Vertrauen auch einigen hohen Gliedern des löblichen Magistrats entdecket und von ihnen an meiner Statt allen Vorschub erbeten, welchen selbige auch gleich mir als einem ihnen gar wohlbekannten Freund treulich haben lassen versprechen. Sie haben auch solch ihre Zusage noch treulicher gehalten.

Hier kann ich nicht bergen, daß bei herzunahendem bestimmten Tage ein großer Streit in mir entstanden. Mein Fleisch und Blut stelleten mir sehr nachdrücklich vor alles gehabte Wohlleben, Ehr, Reputation (guten Ruf) und Kredit unter vielen hohen Leuten, die Hoffnung zu noch größeren Ehren, die große Gefahr, Elend und Verachtung, wo ich sollte attrapieret (ertappt) werden, sonderlich aber auch die Armut und den elenden Stand, in welchem ich auch unter den Evangelischen leben würde, weilen solche Leute unter ihnen wegen vieler übler und ärgerlicher Aufführung gar gering und verächtlich angesehen werden. So habe ich mich denn auch durch den Rat Fleisch und Bluts dahin persuadieren lassen, daß ich meinen Entschluß im Herzen geändert und den Vorsatz faßte, in dem Papsttum äußerlich zu verharren, innerlich aber im Herzen evangelisch gesinnt zu bleiben. Ich habe mich nicht gescheuet, diesen Entschluß Herrn Pfarrer Bodenknecht zu entdecken und seine Meinung darüber zu vernehmen; der aber in etwas entrüstet mir eine gar kurze Antwort darüber gestellet und nur auf Matth. 16, 25. 26 gewiesen, wo der Herr sagt: wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.

Was hülfe es den Menſchen u. ſ. w. und Kap. 10, 32. 33: Wer mich bekennet vor den Menſchen u. ſ. w., welche Worte mir mein Herz gleich alſo gebrochen, daß ich mich reſolvieret, um jeden Preis meinen chriſtlichen Vorſatz mit Gottes Gnad, Hilf, Schutz auf den beſtimmten Tag ins Werk zu ſetzen.

Dahero als dieſes Tages Nacht angebrochen, und in dem Kollegio der Kreuzherrn eine große Mahlzeit unter großem Freudentumult war, habe ich mich von der Tafel hinweg praktizieret unter dem Vorwand, als ſatt in das Bett zu gehen, mich in meinem Zimmer angezogen, bin auch mit vielen Thränen auf die Kniee gefallen, den göttlichen Beiſtand zu erbitten in ſo wichtiger Seelenſache und großer Gefahr, bis an mein Ende unglücklich zu werden, ſo mich die Papiſten erhaſchen ſollten. Sodann habe ich den Schlüſſel des Zimmers abgezogen, auf den Tiſch geleget, endlich die Thür unter noch vielem inwendigen Streit zugezogen und ſo Babel verlaſſen, mit dem Entſchluß, ſolches ewig nicht mehr zu ſehen. Als nun der liebe Gott mich ſo glücklich ausgeführet, habe ich mich in Herrn Pfarrer Bodenknechts Haus begeben, allda von ihm und anderen guten Freunden teils freudigen, teils betrübten Abſchied genommen, da ich dann unter ihren Segenswünſchen durch das ſogenannte Einlaßthor zu der Stadt hinaus gelaſſen und dem Geleit des großen Bundesengels überlaſſen worden.

Aber auch der böſe Feind hatte ſeine Netze geſtellet, um mich zu verderben. Als ich zu Fuß in einer halben Stunden mit einem Stadtreiter nach dem zur Stadt gehörigen Flecken Steinheim gekommen, da haben wir auf

einmal ein großes Halloh hinter uns vernommen. Man hat mit Kugeln auf uns geschossen, ohne daß wir jedoch Schaden hievon genommen hätten. Mein Gefährte trieb mich zur Eile an; ich konnte ihm aber bald nicht mehr nachkommen. Ich merkte, daß auch vor mir ein Trupp Reiter sichtbar wurde und erkannte gar deutlich die Stimme des obenbemeldeten Klosterbruders Willibald. Mein Gefährte hat sich alsobald in den nahen Wald geflüchtet; ich aber legte mich in einen Wassergraben, um so meinen Verfolgern zu entkommen, in welchem Graben ich auch über zwo Stunden verharren mußte. Die Kreuzherren mit ihren Helfershelfern hatten mich unterweilen eingeholt und suchten mich überall mit Laternen und Windlichtern; aber ich blieb ihnen verborgen. Da sie nun endlich der Meinung geworden, ich sei in dem nahen Wald in einem Verstecke verborgen, ließen sie zuletzt ab mit Suchen und gingen von dannen. Ich habe mich über diese wunderliche Errettung aus der Hand meiner Feinde schon freuen wollen, doch ich sollte noch viel Schlimmeres erleben müssen. Denn als ich mich von meinem Versteck wegpraktizieren wollte, da drang auf einmal ein großer Hund auf mich ein und gab durch lautes Bellen meinen Verfolgern zu verstehen, daß er mich gefunden habe. Etliche von denselbigen, unter denen auch obenbesagter Willibald, haben dem Hund auch Gehör geschenket und mich aus dem Graben herfürgezogen und alsdann mit Schlägen und Stößen gar jämmerlich malträtieret, also daß ich in meinem Herzen gar sehr verzagt geworden und mich persuadieren wollte, selbige Nacht

müßte meine letzte ſein. Aber der Gott, den ich ſo flehentlich um ſeinen Schutz angerufet, hat mich in dieſer großen Trübſal nicht vergeſſen. Mein Gefährte vermerkte meine ſchlimme Lage, derohalben er auch alſobald in die Stadt zurückgeeilet und hat obengedachten Magiſtratsperſonen, ſo noch im Hauſe des Pfarrers Bodenknecht verſammelt, mein Unglück vermeldet. Und da ich ſchon nahe am Einlaßthor geweſen, auch jede Auskunft und Flucht für unmöglich gehalten, da ſind plötzlich eine Schar Stadtreiter herangeritten, die mich alſobald aus der Hand meiner Peiniger befreiet. Sie waren auch über meine Mißhandlung über die Maßen entrüſtet, alſo daß ſie den böſen Willibald und ſeine Genoſſen mit Schlägen übel zugerichtet. Mich aber haben ſie hernach auf ein Pferd geſetzet und mich bis gen Steinheim begleitet. Vor dieſem Orte hab ich mich ſamt meinem Gefährten auf zwei ſchon parat geſtandene und von den Herren der Stadt für mich beſtellte Pferde geſchwungen und in Gottes Namen meine Reiſe nach Tübingen angetreten. Ehe wir in der Reichsſtadt Ulm anlangten, bemerkten wir, daß wir wiederum verfolgt würden, wir entwichen aber glücklich auf Nebenwegen und kamen ſo, nachdem wir Tag und Nacht geritten, unter Gottes Geleit und ein und dem andern wunderlichen Begegnis mit meiner großen innerlichen Freude und herzlichem Dank zu Gott den 19. September um Mittagszeit wohlbehalten in Tübingen an, nicht des Vorhabens, allda zu verbleiben, ſondern in der Religion mehrere Gründe zu nehmen und alsdann ferner bei gegebener Gelegenheit mit

Herrn zu reisen und mich in der Welt umzusehen. Als ich allda angelanget, hab ich mich mit Empfehlungsschreiben an Herrn Dr. Andreas Adam Hochstetter gewendet, der mich mit Empfehlungsschreiben nach Stuttgart an einige hochfürstliche Herrn Konsistorialräte gewiesen, allwo ich gleich nach übergebenem unterthänigstem Denkschreiben in das hochfürstliche Stift aufgenommen, welche hohe Gnade ich als eine sonderliche Vorsehung und Leitung Gottes gehalten.

Mein Vorsatz, mich ferner in der Welt umzusehen und die Rechte zu studieren, wurde geändert, und ich konnte fröhlich der Weisung folgen, mich dem theologischen Studium ferners zu widmen, um mittelst solchem meinem Gott in seiner heiligen Kirchen zu dienen.

Zu Tübingen habe ich mich über ein Jahr nicht aufgehalten, da ich doch inzwischen insonderheit unter der getreuen Sorge und väterlichen Unterweisung des hochzuverehrenden Herrn Kanzlers Johann Wolfgang Jäger noch mehreren Grund in evangelischer Religion und Theologie geleget, unter solchem hohen Patron über Röm. 7 disputieret, deme Gott für seine große Sorge und Liebe gegen mich mit tausendfachem zeitlichem und ewigem Segen ersetzen wolle.

Weil ich aber auch in Tübingen von den Papisten in ziemlicher Verfolgung und Anfechtung gewesen, und es Gelegenheit gegeben, mich in Stuttgart aufzuhalten, so begab ich mich 7. Februar 1707 dahin, und ward allda zuerst

Lehrer der Söhne des Generalmünzwardein, Herr Chriſtian Thill; nachher brachte ich meine Zeit teils mit Privatſtudien, teils mit vielfachem Predigen zu, bis von gnädigſter Herrſchaft ſelbſt unmittelbar auf nachdrückliche Empfehlung des löblichen Magiſtrats der Reichsſtadt Memmingen an ein hochfürſtlich Konſiſtorium mit der Berufung auf die wohlgelegene und anſtändige Pfarrei Schöckingen, Leonberger Amts, bedacht worden. Und da habe ich mich denn mit Gott auf guter Freunde Rat entſchloſſen, in den Stand heiliger Ehe zu treten mit der edlen und tugendgezierten Jungfrau Margaretha Suſanna Seegerin, deren ſeliger Vater war geweſen der weiland hochwürdige Herr Theophilus Seeger, getreu-eifriger und höchſt beliebter Superintendent der Stadt und Herrſchaft Heidenheim (geſtorben am Palmſonntag 1698).

Den 15. Januar 1708 habe ich meine Anſtandspredigt zu Schöckingen abgeleget über den Text Ezech. 3, 17: Du Menſchenkind, ich habe dich zum Wächter geſetzt u. ſ. w. Bei dieſer Station habe ich zugebracht drei Jahr, drei Monat und zwar in gutem merklichem Segen, Liebe und Zufriedenheit meiner damaligen Zuhörer, auch zu meinem eigenen und meiner lieben Ehefrau Vergnügen. Dahero wir uns oft darüber bekümmert und gegrämet, daß wir ſolche uns anſcheinend ſegensreiche Station ſo bald verlaſſen; ſo doch das unſer Troſt war, daß es nicht aus Mutwillen, ſondern aus bedenklichen Urſachen war geſchehen. Denn wir mußten vielerlei Nachſtellungen von katholiſcher Seite erfahren; wie dann einsmal ein Offizier zu mir kam,

Bekanntschaft mit mir suchte und mich persuadieren wollte, daß ich mit ihme aufs Feld hinaus spazieren möchte, wovon mich aber Gott abhielte und verwahrete; denn auf dem Feld eine Postchaise mit Bedienung war, die mich vermutlich hätte entführen wollen. So haben meine Feinde mich allenthalben verfolget und mir hie und da aufgelauert, sintemal zu derselbigen Zeit auch fremde Kriegsvölker im Land gestanden und österreichische Reiter sich hie und da zeigten.

Am neunten Sonntag nach Trinitatis hielt ich in Schöckingen meine Abschiedspredigt über die Worte 1 Sam. 12, 23—25: „Es sei aber auch ferne von mir, mich also an dem Herrn zu versündigen, daß ich sollte ablassen für euch zu beten und euch zu lehren den guten und richtigen Weg. Fürchtet nur den Herrn und dienet ihm treulich und von ganzem Herzen; denn ihr habt gesehen, wie große Dinge er mit euch thut." Welche Predigt sowohl meinerseits mit schwerem Herzen, als auch unter den Thränen der Zuhörer von mir gehalten wurde.

Die neue Station war das Diakonat Leonberg. Den Aufenthalt allda betreffend muß ich bekennen, daß es mir hier zu Zeiten auch gar widerwärtig auf allerhand Art, doch hoffentlich zu meiner Prüfung ergangen; also zwar, daß mir eines und das andere in meinem Leben noch niemalen begegnet, was mich hier gedrucket und schier zu Boden gedrucket hat; und darf ohne Scheu melden, daß Leonberg in mancherlei Zufällen mein Fegfeuer bishero gewesen; will aber doch aus wichtigen Ursachen davon

ſchweigen. Wann der liebe Gott mir Gnade und Geduld giebt, dann iſt alles leicht, und werden alle Dinge endlich zu einem guten Ende gedeihen. Wobei ich mich ſelbſten zu lehren und zu erinnern habe der recht güldenen Worte meines ſeligen Vaters, die er unter mancherlei Widerwärtigkeiten oft im Munde geführet:

„Geduld iſt eins von bittern Dingen,
Kann aber gute, ſüße Früchte bringen.“

Doch hat mir der liebe Gott auch ſowohl durch mein ganzes elendes Leben, als auch hier ſeine Güte und Liebe oft reichlich zu koſten und zu ſchmecken gegeben, mich immerhin geſund erhalten und ſonderlich bei ziemlich geringen und gar nicht erklekhenden Einkünften, die von den Ausgaben wohl zweimal übertroffen werden und bei zunehmender Haushaltung niemalen Mangel leiden laſſen, ſondern noch vielmehr mein weniges geſegnet, daß es dato noch mehr zu- als abgenommen.

Nach ſiebenjährigem unfruchtbarem Eheſtand hat mich der liebe Gott unverhofft mit Kindern geſegnet. Das erſte im Auguſt 1715 geborene, wurde gleich nach der Geburt zur hl. Taufe gebracht, von Sünden gereinigt und in das Lebensbuch der Gnade Gottes eingezeichnet. Dieſes mein Kind hatte zu Taufpaten: den Magiſtrat, die Geiſtlichkeit und ſämtliche evangeliſche Burger der h. römiſchen Reichsſtadt Memmingen.

Gott zu Ehren und meinen noch lebenden Kindern zur Lehr und Erweckung kann ich nicht unterlaſſen, hieher zu ſetzen, welch ein edles, tugendhaftes, aufrichtiges, ge-

lirniges, Gott, Eltern und seine Geschwister recht herzlich liebendes Gemüt dieser mein lieber Karl Maximilian Gottlieb aus Gottes Güte in seinem zarten Leib getragen, welch feine Tugend und Klugheitsgeruch schon im dritten Jahr des Alters mit Ergreifung der christlichen Glaubensgründe, schöner Sprüche, Psalmen, Gesänger, Gebeter, auch Buchstabierens und Lesens und dann auch mit Gehorsam und Liebe gegen die Eltern und mit annehmlicher Freundlichkeit gegen jedermann also hat von sich duften und glänzen lassen, daß dieses Kind nicht nur von den Eltern und gesamter Freundschaft, sondern auch von der gesamten allhiesigen Gemeinde recht herzlich geliebet und recht hoch als Wunderzierde der Jugend gehalten worden. — Von außen und dem Leibe nach ist er schön, weiß, zart und schon so wohl gewachsen gewesen, daß er der Postur nach als ein Knabe von zehn Jahren gelten konnte. Im Alter von zwei Jahren lernte er schon Gebeter, Sprüche, Psalmen und Gesänge sprechen; nach zurückgelegtem drittem Jahre hat er angefangen, das ABC zu lernen, und dann bald also zugenommen, daß er schon fertig und schön in allen fürgelegten Büchern hat können lesen, wozu auch dieses kommen, daß er zwischen dem dritten und vierten Jahr seines Alters schon viele Psalmen, gegen dreißig schöne, geistreiche Kirchenlieder, gar viele biblische Sprüche, schöne Gebeter, dazu den lieben Katechismum fertig in sein Gedächtnis gefasset; und da er 3 1/2 Jahr alt war, da hat er in der öffentlichen Gemeinde vor dem Altar bei der Kinderlehr mit einem Knaben von acht Jahr mit lauter

heller Stimm und recht friſchem Mut den Katechismus geſprochen und alle Sonntag in der Kinderlehr aufgeſtellete Fragen des Chriſtentums mit heller Stimm zur Verwunderung aller Anweſenden richtig geantwortet, ſo daß jedermann Großes und Sonderbares von ihm geahnet hat. Da aber alſo dieſer liebe an Seel und Leib ſchöne Knabe in vollem Zunehmen war, kam nach Gottes Rat und Willen der blaſſe Tod über dieſe edle und ſo ſchön florierende Blume und hat ihn durch eine anfangs gering ſcheinende Krankheit aus dem Leben hingeriſſen am 24. September 1719. Doch hab ich denn meinen faſt großen Schmerz in dieſem Vers ausgedrucket:

Nun liebe Seel, Karl Maximilian
Gottlieb, leb und genieße,
Was dein Gott dir beſcheret hat.
Tauſend Freuden, Luſt und Segensgüſſe
Überſtrömen nach der Thränenſaat
Deine Seel in vollem ſüßem Frieden
In deines Jeſu Himmelreich.
Ach ſo ruh, ja ruh mein tauſend Wonne!
Ach, daß ich auch im Himmel wär!
Und genöß jenes Licht und Sonne,
Nach der mein Herz ſich ſehnet ſehr!
Nun ich leb und ſchwebe hier auf Erden
In vieler Müh und ſchwerer Laſt,
Ich ſehne mich, wie du erlöſt zu werden,
Bei dir zu ſein ins Himmels Raſt,
Dich zu umfangen mit tauſend Küſſen
Und des Friedens ewig zu genießen.

Aber mit dem Kreuz in meinem Haus iſt's nun noch nicht zu End geweſen. Nach einigen Monden hab ich in

einer Wochen zwei Kinder begraben, die an den Pocken gestorben sind.

Ach welch ein Herzeleid,
In einer Wochenzeit
Zwei Kinder sehen sterben!
Doch wohlgemut, mein Herz,
Dies lindert deinen Schmerz:
Sie sind Himmelserben;
Lebet, triumphieret,
Grünet und florieret,
Bis ihr auch werdet sehen
Im Himmel uns eingehen.

Mit solchem Vers hab ich dazumalen mich und meine liebe Ehefrau zu trösten versuchet.

Ach! und noch viele andere schwere Prüfungen sind hernach über mich hereingebrochen, sintenmalen die Papisten auch in Leonberg nicht abgelassen, mich zu inkommodieren.

So ist einmal, als ich eben am frühen Morgen mein Bette verlassen, ein Bürger dasiger Stadt in eiligem Laufe ins Diakonat geeilet und hat vermeldet, daß ein Trupp Reisige in der Stadt angekommen wären, die mein Haus zu umstellen und mich einzufangen gedächten.

Ich habe mir nun wohl gedacht, wer diese Reiter hieher schickte, dahero ich eilends mein Haus verlassen und gen Stuttgart geflohen bin, allda ich mich etliche Wochen aufgehalten, bis die fremden Völker das Land verließen. Hernach hab ich vernommen, daß die Jesuiten wieder einmal mit im Spiel steckten.

Ein andermal kamen etliche starke Mannspersonen gen Leonberg, so mit Schießgewehren versehen waren.

Dieſe ſind während des Gottesdienſts vor die Kirchthüren geſtanden, und haben auch den Prediger auf der Kanzel gar ſcharf fixieret, in der Abſicht, wenn es meine Perſon wäre, mich kurzer Hand herunterzuſchießen. Endlich ſagten ſie zu einander: „Dieſer iſt es nicht," welches gewiſſe Perſonen gehöret haben, hierauf ſie wieder aus Leonberg verſchwunden ſind. Ich ſelber habe dazumalen nicht gepredigt, ſonſt hätte es mir ſchlimm gehen können.

Endlich hab ich auch zu unterſchiedenen Zeiten und auch noch im letzten Jahre ein Schreiben von einem Römiſch-Katholiſchen hohen Orts erhalten, des Inhalts, daß, ſo ich in die alleinſeligmachende Kirche umkehren ſollte, ich noch zu einem großen Mann gemacht würde. Und als einem alten Manne, der nun nahe an der Pforte der Ewigkeit ſtehe, dürfte ich wohl meine Irrwege bedenken und meine Ketzerei endlich widerrufen.

Ich aber will bis an mein Ende, es mögen auch noch ſo viele Verfolgungen und Prüfungen über mich kommen, dem wahren Evangelio, um deſſen Willen meine Vorfahren ſo viel Schmach und Unglück erlitten, getreu verbleiben. Und im Vertrauen auf das unſchuldig vergoſſene Blut meines Heilandes hoffe ich, dereinſt in jenem ewigen Himmelsſaale meinen herzlieben Vater und auch alle meine Vorfahren zu ſchauen, die mir ſo oft zum Vorbild und zur wahren Erbauung gedienet haben.

Nun, welche aus meinen Kindern und Kindskindern dieſes zum Trieb und Exempel der Tugend und eines gottesfürchtigen Wandels werden ſich laſſen dienen, über

dieſe ſeie Ruhe, Friede und Segen des Herrn vom Himmel!

Amen.

Soweit hat uns Johann Maximilian Lavenſtein ſein Leben beſchrieben. Großen Segen in ſeiner Gemeinde hinterlaſſend ſtarb er, wie es heißt, als ein rechtſchaffen Bekehrter in der evangeliſch-lutheriſchen Religion anno 1757 ſeines Alters in dem 79ſten Jahr.

Er hat zwei Kinder hinterlaſſen, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn Ludwig Friedrich Lavenſtein war einſt Präzeptor in Murrhardt, ſpäter Stadtpfarrer in Möckmühl. Die Tochter Juliane Margarethe wurde im zwanzigſten Jahre Gattin des L. Rheinfelder, Pfarrers zu Hirſchlanden, mußte aber nach etlichen Jahren, in den Witwenſtand verſetzt, mit vier Kindern ins Elternhaus zurückkehren, bis ſie wieder anderwärts verſorgt wurde. Ein Hauptmann von Lavenſtein kam im Jahr 1812 in Rußland um.

Jetzt iſt uns keine Spur mehr bekannt von männlichen Nachkommen des einſt ſo berühmten Geſchlechts, von dem die Chronik erzählt, daß ein Ahnherr desſelben Oberſtmundſchenk, ein anderer ſogar Kanzler des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes geweſen ſei. Verſchwunden und vergeſſen iſt das hehre Stammſchloß derer von Lavantthal und keine Ruine, kein Gedenkſtein zeigt die Stelle an, wo dieſe wackeren Vorkämpfer und Schirmherrn des Evangeliums gewohnt haben. Mit rückſichtsloſer Härte ſind

ſie von Hab und Gut vertrieben worden, und ſie haben alles freudig verlaſſen, um das eine wahre Kleinod nicht zu verlieren.

Jahrhunderte ſind ſeitdem vergangen, vieles hat ſich geändert, und die neue Zeit ſieht gerne mit einem wehmütigen Lächeln auf jene Tage des blinden Glaubenseifers und religiöſen Verfolgungswahns zurück. Das Zeitalter der Humanität und Toleranz dünkt ſich hoch erhaben über die Rückſichtsloſigkeit und Grauſamkeit der mittelalterlichen Kirche.

Doch ob ſich auch vieles geändert haben mag, ob auch zum Teil ein milderer Geiſt in die Herzen eingezogen iſt, die Feinde des Evangeliums ſind die gleichen geblieben. Der Orden, der einſt Millionen von Menſchen ins Unglück brachte, iſt heute noch ebenſo fanatiſch, habſüchtig, abergläubiſch und rückſichtslos, wie vor 300 Jahren. Und wer weiß, ob er nicht bald wieder ſein Haupt ſo ſtolz erheben wird, wie ehedem, um die Ketzerei, wenn nicht mit offenbarer Gewalt, ſo doch mit neuen Ränken und Schlichen zu bekämpfen.

Möchten dann recht viele Anhänger des Evangeliums für ihren Herrn und Heiland ebenſo mutig ſtreiten, wie die Glaubenshelden, die wir in unſerer Erzählung geſchildert haben, und ebenſo freudig dulden und leiden wie die

Familie Lavenſtein.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3

I. Christoph Wenzeslaus Lavenstein von Lavantthal . . 5

1. Die traurigen Zustände im Lavantthal vor der Reformation 5
2. Die Reformation im Lavantthal 30
3. Ein Vertriebener 57

II. Ferdinand Maximilian Lavenstein von Lavantthal . 72

1. Trübe Aussichten 72
2. Die verhängnisvolle Wasserfahrt 106
3. Thomas Kienberger 120
4. Der Sturm bricht los 139
5. Die Emigranten 150
6. Die Reformationskommission in Klagenfurt . . . 163
7. Der Meuchelmord 174
8. Ein edler Dulder 192
9. Die ferneren Schicksale des Obersten Karl Maximilian Lavenstein und sein Ende 215

III. Haus-, Familien- und Oekonomiebuch von Magister Johann Maximilian Lavenstein 231

1. Leben des Karl Christoph Lavenstein 232
2. Leben des Mag. Johann Maximilian Lavenstein . . 260

Barth, Dr. C. G., Tausend biblische Fragen und Antworten. 6. Aufl. [illegible] S. In Leinw. M. 1., brosch. [illegible]

— **Biblische Poesieen für Kinder.** 8. Aufl. Leinw. M. 1.70, kr. M. 1.

Biblische Übungen. [illegible] Fragen und Antworten. Von J. Hesse. In Leinwand M. 1.40, kart. M. 1.—

Handbüchlein der Weltgeschichte. Verfaßt von Pfarrer Blumhardt. Mit Abbild. 9. Aufl. Leinw. M. 1.70, brosch. M. 1.—

Christliche Kirchengeschichte. Mit 81 Abbild. [illegible] S. In Leinw. M. 1.70, brosch. M. 1.—

Württembergische Väter. [illegible] Leben Württembergs. Von W. Claus. Bd. I. Von Bengel bis Burk. Mit 4 Porträts. [illegible] M. 2.—, II. Von Brastberger bis Hofacker. Mit 4 Porträts. [illegible] M. 2.

Biblisches Handwörterbuch illustriert. Unter Mitwirkung von Prof. Delitzsch, Godet, Orelli, Schlatter, Stadtpf. Hermann, Roos, Insp. Oehler und andern Theologen [illegible] von Dekan Lic. th. P. Zeller. 2. Aufl. 1000 S. mit über 500 Illustr. u. 5 Kart. In Halbfranzb. M. 10.—, brosch. M. [illegible]

Theologisches Handwörterbuch illustriert. (Calwer Kirchenlexikon.) Unter Mitwirkung von Prof. Kostlin, Kirn, Stadtpf. Hermann, Kolb, Traub u. anderen Theologen [illegible] von Dekan Lic. th. P. Zeller. Zwei Bände Lex.-[illegible] mit [illegible] Illustrat. (Bd. I [A—K] 1012 S., Bd. II [L—Z] 1000 S.) Beide Bände brosch. M. 16.—, in 2 Halbfranzbd. M. [illegible]

Handbuch der Bibelerklärung. Band I. Das alte Testament. Band II. Das neue Testament. [illegible] Sechste Auflage. In Einen Halbfederband gebunden M. 7.[illegible] in zwei Halbfranzbänden M. 9.—; brosch. M. [illegible]

Calwer Bibelkonkordanz oder vollständiges Biblisches Wortregister. Nach der revidierten Lutherübersetzung. Vollständig in 1444 S. Lex.-8°. Brosch. M. 6.—, einfach geb. M. 7.—, in elegantem Halbfranzband M. 7.[illegible]

Einleitung in die Bibel. Von Prof. D. A. Schlatter. 528 Seiten. In Leinwand M. 3.75, brosch. M. 3.—

Frohnmeyer, J., Biblische Geographie. Fünfte verbesserte Auflage. Mit [illegible] Bildern und Karte des heiligen Landes. In Leinwand M. 2.75, brosch. M. 2.—

Kinzler, A., Die biblischen Altertümer. 7. Auflage. Mit 83 Abbild. 564 S. In Leinwand M. 2.75, brosch. M. 2.

— **Biblische Naturgeschichte.** Mit 60 kolor. Abbild. und 61 Holzschn. 9. verb. Aufl. Leinwand M. 2.[illegible], brosch. M. 1.[illegible]

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Von R. Werner, Pfarrer in Heinrichsbad.

In Leinw. M. 3.60, mit Goldschnitt M. 4.—, brosch. M. 2.40.

Von demselben: **Die Frauen des Neuen Testaments.**

2. Aufl. 256 Seiten. In Leinwand M. 4.—, brosch. M. 3.—.